

Coben

Harlan Coben
Kein böser Traum
Roman

»Coben ist der unangefochtene Meister darin, seine Leser von der ersten Seite an zu fesseln.«

Dan Brown

GOLDMANN

Harlan
● Coben
Kein böser Traum
Roman

»Coben ist der unangefochtene Meister
darin, seine Leser von der
ersten Seite an zu fesseln.«
Dan Brown

»Adrenalin pur!« *The Evening Standard*

Grace Lawson will nur die Schnapschüsse vom letzten
Familienausflug durchsehen, als plötzlich ihr ganzes Leben
aus den Fugen gerät. Denn ein Foto passt nicht zu den übrigen:
Es scheint vor ungefähr zwanzig Jahren aufgenommen worden
zu sein und zeigt lauter Unbekannte - bis auf eine Person:
ihren Ehemann Jack. Dann verschwindet Jack, und bei ihrer
verzweifelten Suche nach ihrem Mann scheinen Grace
alle Spuren an einen Ort zu führen, den sie nur
aus ihren bösen Träumen kennt...

HARLAN COBEN

Kein böser Traum

Buch

»Kleine Ursache, große Wirkung«: Wie grausam wahr diese lapidare Redensart sein kann, erfährt Grace Lawson, glücklich verheiratete Mutter zweier Kinder, am eigenen Leib, als ihr ein mysteriöses Foto in die Hände fällt. Sie könnte schwören, dass auf dieser vielleicht zwanzig Jahre alten Aufnahme auch ihr Mann Jack zu sehen ist. Aber warum leugnet Jack dies, nur um kurz darauf spurlos zu verschwinden? Und warum ist das Gesicht einer jungen Frau auf dem Bild durchgestrichen? Die Minuten und Stunden verrinnen, und es wird immer deutlicher, dass die Lösung dieser Rätsel - und die Rettung ihres Mannes - ein dramatischer Wettlauf mit der Zeit ist. Graces Verzweiflung steigt, als sich herauskristallisiert, dass der Schlüssel für die Gegenwart in der Vergangenheit liegt, in einem traumatischen Erlebnis, das sich Grace aber nur in ihren Albträumen erschließt ...

Autor

Harlan Coben wurde 1962 in New Jersey geboren. Nach seinem Studium der Politikwissenschaft arbeitete er in der Tourismusbranche, bevor er sich ganz dem Schreiben widmete. Seine Werke wurden bislang in über zwanzig Sprachen übersetzt. Harlan Coben wurde als erster Autor mit allen drei wichtigen amerikanischen Krimipreisen ausgezeichnet, dem »Edgar Award«, dem »Shamus Award« und dem »Anthony Award«. Er lebt mit seiner Frau und seinen Kindern in New Jersey.

Weitere Titel des Autors sind bei Goldmann in Vorbereitung.

Von Harlan Coben außerdem bei Goldmann lieferbar:

Kein Lebenszeichen. Roman (45688)

Kein Sterbenswort. Roman (45251)

Keine zweite Chance. Roman (45689)

Harlan Coben

Kein
böser Traum

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Christine Frauendorf-Mössel

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel
»Just One Look« bei Dutton,
a member of the Penguin Group (USA) Inc., New York

Dieses Buch ist ein Werk der Fiktion. Die Personen, Orte,
Ereignisse und Dialoge entstammen der Fantasie des Autors.
Jegliche Ähnlichkeit mit tatsächlichen Ereignissen,
lebenden oder toten Personen ist rein zufällig.

ISBN-13: 978-3-442-46084-7

www.goldmann-verlag.de

Dieses Buch ist Jack Armstrong gewidmet,

denn er gehört zu den Guten.

»Babe, give me your best memory,
But it don't equal pale ink.«

Adaption eines chinesischen Sprichworts
(*Auch das beste Gedächtnis kann blasseste Tinte nicht ersetzen*)
für den Song »Pale Ink« von der Jimmy-X-Band.
(Text und Copyright by James Xavier Farmington.)

Scott Duncan saß dem Killer Auge in Auge gegenüber.

In dem fensterlosen, gewitterwolkengrauen Raum lastete verlegene Stille, jenes gespannte Verharren unter Fremden, wenn keiner weiß, wie die Musik spielen wird und welcher Tanz beginnt. Scott eröffnete versuchsweise mit einem neutralen Nicken. Der Killer, ziemlich auffällig in orangeroter Anstaltskleidung, fixierte ihn ausdruckslos. Scott verschränkte die Hände und legte sie auf den Metalltisch. Der Killer - die Polizeiakte wies ihn als Monte Scanion aus, wobei man sicher ausschließen konnte, dass dies sein richtiger Name war - hätte es ihm ohne Fußketten und Handschellen möglicherweise gleichgetan.

Warum, fragte sich Scott zum wiederholten Mal, bin ich eigentlich hier?

Als Staatsanwalt war er ausschließlich für Korruption in der Politik zuständig gewesen - eine florierende Schattenwirtschaft in seinem Heimatstaat New Jersey -, bis dann vor drei Stunden dieser Monte Scanion, ein Henkersknecht wie kaum ein zweiter, unverhofft sein langes Schweigen gebrochen und als Erstes eine Bedingung gestellt hatte.

In der Tat: eine Bedingung.

Ein Vier-Augen-Gespräch mit dem stellvertretenden Staatsanwalt Scott Duncan.

Aus einer ganzen Reihe von Gründen ein ungewöhnlicher Vorgang. Erstens war ein Killer kaum in der Position, Bedingungen zu stellen. Zweitens war Scott ihm nie zuvor begegnet, noch hatte er von Monte Scanion auch nur gehört.

Scott beendete das Schweigen. »Sie wollten mit mir reden?«
»Richtig.«

Scott nickte und wartete auf mehr. Es kam nichts. »Und? Was kann ich für Sie tun?«

Monte Scanion starrte ihn weiter unverwandt an. »Wissen Sie, weshalb ich hier bin?«

Scott sah sich im Raum um. Abgesehen von Scanion und seiner Person waren vier Leute anwesend. Linda Morgan, die Bundesstaatsanwältin, lehnte betont lässig an der Wand. Hinter dem Häftling standen zwei Muskelprotze, geklonte Schränke in Wärteruniform. Scott kannte die aufgeblasenen Typen, hatte die heitere Abgeklärtheit erlebt, mit der sie ihren Job erledigten. Heute allerdings, angesichts dieses mit Fußeisen und Handfesseln ruhig gestellten Häftlings, waren sogar sie nervös. Scanions Anwalt, vom Typ »Wiesel«, der den Geruch billigen Eau de Colognes verströmte, vervollständigte den flotten Vierer. Alle Blicke ruhten auf Scott.

»Sie haben Leute umgebracht«, antwortete Scott. »Und zwar 'ne ganze Menge.«

»Ich war, was man landläufig einen Auftragskiller nennt. Ich war« - Scanion legte eine Kuntpause ein - »ein Mörder, den man mieten konnte.«

»In Fällen, mit denen ich nichts zu tun hatte.«

»Richtig.«

Scotts Vormittag hatte noch leidlich normal begonnen. Er hatte eine Zeugenvorladung für einen Müllabfuhr-Unternehmer aufgesetzt, der den Bürgermeister einer Kleinstadt schmierte. Reine Routinesache. Ein alltäglicher Vorgang im Gartenstaat New Jersey. Das war - wie lange her? Eine? Eineinhalb Stunden? Jetzt saß er an einem im Fußboden fest verankerten Tisch einem Mann gegenüber, der - nach Linda Morgans grober Schätzung - etwa einhundert Mitbürger kaltblütig ins Jenseits befördert hatte.

»Warum also ich?«

Scanion wirkte wie ein alternder Playboy, jener Männertyp, der in den Fünfzigern problemlos als Galan von einer der Gabor-Schwestern durchgegangen wäre. Er war hager, fast schon ausgezehrt. Das ergraute Haar trug er glatt zurückgekämmt, die Zähne waren nikotingelb, die Haut ledern von zu viel Sonne und allzu langen Nächten in allzu vielen zwielichtigen Etablissements. Niemand im Raum kannte seine wahre Identität. Bei seiner Verhaftung trug er einen argentinischen Pass bei sich, der auf den Namen Monte Scanion - Alter 51, ausgestellt war. Das Einzige, was daran stimmte, war vermutlich das Alter. Seine Fingerabdrücke waren in der Datenbank des National Crime Information Centers nicht erfasst. Bei der biometrischen Gesichtserkennung hatte der Computer eine dicke, fette Null ausgespuckt.

»Wir sollten uns allein unterhalten.«

»Sie gehören gar nicht in meinen Zuständigkeitsbereich«, beharrte Scott. »Das ist Sache der Frau Bundesstaatsanwältin.«

»Hier geht es um eine Sache, die sie nicht tangiert.«

»Aber mich? Inwiefern?«

Scanion beugte sich vor. »Was ich Ihnen zu sagen habe, stellt Ihr Leben auf den Kopf.«

Scott versuchte, weder Spott noch Skepsis zu zeigen. Die Denkweise von Kriminellen hinter Gittern war ihm nur allzu vertraut - ihre trickreichen Manöver, ihr Verlangen nach Nervkitzel, ihre Suche nach einem Ausweg, ihr aufgeblasenes Selbstbewusstsein. Linda Morgan schien seine Gedanken zu erraten, denn sie warf ihm einen warnenden Blick zu. Monte Scanion, so hatte sie ihm unterbreitet, hatte über einen Zeitraum von gut dreißig Jahren für einige Mafia-Familien gearbeitet. Die Kollegen vom Dezernat für das organisierte Verbrechen waren mehr als scharf auf Scanions Kooperation. Doch seit seiner Verhaftung hatte der Mann konsequent geschwiegen. Bis heute Morgen.

Was wiederum Scott auf den Plan gebracht hatte.

»Ihr Boss«, begann Scanion und deutete mit dem Kinn auf Linda Morgan, »hofft inständig, dass ich mich kooperativ zeige.«

»Ihnen blüht die Giftspritze«, entgegnete Morgan, die weiterhin um Lässigkeit bemüht war. »Nichts, was Sie sagen oder tun, wird daran etwas ändern.«

Scanion grinste. »Aber nicht doch. Ihr habt doch viel mehr Muffensausen, dass euch meine Informationen durch die Lappen gehen, als ich vor dem Tod.«

»Na wunderbar. Wieder mal einer von den Kandidaten, die keine Angst vor dem Tod haben.« Sie stieß sich von der Wand ab. »Wissen Sie was, Monte? Die ganz harten Jungs sind immer die ersten, die sich in die Hose machen, sobald wir sie auf die Trage schnallen.«

Scott versagte sich jeden Kommentar in Richtung seiner Vorgesetzten. Scanion grinste unbeeindruckt weiter, ohne den Blick von Scott zu wenden. Scott gefiel nicht, was er in diesen Augen sah. Abgesehen von dem zu erwartenden schwarzen, kalten Glitzern war da - vielleicht bildete er es sich auch nur ein - etwas jenseits der routinierten Ausdruckslosigkeit. Eine Bitte? Scott konnte sich diesem Blick nicht entziehen. Vielleicht Bedauern?

Möglicherweise gar Reue?

Scott sah zu Linda auf und nickte. Sie runzelte die Stirn. Scanion hatte die erste Runde gewonnen. Linda berührte einen der Muskelmänner leicht an der Schulter und bedeutete den beiden, den Raum zu verlassen. Scanions Anwalt erhob sich und brach zum ersten Mal sein Schweigen. »Alles, was er jetzt sagt, kann nicht gegen ihn verwendet werden.«

»Weichen Sie den Herrschaften nicht von der Seite«, befahl Scanion ihm. »Möchte sicher sein, dass sie nicht mithören.«

Der Rechtsverdreher griff nach seinem Aktenkoffer und folgte Linda Morgan zur Tür. Kurz darauf waren Scott und Scanion allein. Im Film gehört alle Macht den Killern. Im wirklichen Leben gestaltet sich das etwas differenzierter. Da sind sie keine Entfesse-

lungskünstler, die sich mitten in einem Hochsicherheitstrakt ihrer Ketten entledigen. Außerdem wusste Scott, dass die beiden Fleischberge von Wärtern hinter der verspiegelten Glasscheibe standen und jede Bewegung verfolgten. Die Sprechanlage allerdings blieb auf Scanions ausdrücklichen Wunsch abgeschaltet.

Scott deutete seinem Gegenüber mit einem Schulterzucken ein fragendes Also? an.

»Ich bin kein gewöhnlicher Auftragskiller.«

»Was Sie nicht sagen.«

»Ich habe meine Prinzipien.«

Scott schwieg abwartend.

»Ich töte nur Männer.«

»Donnerwetter!«, bemerkte Scott. »Bin tief beeindruckt.«

Scanion ignorierte den Sarkasmus. »Das ist Regel Nummer eins. Ich bringe nur Männer um. Keine Frauen.«

»Hm, ich hab's schon beim ersten Mal begriffen. Verraten Sie mir eines - Ihre Regel Nummer zwei, lautet die vielleicht, dass Sie Frauen erst nach dem dritten Rendezvous abservieren?«

»Halten Sie mich für ein Monster?«

Scott zuckte die Schultern, als läge die Antwort auf der Hand.

»Sie halten nichts von meinen Regeln?«

»Was für Regeln? Sie bringen Leute um. Sie erfinden diese so genannten Regeln doch nur, um sich einen Anschein von Menschlichkeit zu geben.«

Scanion schien zu überlegen. »Möglich«, räumte er ein. »Meine männlichen Opfer waren Abschaum. Abschaum hat mich angeheuert, Abschaum zu vernichten. Ich bin nichts weiter als ein todbringendes Werkzeug, eine Waffe.«

»Eine Waffe?«, wiederholte Scott.

»Richtig.«

»Einer Waffe ist es pieegal, wer durch sie stirbt, Monte. Männer, Frauen, Omas, kleine Kinder. Eine Waffe macht da keine Unterschiede.«

Scanion lächelte. »Touche.«

Scott strich mit den Handflächen über seine Hosenbeine. »Sie haben mich doch nicht herbestellt, um mir einen Vortrag über Ethik zu halten, oder? Also, was wollen Sie?«

»Sie sind ein geschiedener Mann, Scott.«

Er sagte nichts.

»Keine Kinder, Trennung in beiderseitigem Einvernehmen, der Ex noch immer freundschaftlich verbunden.«

»Was soll das?«

»Ich versuche, Ihnen etwas begreiflich zu machen.«

»Was denn bitte?«

Monte senkte den Blick. Aber nur für einen Moment. »Was ich Ihnen angetan habe.«

»Ich kenne Sie nicht mal.«

»Aber ich Sie. Schon ziemlich lange.«

Scott nahm es schweigend hin. Er starnte auf die verspiegelte Glasscheibe. Linda Morgan stand mit Sicherheit dahinter und versuchte zu erraten, worüber sie sich unterhielten. Sie brauchte Informationen. Er überlegte, ob sie möglicherweise den Raum verwanzt hatten. Vermutlich. In jedem Fall lohnte es sich, Scanion bei der Stange zu halten.

»Sie sind Scott Duncan. Alter 39. Juraexamen an der Columbia University. Sie könnten als Anwalt in der freien Wirtschaft wesentlich mehr Geld verdienen, aber das langweilt Sie. Sie arbeiten seit 6 Monaten bei der Staatsanwaltschaft des Staates New Jersey. Ihre Eltern sind vergangenes Jahr nach Miami gezogen. Sie hatten eine Schwester. Aber die ist gestorben. Als sie noch auf dem College war.«

Scott verlagerte unruhig sein Gewicht. Scanion musterte ihn aufmerksam.

»Ist das alles?«

»Wissen Sie, wie mein Geschäft funktioniert?«

Themenwechsel. Scott wartete einen Herzschlag lang. Scan-

Ion spielte mit ihm, versuchte ihn zu verunsichern oder irgend-einen ähnlichen Blödsinn. Scott hatte nicht die Absicht, darauf hereinzufallen. Was er über Scotts Familienverhältnisse »ent-hüllt« hatte, war kaum beeindruckend. Mit einigen geschickten Anrufen hätte das jeder herausfinden können.

»Nein. Aber Sie werden's mir sicher gleich sagen!«, antwor-tete Scott.

»Nehmen wir mal an, Sie möchten jemanden aus dem Weg haben«, begann Scanion.

»In Ordnung.«

»Sie rufen einen Freund an, der einen Freund kennt, der wie-derum einen Freund hat, der mit mir Kontakt aufnehmen kann.«

»Und nur dieser letzte Freund weiß, wer Sie sind?«

»So ungefähr. Ich hatte immer nur einen Verbindungsman-n. Aber auch was ihn betraf, war ich vorsichtig. Ich habe ihn nie per-sönlich getroffen. Wir haben Codenamen benutzt. Die Bezahlung erfolgte stets auf Konten in Übersee. Für jede, sagen wir, Trans-aktion habe ich ein neues Konto eröffnet und es wieder geschlos-sen, sobald die Transaktion erfolgt war. Können Sie mir folgen?«

»So schwierig ist das nicht«, antwortete Scott.

»Stimmt. Heutzutage läuft alles per E-Mail. Ich melde vorü-bergehend eine E-Mail-Adresse bei Hotmail oder Yahoo oder wem auch immer an. Nichts, was man zurückverfolgen könnte. Aber selbst wenn - selbst wenn jemand herausfinden sollte, wer die E-Mail geschickt hat, würde das nichts nützen. Sämtliche E-Mails wurden von Computern in öffentlichen Bibliotheken oder Internetcafes abgeschickt und auch geöffnet. Die Tarnung war perfekt.«

Scott verkniff sich die Bemerkung, dass er trotz perfekter Tar-nung letztlich im Knast gelandet war. »Und was hat das alles mit mir zu tun?«

»Darauf komme ich noch.« Scanion kam allmählich richtig in Fahrt. Offenbar hörte er sich gern reden. »In den guten alten Zei-

ten - und damit meine ich die Zeit vor acht bis zehn Jahren - lief das ganze Geschäft noch über öffentliche Telefonzellen. Namen habe ich nie schwarz auf weiß gesehen. Sie wurden mir am Telefon genannt. Ich habe sie nur gehört.«

Scanion hielt inne, um sich Scotts ungeteilter Aufmerksamkeit zu versichern. Sein Ton wurde eindringlicher, emphatischer.

»Das ist der Punkt, Scott. Das einzige Kommunikationsmittel war das Telefon. Namen habe ich immer nur akustisch, nie schriftlich mitgeteilt bekommen.«

Er starnte Scott erwartungsvoll an. Scott begriff noch immer nicht. Also fuhr Monte fort.

»Kapieren Sie nicht, warum ich betone, dass alles übers Telefon lief?«

»Nein.«

»Weil eine Person wie ich, ein Mann mit gewissen Prinzipien, am Telefon einem Irrtum erliegen konnte.«

Scott überlegte. »Komme trotzdem nicht drauf.«

»Ich bringe keine Frauen um. Das war Regel Nummer eins.«

»Sagten Sie bereits.«

»Angenommen, ich sollte einen gewissen Billy Smith kaltmachen, nahm ich natürlich an, dass Billy ein Mann ist. Ein Billy, der mit y am Ende geschrieben wird und nicht mit ie wie bei dem gleich klingenden Frauennamen. Fällt jetzt der Groschen?«

Scott geriet ins Grübeln. Scanion sah es. Sein Grinsen war wie weggewischt. Seine Stimme wurde leise und sanft.

»Ihre Schwester hatte ich eingangs schon erwähnt, nicht wahr, Scott?«

Scott sagte nichts.

»Wie war doch ihr Name? Geri, oder?«

Schweigen.

»Dämmert's, wo der Hund begraben liegt? Geri ist einer dieser irreführenden, zweideutigen Namen. Am Telefon nimmst du selbstverständlich an, dass er am Anfang mit einem J und am

Ende mit einem y geschrieben wird. Vor 15 Jahren habe ich so einen Anruf bekommen. Besagter Mittelsmann ...«

Scott schüttelte den Kopf.

»... gab mir eine Adresse. Ich erhielt präzise Angaben darüber, wann >Jerry<<, Scanion deutete mit den Fingern Anführungszeichen an, »zu Hause sein würde.«

Die eigene Stimme schien Scott plötzlich fremd zu sein, »Es hieß, es war ein Unfall.«

»Ist bei Brandstiftung die Regel. Vorausgesetzt man versteht sein Geschäft.«

»Sie können mir viel erzählen.«

Doch dann sah Scott in diese Augen, und seine Welt geriet aus den Fugen. Bilder stürzten auf ihn ein: Geris ansteckendes Lachen, das kaum zu bändigende Haar, die Zahnklammer, die Art, wie sie ihm bei Familienfeiern die Zunge rausgestreckt hatte. Ihr erster richtiger Freund (ein Idiot namens Brad), die Katastrophe, als sie zum Abschlussball der Unterstufe keinen Begleiter gefunden hatte, ihre Aufnahme ins College.

Scott fühlte, wie seine Augen feucht wurden. »Sie war erst einundzwanzig.«

Keine Reaktion.

»Und warum?«

»Hintergründe interessieren mich nicht, Scott. Ich bin nur ein Auftrags...«

»Das meine ich nicht.« Scott sah auf. »Mich interessiert, warum Sie mir das jetzt erzählen?«

Scanion betrachtete sich eingehend im Spiegel. Seine Stimme klang ruhig. »Kann sein, dass Sie Recht hatten.«

»Recht? Womit?«

»Mit dem, was Sie vorhin gesagt haben.« Er wandte sich erneut Scott zu. »Nachdem alles gesagt und alles getan ist, brauche ich vielleicht die Illusion, ein Mensch zu sein.«

Drei Monate später

Bruchstellen entstehen aus heiterem Himmel, diese tiefen Zäsuren in deinem Leben, die dir wie ein Messer ins Fleisch schneiden. Im einen Moment ist es noch dein Leben, im nächsten Augenblick findest du es wie durch den Fleischwolf gedreht, bis zur Unkenntlichkeit verändert. In seine Einzelteile zerlegt, ausgeweidet wie ein Stück Wild. Und dann gibt es noch jene Momente, in denen sich dein Leben einfach aufdröselt wie ein Strickpullover. So als habe jemand an einem losen Faden gezogen. Die Veränderung vollzieht sich anfangs nur langsam, beinahe unmerklich.

Für Grace Lawson begann alles im Fotogeschäft.

Sie hatte schon beinahe die Klinke der Ladentür in der Hand, als sie eine entfernt bekannt klingende Stimme vernahm. »Warum kaufst du dir keine Digitalkamera, Grace?«

Grace wandte sich der Frauenstimme zu. »Für diese technischen Neuheiten bin ich zu dämlich.«

»Aber ich bitte dich! Digitale Technik ist ein Kinderspiel.« Die Frau hob die Hand und schnippte mit den Fingern. »Digitalkameras sind so was von bequem. Missglückte oder überflüssige Aufnahmen löscht man einfach. Wie Computerdateien. Bei unseren Weihnachtskarten zum Beispiel. Du glaubst es nicht, wie viele Fotos Barry geschossen hat, weil Blake gerade die Augen zugekniffen oder Kyle sich weggedreht hatte. Aber je mehr du machst, sagt Barry, desto sicherer kannst du sein, ein paar brauchbare zu finden. Und wo er Recht hat, hat er Recht, oder?«

Grace nickte. Sie versuchte sich erfolglos an den Namen der

Frau zu erinnern. Ihre Tochter - Blake vermutlich - ging wahrscheinlich mit Graces Sohn Max in die erste Klasse. Oder war es das letzte Jahr im Kindergarten gewesen? Sie hatte Mühe, nicht den Faden zu verlieren. Graces Lächeln gefror allmählich zur Maske. Blakes Mutter war nicht unsympathisch, ging jedoch in der Masse der anderen unter. Und Grace fragte sich in diesem Moment nicht zum ersten Mal, ob das mittlerweile nicht auch auf sie zutraf, ob sie nicht ebenfalls eingetaucht war in das Meer vorstädtischer Einförmigkeit, ob ihre einst durchaus starke Individualität auf der Strecke geblieben war.

Der Gedanke war alles andere als ein sanftes Ruhekissen.

Blakes Mutter erging sich weiterhin in Elogen auf die Wunder des digitalen Zeitalters. Graces im Lächeln erstarrte Gesichtsmuskeln schmerzten. Sie warf einen Blick auf die Uhr und hoffte, die High-Tech-Mutter würde den Wink verstehen. 14 Uhr 45. Emma hatte nach dem Unterricht Training mit dem Schwimmteam, aber den Fahrdienst hatte heute eine andere Mutter.

»Wir sollten uns mal treffen«, sagte Blakes Mutter jetzt weniger aufgereggt. »Zusammen mit Jack und Barry. Die beiden würden sich sicher verstehen.«

»Absolut.«

Grace nutzte die Atempause, um der anderen zuzuwinken, die Tür des Fotogeschäfts zu öffnen und hinein zu schlüpfen. Die Glastür schnappte mit einem »Klack« hinter ihr zu und löste einen Klingelton aus. Beißender Chemiegeruch stieg ihr in die Nase. Er erinnerte an Alleskleber. Sie fragte sich flüchtig nach den Langzeitschäden einer Arbeit in dieser Umgebung und empfand es schon ärgerlich genug, dem auch nur kurzzeitig ausgesetzt zu werden.

Der junge Mann hinter der Ladentheke, der offenbar hier arbeitete - wobei »arbeiten« in diesem Fall eine übertrieben höfliche Umschreibung war - trug einen spärlichen, weißen Kinnbart, Haare von einer Farbe, neben der jede Kinderkreide ver-

blasste, und so viele Piercings, dass er ohne weiteres als Windorgel hätte durchgehen können. Über seinen Nacken schlängelte sich ein Kabel zu den Ohrhörern. Die Musik hämmerte so laut, dass sie noch in Graces Brust widerhallte. Seine Tätowierungen waren zahlreich. Auf der einen stand STONE. Auf der anderen KILLJOY. Grace hätte ihm gern eine dritte mit FAULENZER verpasst.

»Darf ich stören?«

Er hob nicht einmal den Kopf.

»Verzeihung!«, sagte sie etwas lauter.

Wieder keine Reaktion.

»Haben Sie was an den Ohren?«

Diesmal hatte sie seine Aufmerksamkeit erregt. Er sah sie an. Seine Augen wurden schmal. Er fühlte sich ganz offenbar gestört. Widerwillig zog er die Ohrhörer heraus. »Kontrollabschnitt?«

»Wie bitte?«

»Kontrollabschnitt.«

Ach so. Grace reichte ihm den Abschnitt. Sauerkrautbart fragte nach ihrem Namen.

Sauerkrautbart - Grace gefiel der Spitzname immer besser - blätterte einen Kasten mit Fototüten durch, bevor er eine davon herauszog. Er riss den passenden Kontrollabschnitt ab und nannte einen exorbitanten Preis. Sie reichte ihm einen Gutscheincoupon, den sie mühsam aus ihrer Geldbörse ausgegraben hatte, und beobachtete, wie sich der Preis auf ein vernünftiges Maß reduzierte.

Der junge Mann reichte ihr die Fototüte. Grace bedankte sich, doch ihr Gegenüber hatte längst die Ohrhörer wieder eingeckelt. Sie winkte ihm zu. »Danke für die zuvorkommende Bedienung«, murmelte sie. »Ich werde Sie weiterempfehlen.«

Sauerkrautbart gähnte und vertiefte sich erneut in seine Zeitschrift. Wahrscheinlich die neueste Ausgabe des Magazins für HIGH-TECH-FAULENZER.

Grace trat auf den Bürgersteig hinaus. Die Luft war kühl. Der

Herbst hatte den Sommer mit einem einzigen heftigen Sturm weggefegt. Das Laub hatte sich noch kaum verfärbt, und doch lag schon ein gewisses Prickeln in der Luft. In den Schaufensterdekorationen zeigten sich zum Teil bereits Vorboten von Halloween. Ihre Tochter Emma, in der dritten Klasse der Grundschule, hatte Jack überredet, einen fast zwei Meter großen aufblasbaren »Homer-Simpson-als-Frankenstein«-Ballon zu kaufen. Er sah, das musste sie zugeben, großartig aus. Ihre Kinder liebten *Die Simpsons*, was zu der Annahme verleitete, dass sie und Jack trotz bester Absichten bei der Erziehung nicht allzu viel falsch gemacht hatten.

Grace hätte den Umschlag mit den Fotos am liebsten sofort geöffnet. Es war immer aufregend, die Ausbeute eines neuen Films zu begutachten. Es war ein Gefühl wie beim Offnen einer Wundertüte, wie die gespannte Erwartung des Postboten, selbst wenn dann doch nur Rechnungen ins Haus flatterten. Digitale Fotografie konnte das trotz aller Vorzüge nicht bieten. Doch Grace musste sich gedulden. Die Schule war gleich zu Ende.

Als ihr Saab die Heights Road hinaufkletterte, machte sie einen kleinen Umweg, der sie am Aussichtspunkt über die Stadt vorbeiführte. Von der Anhöhe aus konnte man die Skyline von Manhattan überblicken. Besonders nachts, wenn sie sich wie Diamanten auf schwarzem Samt aufgereiht präsentierte, ein Erlebnis. Nostalgische Sehnsucht regte sich in ihr. Sie liebte New York City. Bis vor vier Jahren war dieses wunderbare Eiland ihr Zuhause gewesen. Sie hatten ein Loft in der Charles Street im Village besessen. Jack hatte in der Forschungsabteilung einer großen pharmazeutischen Firma gearbeitet. Sie hatte in der Wohnung ihr Atelier gehabt, gemalt und verächtlich auf ihre Geschlechtsgenossinnen in den Vorstädten herabgeblickt, auf all die Frauen mit ihren Suburbans und Kordhosen und ihren auf Kleinkinder beschränkten Gesprächen. Mittlerweile war sie eine von ihnen.

Grace parkte wie alle anderen Mütter an der Rückseite der Schule. Sie schaltete den Motor aus, griff nach dem Umschlag mit den Fotos und riss ihn auf. Der Film war vergangene Woche auf ihrem jährlichen Ausflug zur Apfelernte nach Chester aufgenommen worden. Jack hatte wie besessen fotografiert. Er sah sich gern in der Rolle des Familienfotografen, hielt es für seine Vaterpflicht, für eine Aufgabe, für die sich ein Vater zum Wohle der Familie opfern musste.

Das erste Foto zeigte Emma, ihre acht Jahre alte Tochter, und Max, ihren sechsjährigen Sohn, hoch oben auf dem Heuwagen, die Schultern hochgezogen, die Wangen vom Wind gerötet. Grace hielt inne. Starrte auf das Bild. Schauer von - ja tatsächlich von Mutterglück, primitiv und evolutionär zugleich, liefen ihr in Wellen über den Rücken. So ist das mit Kindern. Es sind die kleinen Dinge des Lebens, die unter die Haut gehen. Eigentlich war es an jenem Tag für einen Ausflug viel zu kalt gewesen. Sie hatte geahnt, dass die Obstplantage überlaufen sein würde, und eigentlich zu Hause bleiben wollen. Jetzt, angesichts dieses Fotos, verstand sie ihre dämmlichen Vorbehalte selbst nicht mehr.

Die übrigen Mütter sammelten sich am Zaun, plauderten und trafen Verabredungen für ihre Kinder. Sie lebten im 21. Jahrhundert, im post-feministischen Amerika, und dennoch waren unter den gut achtzig Erwachsenen, die hier auf ihre Sprösslinge warteten, nur zwei Väter. Der eine war, soviel sie wusste, seit über einem Jahr arbeitslos. Man sah es in seinen Augen, an seinem langsamem, gebeugten Gang, der nachlässigen Rasur. Der andere arbeitete als freiberuflicher Journalist und frönte dem Zwang, die Mütter unterhalten zu müssen. Vielleicht aus Einsamkeit. Sie wusste es nicht.

Jemand klopfte an ihr Wagenfenster. Grace blickte auf. Cora Lindley, ihre beste Freundin in der Stadt, machte ihr ein Zeichen, die Türverriegelung zu lösen. Grace drückte auf den Knopf. Cora glitt auf den Beifahrersitz.

»Na wie lief's gestern? Mit deiner Verabredung, meine ich?«

»Mies.«

»Oh, das tut mir Leid.«

»Fünftes Rendezvous. Und Schluss. Immer dieselbe Leier.«

Cora war geschieden und ein wenig zu sexy für die eifernden »Damenkränzchen« der Super-Mütter. Mit ihrer tief ausgeschnittenen Leopardenbluse, Röhrenjeans und pinkfarbenen Pumps wirkte sie in der Masse der Khakihosen und weiten Pullover wie ein fremdartiger Paradiesvogel. Die argwöhnischen Blicke der anderen sprachen Bände. Vorstadtpublikum ist sehr anfällig für spät pubertäre Anwandlungen.

»Was für eine Leier?«

»Du hast nicht viele Rendezvous, was?«

»Offen gestanden, nein«, erwiderte Grace. »Ein Ehemann und die Kinder haben meinen Lebensstil verdorben.«

»Jammerschade. Frag mich bitte nicht, weshalb ... aber beim fünften Rendezvous kommen die Kerle unisono auf ein Thema... >Menage à trois< ... vornehm ausgedrückt.«

»Machst du Witze?«

»Wofür hältst du mich? Beim fünften Rendezvous, ich schwör's dir. Spätestens. Wie das Amen in der Kirche. Dann wollen sie von dir wissen, was du von einer >Menage à trois< hältst. Rein theoretisch, natürlich. Gerade so, als solltest du deinen Senf zum Friedensprozess im Nahen Osten dazugeben.«

»Und wie reagierst du darauf?«

»Ganz einfach. Ich sage, dass ich persönlich mich dabei glänzend amüsiere. Besonders dann, wenn die beiden Männer mir's auf Französisch besorgen.«

Grace lachte lauthals auf. Sie stiegen aus dem Wagen. Graces schlimmes Bein schmerzte. Nach über zehn Jahren sollte sie eigentlich mit dem Thema durch sein. Trotzdem war es ihr noch immer peinlich, ein Bein für alle sichtbar nachzuziehen. Sie blieb daher beim Wagen zurück und sah Cora nach, die zum Zaun des

Schulhofs ging. Kaum ertönte die Schulglocke, ergoss sich wie auf Kommando eine Horde Kinder aus dem Schultor und in den Hof. Wie alle anderen Eltern hatte Grace nur Augen für ihre eigene Brut. Der Rest war Staffage.

Max tauchte erst mit der zweiten Welle auf. Kaum erblickte Grace ihren Sohn - die Schnürsenkel eines Turnschuhs lose, der Schulranzen viel zu groß, die Mütze mit dem Emblem der New York Rangers schief auf dem Kopf-, wurde ihr wie immer warm ums Herz. Max rannte die Treppe herunter und schwang dabei den Schulranzen über die Schultern. Sie lächelte unwillkürlich. Max entdeckte sie und grinste.

Max war mit einem Satz auf dem Rücksitz des Saab. Grace schnallte ihn auf dem eingebauten Kindersitz in der Mitte fest und fragte, wie es in der Schule gewesen sei. *Weiß nicht*, lautete die Antwort. Sie fragte weiter, welche Fächer heute dran gewesen seien: Rechnen, Englisch, Biologie, Werken? Die Antwort war ein Achselzucken und das nächste *Weiß nicht*. Grace nickte stumm. Typischer Fall von Schüler-Alzheimer. Eine allzeit grässlernde Seuche. Was machten die eigentlich in der Schule mit den Kindern? Medikamente? Erpressung? Einfach rätselhaft.

Erst zu Hause, nachdem Max seinen Joghurt Snack - vergleichbar mit Joghurt aus der Zahnpastatube - vertilgt hatte, konnte Grace in Ruhe darangehen, sich den Rest der Fotos anzusehen.

Das Kontrollämpchen am Anrufbeantworter blinkte. Grace prüfte die Nummer auf dem Display. Die Anzeige verriet nichts. Die Nummer wurde offenbar unterdrückt. Sie hörte das Tonband ab. Überraschung. Die Stimme eines ... alten Freundes ertönte. Die Bezeichnung »Bekannter« wäre in diesem speziellen Fall kaum zutreffend gewesen. Eine Art »Vaterfigur« kam der Wirklichkeit schon näher. Wenn auch in einem nicht alltäglichen Sinn.

»Hallo, Grace. Carl Vespa hier.«

Diese Einleitung war überflüssig. Es war Jahre her, doch diese Stimme hätte sie immer und überall wiedererkannt.

»Bitte rufen Sie mich bei Gelegenheit zurück. Wir müssen reden.«

Dann ertönte der Piepton des Anrufbeantworters. Grace rührte sich nicht vom Fleck. Sie hatte plötzlich Herzflimmern. Vespa. Carl Vespa hatte angerufen. Das verhieß nichts Gutes. Carl Vespa war trotz all der liebevollen Fürsorge für ihre Person kein Mann überflüssiger Gesten. Sie zögerte, zum Telefonhörer zu greifen, beschloss, es auf später zu verschieben.

Grace betrat das Gästezimmer, das sie zu einem provisorischen Atelier umfunktioniert hatte. Sobald sie malte - mit ihrer Kunst allein war -, sah sie die Welt so, wie sie sie auf die Leinwand zu projizieren gedachte. Straßen, Bäume, Menschen reduzierte sie auf verschiedenartige Pinsel, Maltechniken, Farben, Licht und Schatten. Ihre Arbeit spiegelte nicht die Wirklichkeit, sondern ihre subjektiven Eindrücke wider. Was dabei herauskam, war nicht unbedingt eine schönere Welt. Sie war oft provozierender, vielleicht sogar hässlicher, ergreifender und faszinierender. Grace wollte Reaktionen hervorrufen. Möglich, dass manch einer sich an einem ihrer Sonnenuntergänge erfreute - Grace dagegen beabsichtigte, den Betrachter in ihre Sonnenuntergänge hineinzusaugen, in ihm das Gefühl der Angst vor dem Hinsehen zu wecken, ohne dass er sich losreißen konnte.

Grace hatte für einen Aufpreis von sämtlichen Fotos einen zweiten Abzug machen lassen. Ihre Finger glitten in den Umschlag und zogen die Bilder heraus. Die beiden ersten zeigten Emma und Max auf dem Heuwagen. Als Nächstes kam Max, der den Arm ausstreckte, um einen Apfel der Sorte »Gala« zu pflücken. Die Kinderhand war natürlich nur verschwommen erkennbar, da Jack mit dem Objektiv zu dicht herangegangen war. Geliebter Idiot! Es folgten mehrere Schnapschüsse von Grace und den Kindern mit den unterschiedlichsten Äpfeln, Bäumen und Körben. Ihre Augen wurden feucht wie regelmäßig, wenn sie Fotos ihrer Kinder betrachtete.

Graces Eltern waren früh gestorben. Ihre Mutter war bei einem Autounfall auf der Route 46 in Totowa ums Leben gekommen. Grace, das einzige Kind, war damals elf gewesen. Es waren keine zwei Polizeibeamten vor ihrer Haustür erschienen, wie es einem im Kino immer vorgegaukelt wurde. Ihr Vater hatte durch einen Telefonanruf davon erfahren. Grace erinnerte sich noch gut, wie der Vater in blauer Hose und grauer Strickweste mit seinem üblichen melodischen »Hallo« den Anruf entgegengenommen hatte, wie jede Farbe aus seinem Gesicht gewichen, wie er unvermittelt zu Boden gesunken war, sein Schluchzen zuerst mühsam und gequält, dann lautlos, so als bekäme er nicht genügend Luft, um seinen Schmerz zu artikulieren.

Der Vater hatte Grace großgezogen, bis sein Herz, geschwächt von einem Rheumaanfall in seiner Kindheit, aufgehört hatte zu schlagen. Grace war damals in ihrem ersten Jahr im College gewesen. Ein Onkel in Los Angeles hatte sich erboten, sie bei sich aufzunehmen. Grace, mittlerweile volljährig, hatte sich jedoch entschieden, im Osten zu bleiben und ihren eigenen Weg zu gehen.

Der Tod der Eltern, ein schmerzlicher Einschnitt, hatte in Grace den Willen geweckt, umso intensiver zu leben. Jetzt war sie bemüht, ihren Kindern ausreichend Erinnerungen für die Zeit zu geben, wenn auch sie nicht mehr da sein würde.

Und exakt in dem Augenblick der Erinnerung an die eigenen Eltern, als ihr gleichzeitig auffiel, wie erwachsener Emma und Max seit dem Apfelpflücken im Vorjahr auf den Fotos aussahen - fiel ihr das absonderliche Foto in die Finger.

Grace runzelte die Stirn.

Es lag ungefähr in der Mitte des Stapels, hatte das gleiche Format wie die anderen, so dass es sich unauffällig einfügte, auch wenn sich das Papier weicher und dünner anfühlte. Billiger, schoss es ihr durch den Kopf. Vielleicht eine Kopie aus einem der modernen Bürokopierer.

Grace griff nach dem nächsten Foto. Keine Kopie. Das war

seltsam. Nur ein Abzug von diesem Foto. Sie dachte nach. Das Bild musste versehentlich in ihren Auftrag gerutscht sein.

Denn dieses Foto gehörte ihr nicht.

Es war irrtümlich in ihre Tüte gelangt. Eine nahe liegende Erklärung. Unwillkürlich fiel ihr Sauerkrautbart und seine offensichtlich laxe Arbeitseinstellung ein. Er war geradezu prädestiniert dafür, Mist zu bauen, ein falsches Foto in ihren Stapel einzusortieren, oder?

Das war es vermutlich, was passiert war.

Das Foto einer fremden Person war in ihre Tüte geraten.

Oder vielleicht...

Das Foto war irgendwie seltsam - nicht weil es schwarz-weiß oder sepiafarben gewesen wäre. Es war ein Farbabzug, wenn auch ausgebliechen. Den Farben fehlte die Frische, die man heutzutage erwartete. Auch die Personen auf dem Foto waren nicht zeitgemäß. Ihre Kleidung, ihre Frisuren, ihr Make-up ... alles war seit mindestens fünfzehn Jahren aus der Mode.

Davon abgesehen war das ganze Foto reichlich unscharf. Es zeigte vier - nein, da war noch eine Frau ganz hinten in der Ecke - also fünf Personen. Zwei Männer und drei Frauen, alle um die zwanzig ... zumindest die, die sie deutlicher erkennen konnte.

College-Studenten, urteilte Grace.

Sie trugen die Jeans, die Sweatshirts, die unkonventionellen Frisuren, den Gesichtsausdruck, die lässige Haltung angehender Unabhängigkeit zur Schau. Die Aufnahme wirkte, als seien die Personen nicht darauf vorbereitet gewesen, fotografiert zu werden, so als habe der Fotograf sie bereits bei den Vorbereitungen dazu abgelichtet. Einige hatten die Köpfe zur Seite gewandt, so dass sie nur im Profil festgehalten waren. Von dem dunkelhaarigen Mädchen am rechten äußeren Rand konnte man eigentlich nur den Hinterkopf und eine Jacke aus Jeansstoff erkennen. Neben ihr stand ein Mädchen mit tizianrotem Haar und weit auseinander stehenden Augen.

Das Mädchen in der Mitte war eine Blondine - Grace stockte der Atem. Ihr Gesicht war durch ein großes, dickes X beinahe unkenntlich gemacht. So als habe jemand sie ausgestrichen.

Wie war dieses Foto ... ?

Während Grace auf das Bild starre, fühlte sie plötzlich einen kleinen Stich in der Brust. Die drei Frauen waren ihr unbekannt. Die beiden Männer sahen sich irgendwie ähnlich. Die gleiche Körpergröße, dasselbe Haar, die gleiche Haltung. Der Linke sagte ihr gar nichts. Den anderen allerdings glaubte sie zu kennen. Er stand in der Mitte neben dem blonden Mädchen mit dem X im Gesicht... Aber das war absurd. Zum einen hatte er sein Gesicht halb abgewandt. Zum anderen ließ der schüttete, jugendliche Bartwuchs keine genauere Identifizierung zu ...

War das ihr Ehemann?

Grace beugte sich tiefer darüber. Es war bestenfalls eine Profilaufnahme. In diesem jugendlichen Alter hatte sie Jack nicht gekannt. Sie waren sich vor dreizehn Jahren an einem Strand an der Cote d' Azur in Südfrankreich begegnet. Nach über einem Jahr operativer Eingriffe und Physiotherapien war Grace noch immer rekonvaleszent gewesen. Kopfschmerzen und Gedächtnislücken hatten sich als hartnäckige Begleiter erwiesen. Sie hatte gehinkt - wie auch jetzt noch -, doch nachdem sie an all der Publicity und Fürsorge, die ihr nach jener tragischen Nacht zuteil wurden, zu ersticken drohte, hatte sie einfach nur das Bedürfnis verspürt, alldem für eine Weile zu entfliehen. Sie hatte sich an der Pariser Universität eingeschrieben und sich ernsthaft dem Kunststudium gewidmet. Und während der Ferien an der sonnigen Cote d' Azur war ihr Jack über den Weg gelaufen.

War sie sicher? War es wirklich Jack?

Sein Äußeres sah anders aus. Kein Wunder. Er trug das Haar länger und einen Bart, der zu den noch recht jugendlichen Zügen nicht recht passen wollte. Und er trug eine Brille. Aber die Haltung, die Neigung des Kopfes, der Gesichtsausdruck ...

Das war ihr Mann.

Sie blätterte hastig den Rest der Fotos durch. Heuwagen, Äpfel und in Bäume gereckte Arme wechselten sich ab. Dazwischen stieß sie auf eine Aufnahme, die sie von Jack gemacht hatte. Nur dieses eine Mal hatte er ihr die Kamera überlassen. Jack, der immer und alles unter Kontrolle haben wollte. Er reckte die Arme so hoch in den Baum, dass ihm das Hemd aus der Hose gerutscht war und den Bauch freigab. Emma hatte daraufhin gesagt, er sei fett. Was Jack natürlich als Aufforderung verstanden hatte, sich noch weiter zu entblößen. Grace hatte gelacht. »Zeig, was du hast, Baby!«, hatte sie gerufen und das nächste Foto geschossen. Zu Emmas großem Verdruss hatte Jack gehorcht und mit dem Bauch gewackelt.

»Mammi!«

Sie drehte sich um. »Was gibt's, Max?«

»Kann ich einen Müsliriegel haben?«

»Ja, nimm dir für die Fahrt einen mit«, antwortete sie und richtete sich auf. »Wir müssen noch mal los.«

Sauerkrautbart war nicht im Fotoladen.

Max vertiefte sich umgehend in die Betrachtung der Bilderrahmen für sämtliche Gelegenheiten - Herzlichen Glückwunsch, Wir lieben dich, Mutti, und so weiter. Der Mann hinter der Theke, ausgestattet mit Polyester-Krawatte, Stifthalter und einem kurzärmeligen Oberhemd, unter dem sich ein T-Shirt mit V-Ausschnitt deutlich abzeichnete, trug ein Namensschild an der Brust, das ihn als den stellvertretenden Manager Bruce auswies.

»Was kann ich für Sie tun?«

»Ich suche den jungen Mann, der noch vor ein paar Stunden hier bedient hat«, erwiderte Grace.

»Josh hat für heute Feierabend. Kann ich helfen?«

»Ich habe kurz vor drei Uhr einen Film abgeholt...«

»Und?«

Grace wusste nicht, wie sie sich ausdrücken sollte. »Es wäre ein Foto bei den Abzügen, das da nicht reingehört.«

»Wie darf ich das verstehen?«

»Eines der Fotos ... Es ist nicht von mir.«

Er deutete auf Max. »Wie ich sehe, haben Sie kleine Kinder.«

»Was meinen Sie?«

Der stellvertretende Geschäftsführer Bruce schob seine Brille über die Stirn. »Ich wollte nur andeuten, dass Sie kleine Kinder haben. Oder zumindest eines.«

»Was hat das denn damit zu tun?«

»Gelegentlich stibitzt sich ein Kind die Kamera. Ohne dass es die Eltern merken. Sie machen ein oder zwei Fotos. Und dann legen sie sie wieder zurück.«

»Nein, das kann es nicht sein. Das Bild hat nichts mit uns zu tun.«

»Verstehe. Tut mir Leid. Haben Sie alle Fotos, die Sie aufgenommen haben, bekommen?«

»Denke schon.«

»Es fehlt keines?«

»Ich hab's nicht überprüft, aber ich glaube, es sind alle dabei.«

Er zog eine Schublade auf. »Hier. Das ist ein Gutschein. Ihren nächsten Film entwickeln wir kostenlos. Im Kleinbildformat. Wenn Sie's größer möchten, berechnen wir einen kleinen Aufpreis.«

Grace ignorierte seine ausgestreckte Hand. »Sie haben da ein Schild an der Tür. Darauf steht, dass alle Filme hier im Haus entwickelt werden.«

»Das ist richtig.« Er klopfte mit der Handfläche auf die Maschine hinter ihm. »Das macht die gute alte Betsy hier für uns.«

»Dann ist mein Film also hier entwickelt worden?«

»Selbstverständlich.«

Grace reichte ihm den Umschlag mit den Abzügen. »Können Sie mir sagen, wer diesen Film entwickelt hat?«

»Ich bin sicher, es war ein Versehen.«

»Was anderes habe ich auch nicht behauptet. Ich will nur wissen, wer meinen Film entwickelt hat.«

Er warf einen Blick auf den Umschlag. »Darf ich fragen, warum Sie das interessiert?«

»War es Josh?«

»Ja, aber ...«

»Warum ist er nicht mehr hier?«

»Wie bitte?«

»Ich habe die Abzüge kurz vor drei Uhr abgeholt. Sie schließen um sechs. Jetzt ist es fast fünf.«

Der stellvertretende Geschäftsführer Bruce richtete sich etwas auf. »Josh hatte einen Notfall in der Familie.«

»Was für einen Notfall?«

»Hören Sie, Miss ...« Er sah auf den Umschlag. »... Lawson. Ich entschuldige mich für den Irrtum und die Unannehmlichkeiten. Ich denke mal, es ist ein Foto aus einer anderen Serie in Ihren Umschlag geraten. Kann mich nicht erinnern, dass das schon mal vorgekommen ist, aber niemand ist perfekt. Oh, warten Sie!«

»Ja?«

»Darf ich das betreffende Foto mal sehen?«

Grace hatte Angst, er könnte es behalten. »Ich hab's nicht dabei«, behauptete sie.

»Was war auf dem Foto?«

»Eine Gruppe von Leuten.«

Er nickte. »Verstehe. Und ... die Personen ... waren die vielleicht nackt?«

»Wie bitte? Nein. Wie kommen Sie darauf?«

»Sie wirken ziemlich aufgebracht. Dachte, das Foto sei irgendwie unanständig.«

»Nein, nichts dergleichen. Ich muss mit Josh reden. Können Sie mir seinen Familiennamen oder seine Telefonnummer geben?«

»Ausgeschlossen. Aber gleich morgen früh ist er wieder da. Dann können Sie mit ihm reden.«

Grace beschloss, sich damit zufrieden zu geben. Sie bedankte sich und ging. Ist vielleicht besser so, dachte sie. War eine zu spontane Entscheidung gewesen, sofort wieder herzukommen. Vermutlich hatte sie überreagiert.

In ein paar Stunden kam Jack nach Hause. Sie konnte ihn dann nach dem Foto fragen.

*

Grace war die Aufgabe zugefallen, die Rückfahrt der Kinder vom Schwimmtraining zu übernehmen. Vier Mädchen im Alter von acht und neun Jahren, alle herrlich lebhaft, verteilten sich auf den Rücksitz und die Notsitze im Kofferraum des Minivans. Fröhliches Gekicher mischte sich mit dem Geruch nach nassen Haaren, Chlor und Kaugummi, dem Geräusch von Schulranzen, die abgenommen wurden, und das Einschnappen der Sicherheitsgurte. Keines der Kinder saß auf einem der vorderen Sitze - neue Sicherheitsvorschriften -, doch trotz des Gefühls, nur Chauffeur zu sein, waren diese Fahrten für Grace ein Vergnügen. Sie gaben ihr Gelegenheit, ihre Tochter in der Gesellschaft von Freunden zu beobachten. Im Auto sprachen die Kinder ganz ungezwungen miteinander. Der oder die Erwachsene hinter dem Steuer hätte ebenso gut in einer anderen Zeitzone existieren können. Für Eltern äußerst informativ. Man hörte, wer »cool« war und wer nicht, wer »in« war und wer »out«, welchen Lehrer man »toll« fand, welcher Lehrer total »blöd« war. Bei aufmerksamem Zuhören erkannte man sogar, welchen Platz das eigene Kind gerade in der Rangordnung einnahm.

Ein Erlebnis ebenso unterhaltsam wie informativ.

Jack machte Überstunden. Als sie nach Hause kamen, bereitete Grace für Max und Emma ein schnelles Abendessen - vegetarische Chicken Nuggets (angeblich gesünder, und in reichlich

Ketchup ersäuft konnten die Kinder den Unterschied sowie-so nicht schmecken), Bratkartoffeln und Mais aus der Tiefkühltruhe. Als Nachtisch schälte Grace zwei Orangen. Emma setzte sich an ihre Hausaufgaben - viel zu viel für eine Achtjährige, dachte Grace. In der ersten freien Minute eilte sie den Korridor entlang zum Computer und schaltete ihn ein.

Grace verstand vielleicht nichts von digitaler Fotografie, aber sie war sich der Notwendigkeit, ja sogar der Vorteile von elektronischer Bildbearbeitung und Internet durchaus bewusst. Es gab eine Homepage, auf der ihre Arbeiten vorgestellt wurden, mit Ratschlägen wie man sie erwerben oder ein Portrait in Auftrag geben konnte. Zuerst hatte sie das alles als zu kommerziell abgelehnt. Doch Farley, ihr Agent, hatte sie prompt darauf hingewiesen, dass auch Michelangelo auf Auftrag gearbeitet hatte. Das-selbe galt für Da Vinci und Raphael und eigentlich jeden berühmten Künstler. Und sie sollte sich zu gut dafür sein?

Grace scannte die drei besten Fotos von der Apfelernte zur Sicherheit und beschloss dann, eher einer Laune folgend, das fremde Foto ebenfalls einzuscannen. Anschließend setzte sie die Kinder in die Badewanne. Emma kam als Erste daran. Sie stieg gerade aus der Wanne, als Grace seinen Schlüssel im Schloss der Hintertür hörte.

»Hey!«, rief Jack leise nach oben. »Irgendwelche liebestollen Mädels da oben, die auf ihren Lieblings-Hengst warten?«

»Die Kinder«, antwortete sie. »Die Kinder sind noch auf.«

»Oh!«

»Kommst du rauf?«

Jack polterte, zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe herauf. Das Haus erbebte. Er war ein großer, kräftiger Mann. Sie liebte diese Masse Mann neben sich im Bett, liebte es, wie sich seine mächtige Brust hob und senkte, seinen männlichen Duft, die weichen Körperhaare, die Art, wie er nachts den Arm um sie schlang, das Gefühl nicht nur von Nähe, sondern auch von

Sicherheit. In seiner Gegenwart fühlte sie sich klein und beschützt. Auch wenn das vielleicht altmodisch war, es gefiel ihr.

»Hi, Daddy«, sagte Emma.

»Hey, meine Kleine. Wie war's in der Schule?«

»Gut.«

»Immer noch in diesen Tony verschossen?«

»Hm.«

Zufrieden mit ihrer Reaktion küsste Jack Grace auf die Wange. Max kam nackt aus seinem Zimmer.

»Na, bereit für die Badewanne, mein Sohn?«

»Bereit«, sagte Max.

Sie vollführten einen komplizierten Händedruck. Jack schwenkte den kichernden und gurgelnden Max in die Luft. Grace half Emma in ihren Pyjama. Lautes Lachen drang jetzt aus dem Bad. Jack sang mit Max einen Kinderreim über ein Mädchen namens Jenny Jenkins, die nicht wusste, welche Farbe sie tragen sollte. Jack begann mit der Farbe, und Max fiel mit dem Refrain ein. Im Augenblick sangen die beiden, Jenny Jenkins trüge »lila«, weil sie dann aussah wie aus »Manila«, was einen neuen Lachanfall auslöste. Diese Reimspiele der beiden fanden jeden Abend statt. Und sie lachten sich jeden Abend erneut dabei kaputt.

Jack rüttelte Max trocken, zog ihm seinen Pyjama an und brachte ihn ins Bett. Er las ihm zwei Kapitel von »Charlie und die Schokoladenfabrik« vor. Max lauschte auf jedes Wort, ging völlig in der Geschichte auf. Emma war alt genug, selbst zu lesen. Sie lag in ihrem Bett, verschlang das letzte rätselhafte Abenteuer der Waisenkinder in *Lemony Snicket*. Grace saß bei ihr und zeichnete eine halbe Stunde. Dies war für sie die schönste Zeit des Tages - still am Bett ihres ältesten Kindes arbeiten zu können.

Als Jack geendet hatte, bettelte Max um ein drittes Kapitel. Jack blieb hart. Es sei spät, entgegnete er. Max fügte sich widerwillig. Sie redeten noch ein paar Minuten über Charlies bevorstehenden Besuch in Willy Wonkas Fabrik. Grace hörte zu.

Roald Dahl, da waren sich beide Männer einig, war ein Knaller.

Jack dimmte das Licht. Max mochte es nicht dunkel. Dann konnte er nicht schlafen. Schließlich kam Jack in Emmas Zimmer. Er beugte sich über sie, um ihr einen Gutenachtkuss zu geben. Emma, ganz Papas Mädchen, schlang die Arme um seinen Hals und wollte ihn nicht fortlassen. Jack schmolz bei Emmas geschicktem allabendlichem Manöver dahin, mit dem sie ihm ihre Zuneigung zeigte und gleichzeitig die Zeit zum Einschlafen hinauszögerte.

»Was Neues in der Schule?«, fragte Jack.

Emma nickte. Ihr Schulranzen stand neben dem Bett. Sie griff hinein und förderte ihr Schulheft zutage. Sie schlug eine Seite auf und reichte es ihrem Vater.

»Wir schreiben Gedichte«, erklärte sie. »Ich hab heute eins gemacht.«

»Toll. Willst du's mir vorlesen?«

Emmas Wangen glühten. Jack strahlte. Sie räusperte sich und legte los:

*Basketball, Basketball,
warum bist du so drall?
Hüpfst so vollkommen
bist braun, dass ich staun.
Tennisball, Tennisball,
warum bist du so filzig?
Wenn dich der Schläger trifft,
wird's dir dann schwind'lig?*

Grace beobachtete die Szene von der Tür aus. Jack arbeitete in letzter Zeit sehr viel. Normalerweise machte ihr das nichts aus. Ruhige Momente wurden sowieso immer seltener. Sie brauchte diese erholsamen Pausen. Vorbote der Langeweile,

ist dem künstlerischen Schaffensprozess durchaus zuträglich. Langeweile erzwingt Inspiration, und sei es nur, um nicht den Verstand zu verlieren. Ein befreundeter Schriftsteller behauptete, die beste Medizin gegen Schreibblockaden wäre die Lektüre des Telefonbuchs. Langeweile zwingt die Muse durch die schlimmsten Blockaden an die Oberfläche.

Als Emma fertig war, lehnte sich Jack zurück und sagte: »Donnerwetter! «

Emma sog die Lippen zwischen die Zähne, eine Grimasse, die sie immer zog, wenn sie stolz auf etwas war, es aber nicht zeigen wollte. »Das ist das beste Gedicht, das mir je untergekommen ist. Ehrlich.«

Emma zuckte mit gesenktem Kopf die Schultern. »Waren nur die ersten beiden Strophen.«

»Dann sind das eben die tollsten beiden ersten Strophen, die mir je untergekommen sind. Ehrenwort.«

»Morgen schreibe ich eins über Hockey.«

»Da wir gerade davon reden ...«

Emma setzte sich auf. »Was ist?«

Jack lächelte. »Ich habe Karten für die Rangers im Madison Square Garden Stadion. Für Samstag.«

Emma, die im Gegensatz zu anderen Mädchen sich weniger für Musik, dafür umso mehr für Sport interessierte, stieß einen Jubelschrei aus und umarmte ihren Vater erneut. Jack rollte mit den Augen und ließ es geschehen. Sie sprachen über die jüngsten Erfolge des Teams, wettpeten auf seine Gewinnchancen gegen die Minnesota Wild. Wenige Minuten später löste sich Jack aus der Umarmung seiner Tochter und sagte ihr, dass er sie lieb hatte. Sie erwiderte, sie hätte ihn ebenfalls lieb. Jack ging in Richtung Tür.

»Ich muss jetzt unbedingt was essen«, flüsterte er Grace zu.

»Ist noch eine Portion Hühnchen im Kühlenschrank.«

»Warum schlüpfst du inzwischen nicht in was Bequemeres?«

»Der Mensch hofft, solange er lebt.«

Jack zog die Augenbrauen hoch. »Hast du immer noch Angst, nicht genug Frau für mich zu sein?«

»Ah, dabei fällt mir ein ...«

»Was?«

»Hat was mit Coras Rendezvous von gestern Abend zu tun.«

»Heiße Sache?«

»Bin gleich unten.«

Er zog auch noch die andere Augenbraue hoch und eilte mit einem leisen Pfiff die Treppe hinunter. Sie löschte das Licht und wartete einen Moment. Das war eigentlich Jacks Aufgabe. Er wanderte nachts, wenn er nicht schlafen konnte, im Haus herum und bewachte die Kinder in ihrem Schlaf. Es gab Nächte, da wachte sie auf und fand den Platz neben sich verlassen. Jack stand dann mit glasigen Augen in einer der Türen. Wenn sie zu ihm trat, sagte er: »Man liebt sie so sehr ...« Mehr brauchte er nicht zu sagen. Im Grunde brauchte er nicht einmal das zu sagen.

Jack hörte sie nicht näher kommen. Und aus irgendeinem Grund wollte Grace sich nicht bemerkbar machen und blieb stumm. Jack wirkte wie erstarrt, hatte ihr den Rücken zugewandt, den Kopf gesenkt. Das war ungewöhnlich. Jack war ständig in Bewegung. Normalerweise. Wie Max konnte er nie still sitzen. Er zappelte. Er wippte mit den Beinen. Er stand ständig unter Strom.

In diesem Augenblick jedoch blickte er auf die Küchentheke - oder vielmehr auf das fremde Foto, das dort lag - und war wie zur Salzsäule erstarrt.

»Jack?«

Er fuhr herum. »Was zum Teufel soll das hier?«

Sein Haar, das fiel ihr in diesem Moment auf, war etwas zu lang geworden. »Sag du es mir. Ich habe keine Ahnung.«

Er schwieg.

»Das bist doch du, oder? Der mit dem Bart?«

»Was? Nein!«

Sie musterte ihn. Er blinzelte und wandte den Blick ab.

»Ich habe heute unseren letzten Film abgeholt«, erklärte sie.

»Im Fotogeschäft.«

Er sagte noch immer nichts. Sie trat näher.

»Diese Aufnahme lag mitten zwischen unseren Fotos.«

»Moment!« Er sah hastig auf. »Das lag zwischen unseren Bildern?«

»Ja.«

»Welcher Film war das?«

»Den, den wir bei der Apfelernte aufgenommen haben.«

»Das ist doch verrückt.«

Sie zuckte die Schultern. »Wer sind die anderen auf dem Bild?«

»Woher soll ich das wissen?«

»Die Blondine neben dir«, begann Grace. »Die mit dem X über dem Gesicht. Wer ist sie?«

Jacks Handy klingelte. Er ließ es aufklappen wie ein Messer. Er murmelte ein »Hallo«, hörte zu, legte die Hand über die Sprechmuschel und sagte: »Es ist Dan.« Dan war sein Kollege im Forschungslabor bei Pentocol Pharmaceutics. Er senkte den Kopf und verschwand in Richtung Arbeitszimmer.

Grace ging in den ersten Stock hinauf. Sie machte sich bittfertig. Was als leiser Zweifel begonnen hatte, zerrte immer stärker an ihren Nerven. Sie dachte zurück an die Jahre in Frankreich. Jack hatte es stets vermieden, über seine Vergangenheit zu sprechen. Seine Familie war wohlhabend, und ihm gehörte ein Teil eines Treuhandfonds. Mehr wusste sie nicht. Er wollte weder mit der einen noch dem anderen etwas zu tun haben. Es gab auch noch eine Schwester, Anwältin, drüben in Los Angeles oder San Diego. Sein Vater lebte noch, war jedoch alt und gebrechlich. Grace hätte gern mehr erfahren, doch Jack weigerte sich, ins Detail zu gehen. Das wiederum machte ihr Angst und hinderte sie daran, weiter in ihn zu dringen.

Sie hatten sich ineinander verliebt. Sie malte. Er arbeitete in

einem Weingut in Saint-Emilion im Bordeaux. Sie lebten in Saint-Emilion, bis Grace mit Emma schwanger wurde. Mit einem Mal bekam sie Heimweh - den Wunsch, ihre Kinder im Land der Freien und Mutigen aufzuziehen. Jack wollte bleiben, doch Grace hatte nicht nachgegeben. Jetzt fragte sich Grace, weshalb.

Eine halbe Stunde verstrich. Grace schlüpfte unter die Decke und wartete. Zehn Minuten später hörte sie, wie ein Automotor aufheulte. Sie sah aus dem Fenster.

Jacks Minivan fuhr aus der Auffahrt.

Jack fuhr gern noch abends spät zum Einkaufen. Leere Supermärkte reizten ihn. Dass er um diese Stunde noch wegfuhr, war nichts Ungewöhnliches. Nur hatte er ihr diesmal weder Bescheid gesagt noch gefragt, ob sie noch etwas Bestimmtes brauchten.

Grace rief ihn auf seinem Handy an. Die Mailbox schaltete sich ein. Sie lehnte sich zurück und wartete. Nichts. Sie versuchte zu lesen. Die Worte verschwammen vor ihren Augen, wurden bedeutungslos. Zwei Stunden später versuchte Grace erneut, ihn auf dem Handy zu erreichen. Wieder meldete sich nur die Mailbox. Sie sah nach den Kindern. Beide schliefen tief und fest, hatten offenbar nichts bemerkt.

Schließlich hielt Grace es nicht länger aus. Sie ging ins Erdgeschoss hinunter. Sie blätterte den Stapel Fotos durch.

Das fremde Foto war verschwunden.

2

Die meisten Menschen durchsuchen persönliche Daten im Internet, um einen Partner zu finden.

Eric Wu suchte Opfer.

Er unterhielt sieben verschiedene Internet-Adressen von sieben verschiedenen, fiktiven Personen - einige männlich, einige weiblich. Er versuchte, unter jeder dieser Adressen E-mail-Kon-

takt zu durchschnittlich sechs »potenziellen Dates« zu halten. Drei Adressen standen für normale Bürger beliebiger Altersklassen. Zwei waren für Singles über fünfzig reserviert. Eine für homosexuelle Männer. Die letzte zielte auf Lesben, die ernsthaft nach einer Beziehung suchten.

Wu unterhielt Online-Flirts mit gut vierzig bis fünfzig dieser Verlorenen. Beim Kennenlernen ging er jedoch mit Bedacht vor. Die meisten waren ziemlich reserviert, doch das war in Ordnung. Eric Wu hatte Geduld. Irgendwann hatte er genügend Puzzlestücke zusammen, nach denen er beurteilen konnte, ob es sich lohnte, eine Verbindung anzustreben oder diese abzubrechen.

Zuerst hatte er sich nur auf Frauen konzentriert. Er hatte sie für die leichtesten Opfer gehalten. Doch Eric Wu, der keine sexuelle Gratifikation für seine Mühen erhielt, erkannte irgendwann, dass er eine große Zielgruppe, die sich weit weniger um Sicherheit im Internet sorgte, überhaupt nicht in Betracht gezogen hatte. Männer, zum Beispiel, hatten keine Angst vor Vergewaltigungen. Sie fürchteten keine Stalker. Männer waren sorgloser und damit verwundbarer.

Wu suchte Singles ohne feste Bindungen und Verpflichtungen. Hatten sie Kinder, nützten sie ihm nichts. Hatten sie in der Nähe wohnende Familienangehörige, nützten sie ihm nichts. Teilten sie sich mit anderen Personen eine Wohnung, hatten verantwortungsvolle Jobs, zu viele enge Freunde, waren sie absolut unbrauchbar. Wu hatte es auf die Einsamen und Verschlossenen abgesehen, die ohne die vielfachen Verbindungen und Verpflichtungen, die die meisten von uns miteinander verbinden und zu etwas mehr machen als einem einzelnen Individuum. Im Moment hatte er jemanden in räumlicher Nähe zum Haushalt der Lawsons gesucht.

Und dieses Opfer in Freddy Sykes gefunden.

Freddy Sykes arbeitete für eine Steuerberatungsfirma in Waldwick, New Jersey. Er war achtundvierzig. Beide Eltern verstor-

ben. Keine weiteren Angehörigen. Seinen Flirts bei *Bisex.Männer.com* nach, hatte Freddy sich lange um seine Mutter gekümmert und nie Zeit für eine Beziehung gehabt. Nach dem Tod der Mutter vor zwei Jahren hatte Freddy das Haus in Ho-Ho-Kus geerbt, kaum drei Meilen vom Haus der Lawsons entfernt. Sein Foto im Netz, das nur ein Portrait zeigte, ließ vermuten, dass Freddy eher der mollige Typ war. Sein schwarzes, pomadig glänzendes, schütteres Haupthaar trug er klassisch glatt über die Glatze gekämmt. Sein Lächeln wirkte gezwungen und verkrampft, als befürchte er, jeden Moment geschlagen zu werden.

Freddy hatte die vergangenen drei Wochen damit verbracht, im Internet mit AI Singer zu flirten, einem sechsfünfzigjährigen Rentner und ehemaligen Exxon Manager, der sich nach zweiundzwanzig Jahren Ehe hatte eingestehen müssen, an »Experimenten« interessiert zu sein. Die Person AI Singer liebte seine Frau zwar noch immer, allerdings hatte diese keinerlei Verständnis für seine bisexuellen Bedürfnisse. AI interessierte sich für Reisen nach Europa, gute Küche und Sport im Fernsehen. Für seine Singer-Person benutzte Wu ein Foto, das er einem YMCA-Online-Jahrbuch entnommen hatte. Sein AI Singer wirkte athletisch, war jedoch nicht übertrieben attraktiv. Ein zu gut aussehender Mann hätte Freddys Argwohn erregt. Wu wollte, dass er das Lügengespinst für bare Münze nahm. Das war das Entscheidende.

Freddy Sykes Nachbarn waren überwiegend junge Familien. Für diese existierte er praktisch nicht. Sein Haus sah aus wie alle anderen im Viertel. Wu beobachtete jetzt, wie sich Sykes elektronisch gesteuertes Garagentor öffnete. Die Garage war ein Anbau. Man konnte also ohne gesehen zu werden in den Wagen ein- und aussteigen. Eine Zugabe der Extraklasse.

Wu wartete noch zehn Minuten. Dann klingelte er an der Haustür.

»Wer ist da?«

»Lieferung für Mr. Sykes.«

»Von wem?«

Freddy Sykes öffnete die Tür nicht. Das war seltsam. Männer machten meistens sofort auf. Auch ein Teil ihrer Verwundbarkeit, ein Grund, warum sie leichtere Beute waren als Frauen. Zu selbstbewusst. Wu entdeckte den Spion in der Tür. Sykes, so war er sicher, begutachtete in diesem Moment den sechsundzwanzigjährigen Koreaner in weiten Jeans mit dem ungewöhnlich muskulösen, kräftigen Körperbau. Möglich, dass er Wus Ohrring registrierte und sich insgeheim über die heutige Jugend empörte. Andererseits turnten Figur und Ohrring Sykes vielleicht auch erst richtig an. Wer wusste das schon?

»Von *Topfit*, Schokoladen und Pralinen.«

»Nein, ich meine, wer schickt mir das?«

Wu tat so, als würde er auf einen Zettel sehen. »Ein Mr. Singer.«

Volltreffer. Der Riegel glitt zur Seite. Wu schaute sich rasch um. Niemand zu sehen. Freddy Sykes öffnete die Tür mit einem Lächeln. Wu zögerte keine Sekunde. Seine Finger formten eine Speerspitze und zielten mit der Schnelligkeit eines auf seine Beute herabstoßenden Raubvogels auf Freddys Kehle. Freddy ging zu Boden. Wu bewegte sich mit einer für seine bullige Statur erstaunlichen Geschicklichkeit. Er schlüpfte ins Haus und schloss die Tür hinter sich.

Freddy Sykes lag auf dem Rücken, die Hände um den Hals gekrampft. Er versuchte zu schreien, brachte jedoch nur ein klägliches Quietschen hervor. Wu beugte sich über ihn und warf ihn mit einem Griff schwungvoll auf den Bauch. Freddy wehrte sich. Wu zerrte das Hemd seines Opfers hoch. Freddy trat nach ihm. Wus erfahrene Finger glitten Freddys Wirbelsäule hinauf, bis er den richtigen Druckpunkt zwischen dem vierten und fünften Halswirbel gefunden hatte. Freddy trat weiter nach ihm. Mit einem Bajonett aus Daumen und Zeigefinger stieß er so heftig zwischen die Wirbel, dass die Haut beinahe geplatzt wäre.

Freddy erstarrte.

Wu erhöhte den Druck, zwang die Wirbel aus ihren Gelenksockeln. Dann versenkte er seine Finger immer tiefer zwischen beide Wirbel, fand, was er suchte, und zupfte daran. Etwas in Freddys Wirbelsäule schnappte entzwei wie die Seite einer Gitarre.

Freddys Treten hatte ein Ende.

Jede Bewegung erstarb.

Doch Freddy Sykes lebte noch. Das war gut. Das war der Sinn der Übung gewesen. Früher hatte er sie sofort getötet. Mittlerweile wusste er es besser. Ein lebendiger Freddy konnte seinen Boss anrufen und ihm sagen, dass er ein paar Tage freinehmen würde. Lebend konnte er seine PIN-Nummer verraten, falls Wu Geld aus dem Bankautomaten brauchte. Lebend konnte er Nachrichten auf dem Anrufbeantworter beantworten, falls tatsächlich jemand anrufen sollte.

Und bei einem lebendigen Freddy brauchte Wu sich keine Sorgen wegen des Gestanks zu machen.

*

Wu stopfte Freddy einen Knebel in den Mund und ließ ihn nackt in der Badewanne liegend zurück. Mit dem Druck auf Frederys Wirbelflächen hatte er die Wirbel aus ihren Kapseln gesprengt. Damit war die Wirbelsäule zwar deformiert, aber das Rückenmark war nicht durchtrennt. Wu prüfte das Ergebnis seiner Fingerfertigkeit. Freddy hatte keinerlei Gewalt mehr über seinen Bewegungsapparat. Seine Oberarmmuskeln waren vielleicht noch intakt. Hände und Unterarme hingegen waren außer Funktion gesetzt. Aber, was noch wichtiger war, Freddy konnte weiterhin ohne fremde Hilfe atmen.

Freddy Sykes war praktisch gelähmt.

Sykes in der Badewanne zu belassen, hatte den Vorteil, dass eventuell vorkommende Schweinereien einfach mit dem Wasserstrahl in den Abfluss gespült werden konnten. Frederys Augen

waren unnatürlich weit aufgerissen. Wu kannte diesen Blick: jenseits der Angst, aber an der Schwelle des Todes, die Dumpfheit, die sich einstellt, bevor sich die Waagschalen des Schicksals in die eine oder andere Richtung neigen.

Die Notwendigkeit, Freddy zu fesseln, erübrigte sich.

Wu saß im Dunkeln und wartete, dass die Nacht hereinbrach. Er schloss die Augen und ließ seine Gedanken in die Vergangenheit schweifen. In Rangoon gab es Gefängnisse, in denen sie Wirbelbrüche während der Strangulation untersuchten. Auf diese Weise erfuhren sie, wo exakt ein Knoten anzubringen, wo genau Gewalt anzuwenden war und welche Auswirkungen die unterschiedlichen Positionierungen hatten. In Nordkorea, in der Haftanstalt für politische Gefangene, die Wu vom dreizehnten bis zu seinem achtzehnten Lebensjahr sein Zuhause genannt hatte, hatten sie die Experimente noch einen Schritt weiter getrieben. Staatsfeinde wurden auf kreative Weise getötet. Wu hatte viele mit bloßen Händen ins Jenseits befördert. Er hatte seine Hände im Schlagabtausch mit Pflastersteinen gestählt. Hatte die Anatomie des Menschen auf eine Art studiert, um die ihn die meisten Medizinstudenten beneiden würden. Er hatte am lebendigen Objekt geübt und seine Techniken perfektioniert.

Der exakte Punkt zwischen dem vierten und dem fünften Halswirbel. Das war das Entscheidende. Nur den Bruchteil eines Millimeters höher, und die Lähmung war endgültig, irreversibel. Und führte ziemlich rasch zum Tod. Arme und Beine konnte man vergessen, wenn die inneren Organe versagten. Nur ein Stückchen tiefer und der Griff lähmte ausschließlich die Beine, während die Arme noch funktionierten. War der Druck zu stark, brach den Opfern die Wirbelsäule. Präzision, das war es, worauf es ankam. Das richtige Gespür. Und Übung.

Wu schaltete Freddys Computer ein. Er wollte den Kontakt zu den anderen Singles auf seiner Liste nicht abreißen lassen. Schließlich konnte er nicht absehen, wann er einen neuen Un-

terschlupf benötigen würde. Als er fertig war, genehmigte Wu sich ein Schläfchen. Drei Stunden später wachte er auf und sah nach Freddy. Dessen Augen waren mittlerweile glasig, starnten senkrecht nach oben, blinzelten ohne zu fokussieren.

Als der Kontaktmann auf Wus Handy anrief, war es kurz vor 22 Uhr.

»Alles unter Dach und Fach?«, fragte der Kontaktmann.

»Ja.«

»Wir haben ein Problem.«

Wu wartete ab.

»Wir müssen die Sache beschleunigen. Ist das ein Problem?«

»Nein.«

»Wir müssen ihn fortbringen. Und zwar jetzt.«

»Hast du einen bestimmten Ort im Sinn?«

Wu hörte zu, prägte sich die Ortsbeschreibung ein.

»Noch Fragen?«

»Nein«, sagte Wu.

»Eric?«

Wu wartete.

»Danke, Kumpel.«

Wu schaltete das Handy aus. Er fand die Autoschlüssel und fuhr in Freddys Honda davon.

3

Die Polizei konnte Grace noch nicht anrufen. Schlafen konnte sie aber auch nicht.

Der Computer war eingeschaltet. Ihr Bildschirmschoner war ein Familienfoto, aufgenommen im vergangenen Jahr in Disney World. Es zeigte sie alle vier zusammen mit Goofy im Epcot Center. Jack hatte Mickymaus-Ohren aufgesetzt und grinste über beide Ohren. Ihr Lächeln war reserviert. Sie war sich dumm vor-

gekommen, was Jack nur noch übermütiger gemacht hatte. Sie griff nach der Maus, nach der anderen Maus, der Computermaus - und ihre Familie verschwand vom Bildschirm.

Sie klickte auf das neue Symbol, und das fremde Foto mit den fünf College-Studenten erschien auf dem Monitor. Sie hatte es in Adobe Photoshop geöffnet. Grace starrte einige Minuten auf die jungen Gesichter und suchte - sie wusste selbst nicht recht wonach - vielleicht nach einem Anhaltspunkt. Nichts, was ihr geholfen hätte. Sie studierte die Gesichter, vergrößerte sie auf das größtmögliche Format, ohne dass das Foto an Schärfe verlor. Das gute Papier war im Tintenstrahldrucker eingelegt. Sie klickte auf Drucken. Dann griff sie nach einer Schere und machte sich an die Arbeit.

Kurz darauf hatte sie fünf Passfotos, eines für jede Person auf dem Bild. Sie betrachtete sie erneut prüfend, wobei sie besonders viel Zeit auf die Blondine an Jacks Seite verwendete. Sie war hübsch, hatte einen frischen, unverbrauchten Teint und langes flachsblondes Haar. Die Augen der jungen Frau waren auf Jack gerichtet, und dieser Blick war alles andere als nichtssagend. Grace fühlte einen Stich. War das Eifersucht? Wie absurd. Wer war diese Frau? Offensichtlich eine alte Freundin - eine allerdings, von der Jack nie gesprochen hatte. Na und? Grace hatte selbst eine Vergangenheit. Dasselbe galt für Jack. Warum also sollte der Blick auf diesem Bild sie beunruhigen?

Und wie ging es jetzt weiter?

Sie musste auf Jack warten. Sobald er nach Hause kam, würde sie Antworten verlangen.

Antworten worauf?

Moment. Sie rekapitulierte. Was war eigentlich passiert? Ein altes Foto, das vermutlich Jack zeigte, war in einem Stapel ihrer Bilder aufgetaucht. Das war merkwürdig. Sicher. Wenn nicht sogar etwas unheimlich - weil das Gesicht der Blondine mit einem fetten X durchgestrichen war. Jack war schon häufiger lange aus-

geblieben, ohne anzurufen. Wahrscheinlich hatte ihn etwas auf diesem Foto aufgebracht. Er hatte sein Handy ausgestellt und saß vermutlich irgendwo in einer Bar. Oder bei Dan. Vielleicht war das Ganze nichts als ein dummer Scherz.

Ja, natürlich - Grace. Ein Scherz!

Allein im dunklen Zimmer, mit dem Widerschein des Monitors als einziger Lichtquelle, versuchte Grace in zahlreichen Variationen eines Themas den seltsamen Vorfall rational aufzulösen. Sie hörte auf, als sie merkte, dass ihr das nur noch mehr Angst einjagte.

Grace klickte das Gesicht der jungen Frau an, die so sehnsuchtsvoll zu ihrem Mann aufschaute, und vergrößerte es, um sie besser erkennen zu können. Sie starre unverwandt auf das Gesicht - ein Anfall von Angst verursachte ihr eine Gänsehaut. Grace rührte sich nicht. Sie betrachtete weiter das Gesicht der Frau. Sie kannte weder das *Wo* noch das *Wann* noch das *Wie*, aber eines wurde ihr jetzt mit unterschwelliger Gewissheit klar.

Grace hatte diese junge Frau schon einmal gesehen.

4

Rocky Conwell bezog Posten vor dem Haus der Lawsons.

Er versuchte, in seinem Toyota Celica, Baujahr 1989, eine bequeme Stellung zu finden. Vergeblich. Rocky war zu groß und massig für diese japanische Konservendose. Er ruckelte kräftig am Sitzhebel, riss ihn beinahe aus der Halterung, ohne dass dieser sich auch nur einen Zentimeter weiter rückwärts hätte verschieben lassen. Keine Chance. Rocky lehnte sich zurück. Die Augenlider fielen ihm allmählich zu.

Rocky war todmüde. Er hatte zwei Jobs, war rund um die Uhr in Bewegung. In seinem offiziellen Job, mit dem er bei seinem Bewährungshelfer Eindruck schinden wollte, zog er eine Zehn-

Stunden-Schicht in der Budweiser-Abfüllanlage in Newark durch. Sein zweiter Job bestand darin, in diesem verdammt Vehikel zu sitzen und auf ein Haus zu starren. Streng genommen weit außerhalb jeglicher Legalität.

Rocky fuhr hoch. Ein Geräusch hatte ihn aufgeschreckt. Er griff nach seinem Fernglas. Mist, der Motor des Minivans heulte auf. Rocky schwenkte das Fernglas in die entsprechende Richtung. Jack Lawson bog aus seiner Einfahrt. Er legte das Fernglas beiseite, stellte die Automatik auf »Drive« und war bereit, die Verfolgung aufzunehmen.

Rocky hatte die beiden Jobs bitter nötig, denn er brauchte dringend eine Menge Geld. Lorraine, seine Exfrau, machte ihm Hoffnungen auf eine mögliche Aussöhnung. Doch das Eis, auf dem er sich bewegte, war verdammt dünn. Bargeld, soviel wusste Rocky, konnte bei Lorraine den Ausschlag zu seinen Gunsten geben. Er liebte Lorraine. Er wünschte sie sich verzweifelt und unbedingt zurück. Er schuldete ihr etwas, bessere Zeiten, oder etwa nicht? Und wenn er sich dafür den Arsch aufreißen musste, dann wollte er das nicht vermasseln. Das war der Preis. Und sie war es wert.

Rocky Conwell hatte auch schon andere Zeiten erlebt. Er war Defensive End in der All-State-Auswahl an der Westfield High gewesen. Joe Paterno persönlich, von der Penn State, hatte ihn engagiert und aus ihm einen Inside Linebacker mit extrem hartem Schlag gemacht. Eins neunzig groß, hundertdreißig Kilo schwer und mit natürlicher Aggressivität ausgestattet, war Rocky vier Jahre lang ein Star gewesen. Hatte zwei Jahre zur Auswahl der besten Zehn gehört. In der achten Runde hatten ihn die St. Louis Rams verpflichtet.

Eine Weile hatte es so ausgesehen, als habe der liebe Gott persönlich seine Lebensplanung übernommen. Rocky hieß tatsächlich Rocky. Seine Eltern hatten ihn so genannt, weil im Sommer 1976 während einer Kinovorstellung des Films *Rocky* bei seiner

Mutter die Wehen eingesetzt hatten. Und wer einen Namen wie Rocky trug, tat gut daran, groß und stark zu werden; rasselte vorsorglich mit dem Säbel. Und so war er ein viel versprechender Footballspieler geworden. Er heiratete Lorraine - ein Superweib, das den Autoverkehr in der City nicht nur lahm legen, sondern das absolute Chaos anrichten konnte - während seines Junior-Jahrs. Sie waren Hals über Kopf einander verfallen. Das Leben hätte schöner nicht sein können.

So lange, nun ja, bis es eben nicht mehr so schön war.

Rocky war ein großartiger College-Footballspieler gewesen. Nur war der Unterschied zwischen der I-A Division und den richtigen Proficlubs himmelweit. Im Trainingscamp der Frischlinge bei den Rams mochten sie seine spektakuläre Spielweise. Ihnen gefiel seine professionelle Einstellung. Ihnen gefiel sein rücksichtsloser Körpereinsatz als Spielmacher. Was ihnen nicht gefiel war seine Geschwindigkeit - und in der modernen Spielweise, mit der Betonung auf Passing und Defense, war Rocky einfach nicht gut genug. Sagten sie jedenfalls. Rocky ließ sich nicht unterkriegen. Er schluckte noch mehr Steroide. Er setzte mehr Muskelmasse an und war dennoch nicht massig genug für die Frontline. Es gelang ihm, eine Spielzeit in Special Teams für die Rams zu überstehen. Aber in der nächsten Saison war er draußen.

Der Traum wollte nicht zerplatzen. Rocky konnte es nicht zulassen. Er stimmte nonstop Gewichte. Er fing an, sich mit richtig harten Mitteln voll zu stopfen. Anabolika hatte er von Anfang an genommen. Wie jeder Athlet. Aber in seiner Verzweiflung wurde er schlampig. Er scherte sich nicht um Kreislauf oder Überanstrengung. Er wollte nur Muskelmasse. Seine Laune wurde immer mieser - ob durch die Drogen oder die Enttäuschung, war schwer zu sagen. Vielleicht war es auch nur eine explosive Mischung aus beidem.

Um Kasse zu machen, verdingte Rocky sich bei der Ultimate Fighting Federation. Sie erinnern sich vielleicht an die *Grudge*

Matches im achteckigen Ring. Eine Weile waren sie der letzte Schrei im verschlüsselten digitalen Fernsehen - realistische, blutige Schlägereien, bei denen alles erlaubt war. Und Rocky war gut. Er war groß und stark, eine Kämpfernatur. Er hatte unglaubliche Ausdauer und wusste, wie man einen Gegner nach Strich und Faden fertig machte.

Irgendwann hatten die Zuschauer diese rohe Gewalt jedoch satt. In einzelnen Bundesstaaten wurde Ultimate Fighting als illegal verboten. Einige der Protagonisten gingen nach Japan, wo diese Kämpfe noch erlaubt waren - Rocky vermutete, dass die Leute dort weniger sensibel reagierten. Trotzdem blieb er zu Hause. Rocky hatte den Glauben, eines Tages den Sprung in die NFL zu schaffen, noch nicht aufgegeben. Dazu musste er nur härter an sich arbeiten. Noch mehr Masse ansetzen, stärker werden, schneller.

Jack Lawsons Minivan bog zur Route 17 ab. Rocky hatte klare Anweisungen bekommen. Er sollte Lawson folgen. Notieren, wohin er fuhr, mit wem er redete, alle Details seiner Fahrt aufzeichnen. Jeder Kontakt mit ihm sollte unter allen Umständen vermieden werden. Er sollte ihn beobachten. Mehr nicht.

Gutes, leicht verdientes Geld.

Zwei Jahre zuvor war Rocky in einer Bar in eine Schlägerei verwickelt worden. Es war der übliche Anlass gewesen. Ein Kerl hatte Lorraine zu lange angeglotzt. Rocky, voll gepumpt mit Steroiden und dadurch hochgradig aggressiv, hatte den Typen auseinander genommen - ihm ein paar Wochen im Streckverband beschert - und sich eine Strafe wegen schwerer Körperverletzung eingehandelt. Er hatte drei Monate gesessen und war mittlerweile auf Bewährung freigekommen. Für Lorraine hatte es das Fass zum Überlaufen gebracht. Sie hatte ihn als Versager beschimpft und verlassen.

Also bemühte er sich jetzt bei Lorraine um Wiedergutmachung.

Rocky hatte die Aufputschmittel abgesetzt. Träume sterben langsam, aber mittlerweile war ihm klar, dass die NFL unerreichbar war. Was Rockys Talente keinen Abbruch tat. Einen guten Coach würde er durchaus abgeben. Er konnte motivieren. Einer seiner Freunde hatte Beziehungen zu seiner alten Alma Mater, Westfield High. Wenn Rockys Vorstrafe gestrichen wurde, wollte man ihn zum Abwehr-Trainer der Collegemannschaft machen. Lorraine konnte dort einen Job als Studienberaterin kriegen. Damit würden sie wieder auf der Überholspur landen.

Sie brauchten nur etwas Anfangskapital.

Rocky hielt den Celica auf Sicherheitsabstand hinter dem Minivan. Er rechnete nicht damit, entdeckt zu werden. Jack Lawson war ein Amateur. Er würde kaum auf einen Verfolger achten. Jedenfalls hatte der Boss ihm das gesagt.

Lawson überquerte die Stadtgrenze von New York und nahm die Schnellstraße in Richtung Norden. Es war zehn Uhr abends. Rocky fragte sich, ob er einen Zwischenbericht durchgeben sollte, entschied sich jedoch dagegen. Es gab nichts zu melden. Der Mann unternahm eine Spritztour. Rocky folgte ihm. So lautete schließlich sein Auftrag.

Rocky spürte die ersten Anzeichen eines Wadenkrampfs und wünschte, die Konservenbüchse würde mehr Beinfreiheit bieten.

Eine halbe Stunde später bog Lawson zur Woodbury Commons ein, einem der riesigen Einkaufszentren auf dem platten Land, in dem alle Geschäfte angeblich »Outlets« ihrer wesentlich teureren Mutterfirmen waren. Das Einkaufszentrum hatte geschlossen. Der Minivan nahm eine ruhige Straße entlang der Flanke des Geländes. Rocky ließ sich zurückfallen. Wenn er jetzt zu dicht folgte, würde er sicher auffliegen.

Rocky fand rechts einen Parkplatz, stellte die Automatik auf »Parken«, löschte die Scheinwerfer und griff nach seinem Fernglas.

Jack Lawson hielt mit dem Minivan an. Rocky beobachtete,

wie er ausstieg. Unweit des Minivans stand ein zweiter Wagen. Vermutlich Lawsons Freundin. Komischer Ort für ein Schäferstündchen, aber die Geschmäcker waren verschieden. Jack sah sich nach allen Seiten um und ging dann auf das Wäldchen zu. Verdammt. Rocky blieb nichts anderes übrig, als ihm zu Fuß zu folgen.

Er senkte das Fernglas und schälte sich aus dem Auto. Die Entfernung zu Lawson betrug noch immer siebzig, achtzig Meter. Rocky hatte nicht vor, diesen Abstand zu verringern. Er kauerte nieder und spähte erneut durch das Fernglas. Lawson war stehen geblieben. Er drehte sich um und ...

Was sollte das denn?

Rocky schwenkte mit dem Fernglas nach rechts. Links von Lawson stand plötzlich ein Mann. Rocky kniff die Augen zusammen. Der Typ trug einen Drillichanzug. Er war verhältnismäßig klein und kräftig, perfekt gebaut. Sieht aus, als würde er mit Gewichten trainieren, überlegte Rocky. Der Kerl sah aus wie ein Chinese oder so was, stand stockstill da, absolut bewegungslos.

Zumindest für ein paar Sekunden.

Dann hob der Chinese fast unmerklich den Arm und legte mit beinah liebevoller Sanftheit seine Hand auf Lawsons Schulter. Einen flüchtigen Augenblick lang dachte Rocky, dass er zufällig Zeuge eines Schulen-Treffs wäre. Irrtum. Kompletter Irrtum.

Jack Lawson sackte zu Boden wie eine Marionette, deren Schnüre man durchtrennt hatte. Rocky unterdrückte ein Keuchen. Der Chinese starrte auf die zusammengesunkene Gestalt hinab. Dann beugte er sich über Lawson und zog ihn am Nacken wieder in die Höhe. Als packe er einen Hundewelpen im Nackenfell.

Verdammt, schoss es Rocky durch den Kopf. Das sollte er lieber melden.

Mit auffälliger Lässigkeit machte sich der Asiate daran, Lawson zu seinem Wagen zu bugsieren. Und zwar allein mit einer Hand. So als wöge Lawson nicht mehr als eine Aktentasche. Rocky griff nach seinem Handy.

Mist, er hatte es im Auto liegen gelassen.

Wie auch immer. Rocky zwang sich, nachzudenken. Der Wagen des Chinesen. Ein Honda Accord. Nummernschild aus New Jersey. Rocky versuchte, sich das Kennzeichen einzuprägen. Er beobachtete, wie der Chinese den Kofferraum öffnete. Dann stopfte er Lawson hinein wie einen Sack Wäsche.

Großer Gott, und was jetzt?

Rockys Anweisungen waren eindeutig. Auf keinen Fall aktiv werden. Wie oft hatte er das gehört? Was auch immer passiert, Sie bleiben ein passiver Beobachter. Mehr nicht.

Rocky schwankte.

Sollte er einfach nur die Verfolgung aufnehmen?

Keine Chance. Jack Lawson steckte in dem Kofferraum. Rocky kannte den Mann nicht. Er hatte keine Ahnung, weshalb er ihn beschatten sollte; hatte angenommen, es sei die übliche Geschichte - seine Frau verdächtige ihn, eine Affäre zu haben. Das war eine Sache. Beschatten und Beweise für einen Seitensprung sammeln. Aber das ... ?

Lawson war tatsächlich angegriffen worden. Und verdammt noch mal, dieser muskelbepackte Jackie-Chan-Verschnitt hatte ihn in einen Kofferraum gesperrt. Sollte Rocky dem einfach tatenlos zuschauen?

Nein!

Was Rocky sich auch immer hatte zuschulden kommen lassen, was auch immer aus ihm geworden war, das ließ er nicht auf sich sitzen. Angenommen der Chinese hängte ihn ab____Angenommen es gab nicht genügend Sauerstoff im Kofferraum ... Angenommen Lawson war bereits schwer verletzt und lag im Sterben ...

Rocky musste etwas unternehmen.

Sollte er die Polizei rufen?

Der Chinese knallte die Kofferraumklappe zu. Er ging zur Fahrertür.

Zu spät für Telefonanrufe. Er musste handeln. Und zwar jetzt.

Rocky war noch immer einen Meter neunzig groß, hundert-dreißig Kilo schwer und durchtrainiert. Er war ein Profi-Kämpfer. Kein Show-Boxer. Kein windiger Wrestler, der faulen Zauber veranstaltete. Er war ein echter Kämpfer. Er hatte keine Waffe, aber er wusste sich zu wehren.

Rocky rannte auf den Wagen zu.

»Hey!«, schrie er. »Hey, Sie da! Bleiben Sie stehen!«

Der Chinese - beim Näherkommen sah Rocky, dass er kaum älter als Mitte zwanzig sein konnte - hob den Kopf. Er verzog keine Miene. Starrte nur auf den rennenden Rocky. Bewegte sich nicht. Versuchte gar nicht, in den Wagen zu steigen und davon zu fahren. Wartete geduldig.

»Hey!«

Das Schlitzauge rührte sich nicht vom Fleck.

Rocky blieb in knapp einem Meter Entfernung vor ihm stehen. Ihre Blicke trafen sich. Rocky gefiel nicht, was er sah. Er hatte gegen einige echte Fanatiker Football gespielt. Er war beim Ultimative-Fighting gegen ausgebuffte Sado-Masos angetreten. Er hatte astreinen Psychopathen in die Augen gesehen - Typen, die sich daran aufgeilten, andere zu verletzen. Das war nichts Vergleichbares. Hier starrte man in die Augen ... einer seelenlosen Hülle. In diesem Blick war weder Furcht noch Gnade oder gar Vernunft.

»Was kann ich für Sie tun?«, fragte der chinesische Junge.

»Ich habe alles gesehen ... Lassen Sie den Mann aus dem Kofferraum.«

Der Bursche nickte. »Aber selbstverständlich.«

Sein Blick wanderte in Richtung Kofferraum. Rocky folgte ihm. Und in diesem Augenblick schlug Eric Wu zu.

Rocky sah den Schlag nicht einmal kommen. Wu duckte sich, ließ die Hüften kreisen, um Schwung zu holen, und versenkte seine Faust in Rockys Nieren. Rocky hatte schon so manchen Schlag eingesteckt. Männer, doppelt so groß und schwer wie er,

hatten ihm Nierenhaken verpasst. Aber nichts und niemand hatte ihn je so hart getroffen. Die Faust des Chinesen hatte die Wucht eines Dampfhammers.

Rocky schnappte nach Luft, blieb jedoch auf den Beinen. Wu bewegte sich auf ihn zu. Im nächsten Moment fühlte Rocky einen harten, spitzen Gegenstand in seiner Leber. Fühlte sich wie ein Grillspieß an. Der Schmerz explodierte durch ihn hindurch.

Rockys Mund öffnete sich, doch kein Schrei wollte entweichen. Er ging zu Boden. Wu sank neben ihm auf die Knie. Das Letzte, das Rocky sah - das Letzte, das er je sehen sollte - war Eric Wus Gesicht, seine ruhige, beinah heitere Miene, während er seine Finger unter Rockys Brustkasten gleiten ließ.

Lorraine, dachte Rocky. Und dann nichts mehr.

5

Grace ertappte sich mitten in einem Schrei. Sie fuhr hoch. Im Flur brannte noch immer Licht. Im Türrahmen stand eine Gestalt. Aber es war nicht Jack.

Sie wachte noch immer nach Luft schnappend auf. Ein Traum. So viel wusste sie. Irgendwo im Unterbewusstsein war das nach der Hälfte klar gewesen. Der Traum war nicht neu. Sie hatte ihn schon häufig geträumt, doch das war lange her. Muss der bevorstehende Jahrestag sein, dachte sie.

Sie versuchte sich wieder zurückzuversetzen. Es ging nicht. Der Traum begann und endete stets auf die gleiche Art und Weise. Variationen gab es nur in der Mitte.

Im Traum war Grace wieder im alten Boston Garden Stadion. Die Bühne lag unmittelbar vor ihr. Da war ein Absperrgitter aus Stahl, niedrig, vielleicht hüfthoch, ein Gestell wie ein Fahrradständer. Sie lehnte sich dagegen.

Aus dem Lautsprecher drang der Song »Pale Ink«, was nicht

sein konnte, da das Konzert noch gar nicht angefangen hatte. »Pale Ink« war der große Hit der Jimmy-X-Band, die meistverkaufte Single des Jahres. Im Radio wurde er noch immer häufig gespielt. Damals jedoch hörte sie ihn live, nicht aus der Konserve. Sah man diesen Traum wie einen Film an, dann war »Pale Ink« so etwas wie der Soundtrack dazu.

Stand Todd Woodcroft, ihr damaliger Freund, neben ihr? Gelegentlich bildete sie sich ein, seine Hand zu halten - obwohl sie beide nie das Händchen haltende Paar gewesen waren - und dann, als plötzlich alles schief ging, überwältigte sie das niederschmetternde Gefühl, wie ihr seine Hand entglitt. Todd war vermutlich neben ihr gewesen. Im Traum geschah das nur manchmal. Diesmal, nein diesmal war er nicht bei ihr gewesen. Todd war in jener Nacht unversehrt davongekommen. Sie hatte ihm nie die Schuld an dem gegeben, was ihr zugestoßen war. Er hätte nichts tun können. Sie hatten eine College-Romanze gehabt, die bereits zu Ende gewesen war, waren keine verwandten Seelen gewesen. Und wer wollte schon in diesem Stadium eine Szene riskieren? Wer wollte schon mit einem Mädchen Schluss machen, das im Krankenhaus lag? War besser für beide gewesen, die Sache einfach im Sande verlaufen zu lassen, dachte sie.

Im Traum wusste Grace stets, dass eine Katastrophe bevorstand, ohne dass sie aktiv etwas dagegen unternommen hätte. Ihr Traum-Ich rief den anderen keine Warnung zu oder versuchte, zum Ausgang zu gelangen. Sie fragte sich häufig, warum das so war. Aber lag das nicht in der Natur der Träume? Man ist trotz besseren Wissens machtlos, Sklave einer bestimmten Weichenstellung des Unterbewusstseins. Vielleicht ist die Antwort auch simpler: Es war keine Zeit dazu. Im Traum nimmt die Tragödie in wenigen Sekunden ihren Lauf. In Wirklichkeit hatten Grace und all die anderen nach Zeugenaussagen mehr als vier Stunden vor dieser Bühne gestanden.

Die Stimmung der Menge war von erwartungsvoller Span-

nung erst in Unruhe, dann in Ungeduld und schließlich in offene Feindseligkeit umgeschlagen. Der Auftritt von Jimmy X, mit richtigem Namen James Xavier Farmington, der großartige Rockmusiker mit der unglaublichen Haarmähne, war für 20 Uhr 30 angekündigt, doch niemand rechnete mit seinem Erscheinen vor 21 Uhr. Schließlich war es kurz vor Mitternacht, ohne dass sich etwas ereignet hätte. Zuerst hatte die Menge Jimmys Namen skandiert. Dann waren erste Buhrufe gekommen. Sechzehntausend Menschen, einschließlich derer, die, wie Grace, das Glück gehabt hatten, Plätze direkt vor der Bühne zu ergattern, forderten wie auf Kommando gemeinsam seinen Auftritt. Zehn Minuten verstrichen, bevor die Lautsprecher mit Informationen aufwarteten. Die Menge, die sich erneut in einen Zustand hitziger Erregung versetzt hatte, schrie und kreischte.

Doch die Stimme aus dem Lautsprecher kündigte nicht die heiß ersehnte Band an. Stattdessen gab man lakonisch bekannt, dass sich der Auftritt erneut um mindestens eine Stunde verzögern würde. Ohne jede Erklärung. Niemand rührte sich. Im Stadion herrschte urplötzlich Stille.

Das war immer der Augenblick, in dem der Traum einsetzte, exakt während der Stille vor dem Sturm. Grace war wieder mittendrin. Wie alt war sie damals? Einundzwanzig. Doch im Traum schien sie älter zu sein. Im Traum war sie eine andere, parallele Persönlichkeit von Grace, eine, die mit Jack verheiratet und Mutter von Emma und Max war und dennoch dieses Konzert während ihres letzten Jahres am College besuchte. Danach lief alles ab, wie es in Träumen so üblich ist, in jener doppelbödigen Realität, in der das parallele Ich mit dem zeitgemäßen Ich eine Teilmenge bildet.

Entstammte all das, entstammten diese Traum-Sequenzen ihrem Unterbewusstsein oder wurden sie von Informationen gespeist, die sie später über die Tragödie erhalten hatte? Grace wusste es nicht. Es war, wie sie längst annahm, vermutlich eine

Kombination aus beidem. Träume öffnen Türen für Erinnerungen. Im Wachzustand vermochte sie sich nie an die Ereignisse jener Nacht - ja nicht einmal an die Tage unmittelbar davor - zu erinnern. Das Letzte, woran sie sich erinnerte, war, dass sie für die Abschlussprüfung in Politologie gelernt hatte, die wenige Tage davor stattgefunden hatte. Die Ärzte hatten ihr versichert, dies sei eine normale Folge eines Schädeltraumas, wie sie es erlitten hatte. Doch das Unterbewusstsein ist ein seltsames Medium. Vielleicht waren diese Träume durchaus reale Erinnerungen. Vielleicht waren sie aber auch nur Einbildung. Wahrscheinlich war es wiederum eine Mischung aus beidem.

Wie dem auch war, ob es ihrem Gedächtnis oder den Zeitungsberichten entsprang, in exakt diesem Augenblick jedenfalls wurde ein Schuss abgefeuert. Dann noch einer. Und wieder einer.

Das alles geschah zu einer Zeit, in der sich das Publikum von Großveranstaltungen noch nicht eine Überprüfung mit Metalldetektoren gefallen lassen musste. Jeder hätte eine Waffe bei sich tragen können. Noch wochenlang danach war diskutiert worden, woher diese Schüsse gekommen sein könnten. Fans von Verschwörungstheorien hatten über diesen Punkt gestritten, als handle es sich um eine ganz normale Grundsatzdiskussion. Jedenfalls geriet die bereits aufgebrachte Menge von Jugendlichen endgültig in wilde Panik. Sie kreischten. Sie drehten durch. Sie drängten zu den Ausgängen.

Sie stürmten die Bühne.

Grace war zur falschen Zeit am falschen Ort. Sie wurde mit der Hüfte gegen die obere Stange der Stahlabsperrung geworfen. Diese drückte sich in ihren Magen. Sie konnte sich nicht befreien. Die Menge kreischte und wogte geschlossen vorwärts. Der Junge neben ihr - sie sollte später erfahren, dass er der neunzehnjährige Ryan Vespa war - konnte sich nicht rechtzeitig mit den Händen schützen. Er wurde in einem für ihn tödlichen Winkel gegen den Stahlträger geschleudert.

Grace sah - wiederum war nicht klar, ob im Traum oder in Wirklichkeit -, wie Blut in einer Fontäne aus Ryans Mund schoss. Die Absperrung gab schließlich nach. Er kippte um. Grace fiel zu Boden. Sie versuchte sich aufzurappeln, auf die Beine zu kommen, doch die anstürmenden Wellen kreischender Menschen rissen sie immer wieder zu Boden.

Der folgende Teil, das wusste sie, war Wirklichkeit. Das Erlebnis, unter einer Menschenmenge begraben zu sein, verfolgte sie nicht nur in ihren Träumen.

Über ihr ging die panische Flucht weiter. Sie trampelten über sie hinweg. Traten ihr auf Arme und Beine. Stolperten und stürzten, schlügen schwer wie Betonplatten auf sie nieder. Das Gewicht wurde immer erdrückender. Sie fühlte sich platt gedrückt wie eine Flunder. Unzählige verzweifelte, strauchelnde, sich vorwärts kämpfende Leiber donnerten über sie hinweg.

Die Luft war erfüllt von Schreien. Grace lag mittlerweile ganz unten. Lebendig begraben. Um sie herum nur Dunkelheit. Zu viele Körper stapelten sich auf ihr. Sie konnte sich nicht bewegen. Nicht atmen. Sie bekam keine Luft mehr. Es war, als habe jemand Beton über sie gegossen. Als würde sie unter Wasser gezogen.

Ein unerträgliches Gewicht lastete auf ihr. Es war ein Gefühl, als drücke die Hand eines Riesen ihren Kopf in die Erde und zermaulme ihren Schädel, als wäre er aus Styropor.

Es gab kein Entrinnen.

Das war gnädigerweise der Punkt, an dem der Traum endete. Grace wachte auf. Noch immer nach Atem ringend.

In Wirklichkeit war Grace erst vier Tage später aus ihrer Bewusstlosigkeit aufgewacht und konnte sich an fast nichts mehr erinnern. Zuerst glaubte sie, es sei der Morgen ihrer Abschlussprüfung in Politologie. Die Ärzte nahmen sich Zeit, erklärten ihr die Situation. Sie war schwer verletzt. Sie hatte einen Schädelbasisbruch erlitten. Das, so nahmen die Ärzte an, erklärte Kopf-

schmerzen und Gedächtnisverlust. Sie litt nicht an Amnesie. Sie hatte nichts verdrängt. Eine psychosomatische Ursache wurde ausgeschlossen. Das Gehirn hatte Schaden genommen, was bei einem schweren Schädeltrauma und folgender Bewusstlosigkeit nichts Ungewöhnliches ist. Es war normal, dass man die Erinnerung an Stunden, ja sogar an mehrere Tage verlor. Grace hatte außerdem einen Oberschenkel-, einen Schienbein- und drei Rippenbrüche erlitten. Auch die Kniestiefe war gebrochen. Eine Hüfte war ausgerenkt.

Durch einen Nebel von Schmerzmitteln begriff sie schließlich, dass sie »Glück« im Unglück gehabt hatte. Achtzehn junge Leute im Alter von vierzehn bis sechsundzwanzig Jahren hatten bei der Katastrophe, die die Medien das »Massaker von Boston« nannten, ihr Leben verloren.

Die Gestalt im Türrahmen sagte: »Mom?«

Es war Emma. »Hallo, Liebes.«

»Du hast geschrien.«

»Mir geht's gut. Auch Mütter haben manchmal Albträume.«

Emma blieb im Lichtschatten. »Wo ist Daddy?«

Grace warf einen Blick auf die Uhr auf dem Nachttisch. Es war 4 Uhr 45. Wie lange hatte sie geschlafen? Kaum mehr als zehn, fünfzehn Minuten. »Er kommt bald wieder.«

Emma rührte sich nicht.

»Alles in Ordnung mit dir?«, fragte Grace.

»Kann ich bei dir schlafen?«

Eine Nacht voller schlechter Träume, dachte Grace. Sie schlug die Decke zurück. »Na klar, Schätzchen.«

Emma kroch auf Jacks Seite des Bettes. Grace warf die Decke wieder über sie und hielt sie fest im Arm. Unverwandt starre sie auf die Nachttischuhr. In dem Moment, als der kleine Zeiger von 6 Uhr 59 auf 7 Uhr sprang, gestattete sie es sich, Panik zuzulassen.

Jack hatte noch nie zuvor so etwas gemacht. An einem normalen Abend wäre er zu ihr gekommen und hätte gesagt, er

wolle noch einkaufen gehen. Hätte er irgendeine plumpe Anzüglichkeit von sich gegeben, etwas über Melonen oder Bananen, irgendetwas Lustiges und Blödsinniges gesagt, dann hätte sie längst die Polizei angerufen.

Doch der vergangene Abend war nicht normal gewesen. Da war dieses Foto. Seine Reaktion. Und kein Abschiedskuss.

Emma begann sich neben ihr zu räkeln. Wenige Minuten später tauchte Max auf und rieb sich die Augen. Normalerweise machte Jack das Frühstück. Er war der Frühaufsteher. Grace schaffte es mit Mühe, das Frühstück - Crunchys mit Bananen - auf den Tisch zu bringen, und beantwortete ausweichend die Fragen der Kinder nach der Abwesenheit ihres Vaters. Während die Kinder ihr Müsli hinunterschlangen, verschwand sie im Arbeitszimmer und rief in Jacks Büro an. Niemand meldete sich. Es war noch zu früh.

Sie streifte eines von Jacks Adidas-Sweatshirts über und brachte die Kinder zur Schulbushaltestelle. Emma hatte sie früher stets umarmt, bevor sie in den Bus gestiegen war, aber dafür war sie mittlerweile zu alt. Sie war längst im Bus, bevor Grace eine typisch elternhafte Bemerkung darüber machen konnte, dass sie sich offenbar nicht zu erwachsen vorkam, nachts zur Mutter ins Bett zu schlüpfen, wenn sie sich ängstigte. Max umarmte sie zwar noch, aber das geschah schnell und ohne offensichtliche Begeisterung. Zischend schlossen sich die Bustüren hinter ihnen zu, als hätte der Bus sie mit einem lauten *Happ* verschlungen.

Grace hob die Hand gegen die Sonne und sah dem Bus nach, bis er in die Bryden Road einbog. Selbst jetzt, nach all der Zeit, hatte sie das Bedürfnis, in den Wagen zu steigen und hinterher zu fahren, um sicherzugehen, dass diese offenbar so klapprige Mühle aus gelbem Blech es heil bis zur Schule schaffte.

Was war mit Jack geschehen?

Sie machte sich auf den Rückweg zum Haus. Im letzten Moment überlegte sie es sich anders, sprintete zu ihrem Wagen und fuhr davon. Grace holte den Bus auf der Heights Road ein und

folgte ihm den Rest des Weges zur Willard-Schule. Dort parkte sie und beobachtete, wie die Kinder ausstiegen. Als Emma und Max gebeugt unter dem Gewicht der schweren Schulranzen auftauchten, fühlte sie das vertraute Kribbeln in der Magengegend. Sie saß im Wagen und sah zu, wie die beiden über den Hof und die Treppe hinauf gingen und im Eingangsportal verschwanden.

Und dann kamen Grace zum ersten Mal seit sehr langer Zeit die Tränen.

*

Grace hatte Cops in Zivil erwartet. Und zwar im Doppelpack. So jedenfalls lief das im Fernsehen ab. Der eine war das altgediente Raubbein. Der andere war jung und gut aussehend. So viel zur Wirklichkeitstreue von Fernsehfilmen. Die Polizei hatte ihr einen Verkehrspolizisten in entsprechender Uniform und Streifenwagen geschickt.

Er stellte sich als Officer Daley vor. Er war tatsächlich jung, sehr jung sogar, mit unreiner Haut und einem speckigen Kindergesicht. Seine Muskeln schien er im Fitness-Studio erworben zu haben. Die kurzen Hemdsärmel spannten sich wie Aderpressen über seinem aufgeblähten Bizeps. Officer Daley artikulierte mit aufreizender Geduld im monotonen Jargon des Vorstadt-Cops, als spräche er zu einer Klasse von Erstklässlern bei der Fahrradprüfung.

Zehn Minuten nach ihrem Anruff bei der Polizei tauchte er bei ihr auf. Normalerweise, so hatte sie der Dienst habende Beamte am Telefon aufgeklärt, müsse sie aufs Revier kommen und ein Formular ausfüllen. Aber da Officer Daley zufällig in der Gegend wäre, könnte dieser kurz bei ihr vorbeischauen. So ein Glück!

Daley zog ein A4 Blatt aus der Tasche und legte es auf den Couchtisch. Er drückte die Mine aus dem Kugelschreiber und begann Fragen zu stellen.

»Name der vermissten Person?«

»John Lawson. Rufname Jack.«

Er kam zur nächsten Spalte.

»Adresse und Telefonnummer?«

Sie nannte ihm beide.

»Geburtsort?«

»Los Angeles, Kalifornien.«

Anschließend forderte er Angaben zu Jacks Körpergröße, Gesicht, Augen und Haarfarbe und - man höre und staune - seinem Geschlecht. Er fragte, ob Jack möglicherweise Narben, Tätowierungen oder sonstige Kennzeichen hätte. Und er erkundigte sich, wo er sich ihrer Ansicht nach befinden könnte.

»Keine Ahnung«, sagte Grace. »Deshalb habe ich Sie ja angerufen.«

Officer Daley nickte. »Ich nehme an, Ihr Ehemann ist volljährig?«

»Wie bitte?«

»Er ist doch vermutlich über achtzehn, oder?«

»Ja.«

»Das erschwert die Sache.«

»Warum?«

»Wir haben neue Vorschriften bei Vermisstenanzeigen. Sind erst vor ein paar Wochen in Kraft getreten.«

»Ich verstehe nicht ganz.«

Er seufzte melodramatisch. »Also, damit wir die Daten einer Person in den Computer eingeben können, müssen gewisse Kriterien erfüllt sein.« Daley zog ein weiteres Blatt Papier aus der Tasche. »Ist Ihr Mann behindert?«

»Nein.«

»Gefährdet?«

»Was meinen Sie damit?«

Daley las vom Blatt ab. »>Eine volljährige Person, die vermisst wird und sich in Gesellschaft einer zweiten Person befindet, womit unter Umständen der Verdacht gegeben ist, dass seine/ihre physische Sicherheit in Gefahr sein könnte.<«

»Keine Ahnung. Das habe ich doch schon gesagt. Er ist gestern Abend aus dem Haus ...«

»In diesem Fall können wir das mit einem >Nein< beantworten.« Er überflog das Formular. »Nummer drei. Unfreiwillig. Wie zum Beispiel bei Menschenraub oder Entführung.«

»Weiß ich auch nicht.«

»Gut. Nummer vier. Katastrophenopfer. Zum Beispiel im Fall einer Feuersbrunst oder eines Flugzeugabsturzes.«

»Nein.«

»Und die letzte Kategorie. Handelt es sich um einen Jugendlichen? Aber das hatten wir ja schon.« Er ließ das Formular sinken.

»Das wär's. Wir können die Daten nicht eingeben, solange keines dieser Kriterien erfüllt ist.«

»Wenn also jemand auf diese Weise verschwindet, dann unternehmen Sie nichts?«

»So würde ich das nicht sagen.«

»Wie würden Sie es denn sagen?«

»Wir haben keinerlei Hinweise darauf, dass ein Verbrechen vorliegt. Sollte sich das ändern, werden wir unverzüglich Ermittlungen aufnehmen.«

»Aber vorerst tun Sie gar nichts?«

Daley legte den Kugelschreiber beiseite. Er beugte sich vor. Seine Unterarme ruhten auf den Oberschenkeln. Er atmete schwer. »Darf ich ganz offen sprechen, Mrs. Lawson?«

»Ich bitte Sie darum.«

»In den meisten dieser Fälle - nein, ich würde schätzen, in 99 Prozent der Fälle - hat sich der Ehemann einfach nur aus dem Staub gemacht. Eheprobleme, eine Geliebte ... Es gibt viele Gründe, weshalb ein Ehemann manchmal nicht gefunden werden möchte.«

»Das trifft in diesem Fall nicht zu.«

Er nickte. »Und in 99 Prozent der Fälle kriegen wir genau das von der Ehefrau zu hören.«

Der herablassende Ton ging ihr allmählich auf die Nerven. Grace zögerte, sich diesem Grünschnabel anzuvertrauen. Sie hatte Informationen zurückgehalten, da die Wahrheit ihr wie Verrat vorgekommen wäre. Und außerdem - wie mochte die ganze Wahrheit in den Ohren von Fremden klingen?

Tja, also ich habe da dieses komische Foto aus dem Fotolabor mitten unter den Abzügen meines Films über die Apfelernte in Chester gefunden, und mein Mann hat gesagt, er sei das nicht. Aber das ist schwer zu beurteilen, denn das Foto ist alt und dann hat Jack das Haus verlassen ...

»Mrs. Lawson?«

»Ja bitte?«

»Verstehen Sie, was ich Ihnen gesagt habe?«

»Ich denke schon. Sie finden, ich reagiere hysterisch. Mein Mann ist mir davongelaufen. Und jetzt missbrauche ich die Polizei dazu, ihn mir zurückzuholen. So nach dem Muster läuft das doch, oder?«

Daley ließ sich nicht beirren. »Bitte begreifen Sie doch. Wir können erst ermitteln, wenn wir Hinweise auf ein Verbrechen haben. Das sind die Vorschriften vom NCIC.« Er deutete erneut auf das Formular und fügte betont ernst hinzu: »Das ist das National Crime Information Center.«

Sie hätte beinahe mit den Augen gerollt.

»Auch wenn wir Ihren Mann finden, könnten wir Ihnen seinen Aufenthaltsort nicht mitteilen. Wir leben in einem freien Land. Er ist volljährig. Wir können ihn nicht zwingen, zurückzukommen.«

»Dessen bin ich mir bewusst.«

»Wir können natürlich ein paar Anrufe tätigen, vielleicht ein paar diskrete Nachforschungen anstellen.«

»Na großartig!«

»Wir brauchen die Automarke und das Kennzeichen.«

»Er fährt einen Ford Windstar.«

»Farbe?«

»Dunkelblau.«

»Baujahr?«

Grace musste passen.

»Kennzeichen?«

»Fängt mit einem M an.«

Officer Daley sah auf. Grace kam sich wie eine Idiotin vor.

»Ich habe eine Kopie des Kraftfahrzeugscheins oben«, beeilte sie sich zu sagen. »Ich kann nachsehen.«

»Benutzen Sie Kreditkarten an den Mautstellen?«

»Ja.«

Officer Daley nickte und notierte sich das. Grace lief in den ersten Stock hinauf und fand die Auto-Akte. Sie machte mit ihrem Scanner eine Kopie des Kraftfahrzeugscheins und übergab diesen Daley. Er schrieb etwas auf. Er stellte einige Fragen. Sie hielt sich an die Tatsachen: Jack war aus dem Büro nach Hause gekommen, hatte geholfen, die Kinder ins Bett zu bringen, war fortgefahren, vermutlich, um Lebensmittel einzukaufen ... und nicht zurückgekommen.

Nach gut fünf Minuten schien Daley zufrieden zu sein. Er lächelte und sagte, sie solle sich keine Sorgen machen. Sie starre ihn nur schweigend an.

»Wir melden uns in ein paar Stunden wieder bei Ihnen. Falls wir bis dahin nichts hören, unterhalten wir uns weiter.«

Damit ging er. Grace rief erneut in Jacks Büro an. Es meldete sich noch immer niemand. Sie sah auf die Uhr. Es war fast zehn Uhr. Der Fotoladen musste jetzt öffnen. Gut.

Sie hatte einige Fragen an Josh, den Sauerkrautbart.

6

Charlaine Swain schlüpfte in ihre nagelneue, online bestellte Reizwäsche - ein Spitzen-Babydoll mit passendem G-String - und öffnete die Jalousie ihres Schlafzimmerfensters.

Etwas stimmte nicht.

Es war Donnerstag. Donnerstag 10 Uhr 30. Charlaines Kinder waren in der Schule. Ihr Mann Mike saß mittlerweile an seinem Schreibtisch in der City, das Telefon zwischen Ohr und Schulter geklemmt, die Finger damit beschäftigt, die Hemdsärmel rauf und runter zu krempeln, den täglich strammer sitzenden Hemdkragen zu lockern, und zu stolz, sich die Notwendigkeit einzugehen, zur nächsthöheren Hemdgröße übergehen zu müssen.

Ihr Nachbar, ein unappetitlicher Sonderling namens Freddy Sykes, müsste erfahrungsgemäß zu Hause sein.

Charlaine warf einen Blick in den Spiegel. Das kam nicht oft vor. Sie musste ja nicht ständig daran erinnert werden, dass sie die vierzig überschritten hatte. Was ihr aus dem Spiegel entgegensah, war noch immer recht passabel, wie sie fand, wobei das leichte Stützkorsett unter dem Babydoll half - aber ihre einst drallen, fraulichen und kurvenreichen Formen waren schlaffer und konturloser geworden. Oh, selbstverständlich absolvierte Charlaine ein Fitnessprogramm. Sie machte Yoga - Yoga war jetzt in - an drei Vormittagen der Woche. Sie hielt sich fit, kämpfte gegen das offensichtlich Unvermeidliche und hielt auch noch streng daran fest, während ihr einiges andere bereits entglitt.

Was war mit ihr geschehen?

Lassen wir die rein physische Komponente für einen Moment beiseite. Die junge Charlaine Swain war ein Energiebündel gewesen. Unbändige Lebensgier hatte sie ausgezeichnet. Sie war ehrgeizig, eine Draufgängerin gewesen. Alle hatten das gesagt. Charlaine hatte immer Glamour verbreitet, ein Knistern in der

Luft, aber irgendwann und irgendwie hatte das Leben - das tägliche Einerlei - all das aufgefressen.

Waren die Kinder daran schuld? War es Mike? Es hatte eine Zeit gegeben, da hatte er nicht genug von ihr bekommen können, waren bei ihrem Anblick in einem solchen Aufzug seine Augen groß und sein Mund wässrig geworden. Wenn sie jetzt an ihm vorbei paradierte, erntete sie kaum einen Blick.

Wann hatte das angefangen?

Ein exakter Zeitpunkt war nicht feststellbar. Sie wusste, es war ein allmählicher Prozess gewesen, die Veränderungen hatten sich schleichend, kaum merklich vollzogen, bis, ja bis es irgendwann ein *fait accompli* geworden war. Aber es war nicht alles nur seine Schuld. Soviel war ihr klar. Ihr Elan war nach den Schwangerschaften, Stillzeiten und durch die Aufmerksamkeit beanspruchenden Kinder aufgezehrt worden. Ein natürlicher Vorgang, nahm sie an. Alle machten diese Entwicklung durch. Dennoch bedauerte sie es, sich nicht stärker dagegen gewehrt zu haben, bevor diese schleichenden Veränderungen zu Apathie und Resignation geronnen waren.

Geblieben waren ihr die Erinnerungen. Mike hatte sie stets umworben. Hatte sie überrascht. Hatte sich nach ihr verzehrt. Es mochte brutal klingen, doch er hatte sie nach allen Regeln der Kunst durchgefickt, sich auf sie gestürzt, sie geradezu überfallen. Mittlerweile war er mehr auf Effizienz bedacht, auf einen mechanischen, präzise ablaufenden Vorgang - Dunkelheit, Stöhnen, Befriedigung, Schlaf.

Bei ihren Gesprächen drehte sich alles um die Kinder - Stundenplan, Abholen, Hausaufgaben, Zahnarzttermine, Sportveranstaltungen, Spielverabredungen. Aber auch das war nicht allein Mikes Schuld. Bei Charlaines Kaffeekränzchen mit den Nachbarinnen - den Treffen bei Starbucks - waren die Unterhaltungen derart mühsam, langweilig, von Kinderkram überfrachtet, dass sie hätte schreien mögen.

Charlaine hatte das Gefühl zu ersticken.

Ihre Mutter - Königin seichter Country-Club-Kräńzchen - erklärte ihr, das Leben sei nun mal so, Charlaine habe alles, was sich eine Frau wünschen könne, ihre Erwartungen gingen schlicht an der Realität vorbei. Das Deprimierendste dabei war, dass Charlaine befürchtete, ihre Mutter hätte Recht.

Sie prüfte ihr Make-up. Zog die Lippen nach, legte etwas mehr Rouge auf, lehnte sich zurück und betrachtete sich eingehend. Sie sah aus wie eine Dirne. Sie griff nach der Packung Percodan, dem mittäglichen Cocktail-Ersatz für Mütter, und schluckte ihre Dosis. Dann betrachtete sie ihr Spiegelbild genauer, aus zusammengekniffenen Augen.

Blitzte die alte Charlaine vielleicht noch irgendwo durch?

Sie dachte an die Frau, die zwei Blocks weiter gewohnt hatte, wie Charlaine eine nette, zweifache Mutter. Vor zwei Monaten war diese nette, zweifache Mutter zur Bahnlinie nach Glen Rock gegangen und hatte sich vor den 11-Uhr-10-Zug der Bergen-Line geworfen. Schreckliche Geschichte. Wochenlang hatte es kein anderes Gesprächsthema gegeben. Wie hatte diese nette, zweifache Mutter nur einfach ihre Kinder im Stich lassen können? Wie hatte sie nur so selbstsüchtig sein können! Dennoch hatte Charlaine beim Smalltalk der Vorstadtmütter so etwas wie Neid gespürt. Für diese nette Mutter war es vorbei. Es musste wie eine Erlösung sein.

Wo blieb Freddy?

Charlaine freute sich tatsächlich auf diese Donnerstage um zehn Uhr, und vielleicht war das das Niederschmetterndste überhaupt. Auf Freddys heimliche Spannerei hatte sie anfänglich mit Ekel und Wut reagiert. Wann und wie war es dazu gekommen, dass sie es zuerst unbewusst geduldet hatte und inzwischen, Gott möge ihr verzeihen, als aufreizend erregendes Erlebnis genoss? Nein, dachte sie. Erregung war das nicht. Es war ... Es passierte einfach etwas. Das war alles. Ein Lichtblick. Zumindest mal ein Gefühl.

Sie wartete darauf, dass seine Jalousie endlich hochging.

Nichts geschah.

Seltsam. Jetzt, wo sie darüber nachdachte, fiel ihr ein, dass Freddy Sykes seine Jalousien normalerweise nie herunterließ. Ihre Häuser lagen Rückseite an Rückseite, so dass nur sie sich in die Fenster sehen konnten. Freddy schloss nie die Jalousien an der Rückseite. Also warum jetzt?

Ihr Blick schweifte zu den übrigen Fenstern. Sämtliche Jalousien waren geschlossen. Merkwürdig. Auch die Vorhänge des Zimmers, hinter dem sie sein Arbeitszimmer vermutete - sie hatte nie einen Fuß in das Haus gesetzt - waren zugezogen.

War Freddy verreist? War er fort?

Charlaine erblickte flüchtig ihr Spiegelbild im Fenster, und wieder überkam sie die Scham. Sie griff sich einen Bademantel - den abgewetzten Frotteemantel ihres Mannes - und schlüpfte hinein. Sie fragte sich, ob Mike eine Affäre hatte, ob eine andere Frau dieses einst unersättliche sexuelle Verlangen abschöpfte oder ob er schlicht das Interesse an ihr verloren hatte. Sie überlegte, was schlimmer wäre.

Wo war Freddy?

Wie erniedrigend, wie vernichtend und jämmerlich es doch war, dass ihr diese vormittägliche Eskapade so viel bedeutete. Sie starrte zu seinem Haus hinüber.

Da bewegte sich etwas.

Kaum merklich. Ein Schatten, der flackernd über die Längsseite einer Jalousie glitt. Und dennoch - da tat sich etwas. Vielleicht, ja vielleicht spannte Freddy wirklich wieder, steigerte auf diese Weise seine Erregung noch. Ja, das könnte der Grund sein. Die meisten Spanner geilten sich gerade an der Heimlichkeit ihrer Tat auf. Möglicherweise wollte er nicht von ihr gesehen werden. Möglicherweise beobachtete er sie gerade in diesem Moment ganz verstohlen.

Was war der Grund?

Sie lockerte den Gürtel des Bademantels und ließ ihn über die Schultern zu Boden gleiten. Der Frotteestoff roch nach Männer-schweiß und uralten Resten des Eau de Cologne, das sie Mike vor sieben oder acht Jahren gekauft hatte. Plötzlich brannten Tränen in Charlaines Augen. Doch sie wandte sich nicht ab.

Dann erschien mit einem Mal etwas zwischen den Lamellen der Jalousien. Ein Flackern? Bläulich?

Sie blinzelte. Was sollte das sein?

Das Fernglas. Wo war das Fernglas? Mike hatte einen Karton mit unnützem Zeug in seinem Schrank. Sie fand ihn, wühlte sich durch die zahllosen Elektrostecker und Adapter, bis sie das Leica-Fernglas zutage förderte. Sie erinnerte sich gut, wann sie es gekauft hatten. Es war auf ihrer Kreuzfahrt in der Karibik gewesen. Sie hatten auf einer der Virgin Islands angelegt - auf welcher, hatte sie vergessen - und es war ein ganz spontaner Kauf gewesen. Deshalb erinnerte sie sich. Wegen der Spontaneität dieser so prosaischen Handlung.

Charlaine hob das Fernglas an die Augen. Es hatte Autofokus, so dass sie es nicht einstellen brauchte. Es dauerte einen Moment, bis sie den schmalen Spalt zwischen Fenster und Jalousie gefunden hatte. Der blaue Punkt war da. Sie sah das Flackern und schloss die Augen. Sie hätte es wissen müssen.

Der Fernseher. Freddy hatte den Fernseher eingeschaltet.

Er war zu Hause.

Charlaine verharrte bewegungslos auf ihrem Platz. Sie war wie betäubt. Ihr Sohn Clay hörte gern einen Song aus dem Film *Shrek* über einen Burschen, der mit den Fingern ein V auf seiner Stirn formte. Versager. Genau das war Freddy Sykes. Dieser kranke, unappetitliche Freddy, dieser Versager, zog doch tatsächlich eine Fernsehsendung ihrem nackten Körper in Reizwäsche vor.

Trotzdem. Merkwürdig war es schon.

Sämtliche Jalousien waren heruntergelassen. Warum? Sie wohnte seit acht Jahren neben dem Sykes'schen Haus. Sogar zu

Lebzeiten von Freddys Mutter waren die Jalousien und Vorhänge nie geschlossen worden. Charlaine blickte erneut durch das Fernglas.

Der Fernseher wurde plötzlich ausgestellt.

Sie wartete ab, was geschehen würde. Freddy hat sich in der Zeit vertan, dachte sie. Gleich würde die Jalousie geöffnet werden. Ihr perverses Ritual würde beginnen.

Doch dem war nicht so.

Charlaine hörte das leise Surren und wusste gleichzeitig, was es bedeutete. Freddys elektronisch gesteuertes Garagentor war in Bewegung gesetzt worden.

Sie trat näher ans Fenster. Ein Automotor heulte auf, und dann holperte Freddys schrottreifer Honda aus der Garage. Das Sonnenlicht spiegelte sich in der Windschutzscheibe. Geblendet kniff sie kurz die Augen zu, hob schützend eine Hand gegen das grelle Licht.

Der Wagen fuhr weiter, und der gleißende Widerschein erstarb. Sie konnte die Person am Steuer jetzt erkennen.

Das war nicht Freddy.

Eine Art Urinstinkt veranlasste Charlaine, sich automatisch zu ducken. Sie fiel auf die Knie und kroch zu Mikes Bademantel. Sie drückte den Frotteestoff an sich. Der Geruch - diese Mischung aus Mike und abgestandenem Rasierwasser - erschien ihr plötzlich seltsam beruhigend.

Charlaine glitt zur Fensterseite.

Mit dem Rücken zur Wand spähte sie hinaus.

Der Honda Accord war stehen geblieben. Der Fahrer - ein asiatisch aussehender Mann - starnte zu ihrem Fenster hinauf.

Charlaine presste sich mit dem Rücken flach gegen die Wand. Sie bewegte sich nicht und hielt den Atem an. So blieb sie, bis sie hörte, wie der Wagen erneut anfuhr. Und dann, nur um auf Nummer sicher zu gehen, hielt sie sich noch weitere zehn Minuten hinter der Fensterecke verborgen.

Als sie schließlich wieder aus dem Fenster sah, war das Auto verschwunden.

Im Nachbarhaus rührte sich absolut nichts mehr.

7

Grace erreichte um Punkt 10 Uhr 15 das Fotogeschäft.

Josh, mit dem Sauerkrautbart, war nicht da. Genau genommen war überhaupt niemand da. Auf einem Schild in der Ladentür, das vermutlich seit dem vergangenen Abend dort hing, stand *geschlossen*.

Grace studierte die Öffnungszeiten. Geöffnet von 10-18 Uhr. Sie wartete. Um 10 Uhr 20 entdeckte die erste Kundin, eine gehetzt wirkende Frau Mitte dreißig, das Schild *geschlossen*, studierte die Öffnungszeiten und rüttelte an der Klinke. Sie stöhnte übertrieben auf. Grace zuckte bedauernd mit den Schultern. Die junge Frau eilte davon. Grace wartete.

Als das Geschäft um 10 Uhr 30 noch immer nicht geöffnet wurde, wusste Grace, dass das ein schlechtes Zeichen sein musste. Sie beschloss, erneut in Jacks Büro anzurufen. Diesmal schaltete sich der Anrufbeantworter ein. Es war unheimlich, Jacks allzu förmliche Stimme auf der Ansage zu hören. Diesmal versuchte sie es bei Dans Nummer. Immerhin hatten die beiden Männer am Vorabend telefoniert. Vielleicht konnte Dan mit einer Erklärung aufwarten.

Sie wählte seine Büronummer.

»Hallo?«

»Hallo, Dan. Ich bin's, Grace.«

»Hey!«, ertönte es am anderen Ende einen Tick zu enthusiastisch. »Ich wollte dich gerade anrufen.«

»Aha?«

»Wo steckt Jack?«

»Keine Ahnung.«

Er zögerte. »Was heißtt, du hast keine Ahnung ... ?«

»Du hast ihn doch gestern Abend angerufen, stimmt's?«

»Ja.«

»Worüber habt ihr gesprochen?«

»Über die Phenomytol-Testreihen. Wir sollen sie heute Nachmittag präsentieren.«

»Und nichts weiter?«

»Wie meinst du das? Wie nichts weiter?«

»Worüber habt ihr sonst noch gesprochen?«

»Über gar nichts. Ich wollte ihn wegen eines Dias was fragen.

Wieso? Was ist denn los, Grace?«

»Er ist gleich danach fortgefahren.«

»Einfach so?«

»Und seither nicht wieder aufgetaucht.«

»Moment! Was soll das heißen?«

»Ganz einfach, dass er nicht mehr nach Hause gekommen ist und auch nicht angerufen hat. Ich habe keine Ahnung, wo er steckt.«

»Großer Gott! Hast du die Polizei benachrichtigt?«

»Ja.«

»Und?«

»Und nichts.«

»Du meine Güte! Ich mache hier Schluss. Bin gleich bei dir.«

»Nein«, wehrte sie ab. »Mir geht's gut.«

»Sicher?«

»Ganz sicher. Ich muss noch was erledigen«, sagte sie lahm. Sie nahm den Hörer ans andere Ohr, unsicher, wie sie sich ausdrücken sollte. »War mit Jack alles in Ordnung?«

»Du meinst im Büro?«

»Ich meine ganz allgemein.«

»Ja, natürlich. Er ist, wie er ist. Du kennst ihn.«

»Dir ist nichts aufgefallen? Keine Veränderung?«

»Wir waren beide im Stress. Wegen dieser Testreihe. Wenn du das meinst. Aber das ist nichts Ungewöhnliches. Grace, soll ich wirklich nicht kommen?«

In ihrem Handy ertönte ein Piepton. »Ich muss jetzt auflegen, Dan. Da ist ein Anruf auf der anderen Leitung.«

»Ist vermutlich Jack. Ruf mich an, wenn du was brauchst.«

Grace schaltete um und starrte auf die neue Nummer auf dem Display. Es war nicht Jack. Zumindest rief er nicht mit seinem Handy an. Die Nummer war unbekannt.

»Hallo?«

»Mrs. Lawson? Officer Daley hier. Haben Sie Nachricht von Ihrem Mann?«

»Nein.«

»Wir konnten Sie zu Hause nicht erreichen.«

»Stimmt. Ich bin unterwegs.«

Es folgte eine kurze Pause. »Wo sind Sie?«

»In der Stadt.«

»Wo in der Stadt?«

»Beim Fotoladen.«

Diesmal war die Pause noch länger. »Ich möchte Ihnen nicht zu nahe treten, aber finden Sie das in Ordnung? Ich meine, rumzufahren, wenn Sie sich doch Sorgen wegen Ihrem Mann machen?«

»Officer Daley?«

»Ja bitte?«

»Es gibt da eine neue Erfindung. Die heißt Handy. Sie zum Beispiel rufen mich gerade auf meinem Handy an.«

»Ich wollte nicht...«

»Haben Sie etwas herausgefunden? Über meinen Mann?«

»Deshalb rufe ich an. Mein Captain ist jetzt da. Er möchte gern selbst mit Ihnen sprechen.«

»Haben Sie Neuigkeiten?«

»Nein. Jedenfalls nichts Besorgniserregendes.«

»Was heißt das?«

»Captain Perlmutter und ich brauchen nur noch weitere Informationen, Mrs. Lawson.«

Ein weiterer Kunde des Fotoladens, eine frisch Blondierte in Graces Alter, näherte sich dem leeren Geschäft. Sie legte die Hände um die Augen und spähte ins Innere. Auch sie runzelte die Stirn und ging dann ärgerlich wieder davon.

»Sind Sie beide jetzt auf dem Revier?«

»So ist es.«

»Ich bin in drei Minuten bei Ihnen.«

*

»Seit wann leben Sie und Ihr Mann in der Stadt?«, fragte Captain Perlmutter.

Sie saßen gedrängt in einem Raum, der eher dem Kabuff eines Hausmeisters ähnelte als dem Büro des Polizeichefs einer Kleinstadt. Die Cops von Kasselton hatten ihr Revier in die ehemalige Stadtbibliothek verlegt, einem historischen und traditionsreichen Gebäude mit wenig Komfort. Captain Stu Perlmutter saß hinter seinem Schreibtisch. Er lehnte sich bei der ersten Frage zurück und verschränkte die Hände über dem Bauchansatz. Officer Daley lehnte im Türrahmen und versuchte entspannte Atmosphäre zu verbreiten.

»Vier Jahre«, antwortete Grace.

»Und, gefällt's Ihnen?«

»Jedenfalls ist es nicht schlecht hier.«

»Wie schön.« Perlmutter lächelte wohlwollend. »Und Sie haben Kinder?«

»Ja.«

»Wie alt?«

»Acht und sechs.«

»Acht und sechs«, wiederholte er mit einem verträumten Lächeln. »Ein großartiges Alter. Keine Babys mehr und noch keine Teenager.«

Grace wartete ab.

»Mrs. Lawson, ist Ihr Mann schon irgendwann früher mal einfach so verschwunden?«

»Nein.«

»Was ist mit Eheproblemen?«

»Nichts. Gibt es nicht.«

Perlmutter musterte sie skeptisch. »Alles perfekt, was?« Er schien sich ein Zwinkern zu verkneifen.

Grace sagte nichts.

»Wie haben Sie Ihren Mann kennen gelernt?«

»Wie bitte?«

»Ich habe gefragt...«

»Was tut das jetzt zur Sache?«

»Ich versuche nur, mir ein Bild zu machen.«

»Ein Bild wovon? Haben Sie etwas herausbekommen?«

»Bitte!« Perlmutter versuchte es mit einem Lächeln, das er offenbar für entwaffnend hielt. »Ich brauche Hintergrundinformationen. Einfach zur besseren Beurteilung. Also, wo haben Sie und Ihr Mann sich kennen gelernt?«

»In Frankreich.«

Er notierte sich das. »Sie sind Künstlerin, Mrs. Lawson?«

»Ja.«

»Dann haben Sie in Europa Kunst studiert?«

»Captain Perlmutter ...«

»Ja oder nein?«

»Nehmen Sie mir's nicht übel, aber diese Fragen sind absurd.«

Perlmutter sah Daley an. Der zuckte mit den Schultern. »Vielleicht haben Sie Recht.«

»Haben Sie etwas in Erfahrung gebracht?«

»Schätze, Officer Daley hat Ihnen bereits erklärt, dass Ihr Mann volljährig ist und wir daher nicht verpflichtet sind, Ihnen Auskunft zu geben.«

»Ja, das hat er.«

»Gut. Jedenfalls glauben wir nicht, dass hier ein Verbrechen vorliegt. Falls Sie sich deshalb Sorgen machen.«

»Weshalb sagen Sie das?«

»Es gibt keinerlei Hinweise.«

»Was bedeutet, dass Sie keine Blutspuren oder Ähnliches gefunden haben, oder?«

»Richtig. Mehr noch ...« Perlmutter warf Daley erneut einen Blick zu. »... wir haben etwas in Erfahrung gebracht. Was wir Ihnen allerdings vermutlich nicht mitteilen dürften.«

Grace richtete sich auf ihrem Stuhl auf. Sie versuchte Perlmutter direkt in die Augen zu blicken, doch er wich ihr aus. »Ich möchte herzlich gern erfahren, was Sie herausbekommen haben.«

»Ist nicht viel«, sagte Perlmutter.

Sie schwieg abwartend.

»Officer Daley hat im Büro Ihres Mannes angerufen. Natürlich ist er nicht dort. Das wissen Sie vermutlich längst. Krank gemeldet hat er sich auch nicht. Deshalb haben wir beschlossen, ein paar Erkundigungen einzuziehen. Inoffiziell, versteht sich.«

»Sicher.«

»Sie waren so nett, uns die Nummer Ihrer KFZ — Mautkarte zu nennen. Wir haben sie in den Computer eingegeben. Um wieviel Uhr, sagten Sie, hat Ihr Mann gestern Abend das Haus verlassen?«

»Gegen zehn.«

»Und Sie dachten, er sei zum Supermarkt gefahren?«

»Keine Ahnung. Er hat mir ja nichts gesagt.«

»Er ist ohne ein Wort fortgefahren?«

»Richtig.«

»Und Sie haben ihn nicht gefragt, wohin er wollte?«

»Ich war im ersten Stock. Habe nur gehört, wie der Motor seines Wagens ansprang.«

»Gut. Also, Folgendes muss ich wissen.« Perlmutter nahm die

Hände von seinem Bauch. Sein Stuhl knarrte, als er sich vorbeugte. »Sie haben ihn auf seinem Handy angerufen. Und zwar unmittelbar nachdem er fort war. Ist das richtig?«

»Ja.«

»Tja, das ist das Problem. Weshalb hat er den Anruf nicht angenommen? Ich meine, wenn er mit Ihnen reden wollte.«

Grace ahnte, wohin das führen sollte.

»Meinen Sie, Ihr Mann könnte, kurz nachdem er das Haus verlassen hatte, einen Unfall gehabt haben? Oder entführt worden sein?«

Darüber hatte Grace, noch nicht nachgedacht. »Ich weiß nicht.«

»Nehmen Sie je den New York Thruway?«

Der Themenwechsel verunsicherte sie. »Nicht oft, aber ich bin ihn schon gefahren.«

»Sind Sie je im Woodbury Commons Einkaufszentrum gewesen?«

»Meinen Sie das Einkaufszentrum mit den Outlets?«

»Ja.«

»Natürlich.«

»Wie lange, glauben Sie, dauert die Fahrt dorthin?«

»Eine halbe Stunde. Ist Jack dorthin gefahren?«

»Das bezweifle ich. Nicht um diese Uhrzeit. Da sind alle Geschäfte geschlossen. Aber seine Mautkarte wurde an der Mautstelle der entsprechenden Ausfahrt um exakt 10 Uhr 26 registriert. Von dort gelangt man zur Route 17, und das ist für mich der schnellste Weg zu den Poconos. Geben wir Ihrem Mann plus minus zehn Minuten, dann hätte er in dieser Zeit Ihr gemeinsames Zuhause verlassen und geradewegs in diese Richtung fahren können. Von da an ... tja, von da kann er überall hingefahren sein. Fünfzehn Minuten dauert's von dort zur Interstate 80. Und wenn's einem Spaß macht, kommt man von da direkt weiter nach Kalifornien.«

Grace saß einfach nur da.

»Fassen wir zusammen, Mrs. Lawson. Ihr Mann verlässt das Haus. Sie rufen ihn kurz darauf auf dem Handy an. Er meldet sich nicht. Eine halbe Stunde später ist er, wie wir wissen, in New York. Wäre er überfallen worden oder hätte einen Unfall gehabt, könnte unmöglich jemand mit seiner Mautkarte in dieser kurzen Zeit an der Mautstelle gewesen sein. Verstehen Sie, was ich damit sagen will?«

Grace fing seinen Blick auf. »Dass ich eine hysterische Zicke bin, der der Mann davongelaufen ist.«

»Nein, das meine ich überhaupt nicht. Es ist nur ... Also uns sind die Hände gebunden. Es sei denn ...« Er beugte sich näher. »Mrs. Lawson, fällt Ihnen vielleicht irgendetwas ein, das uns weiterhelfen könnte?«

Grace versuchte keine Ausflüchte mehr. Sie sah sich um. Officer Daley hatte sich nicht von der Stelle gerührt. Eine Kopie des fremden Fotos steckte in ihrer Handtasche. Sie dachte an Josh mit dem Sauerkrautbart und dass der Fotoladen geschlossen geblieben war. Es war Zeit, der Polizei reinen Wein einzuschenken. Im Nachhinein war ihr klar, dass sie es Daley schon beim ersten Gespräch hätte sagen müssen.

»Bin nicht sicher, ob es überhaupt von Bedeutung ist«, begann sie und griff in ihre Handtasche. Sie zog die Fotokopie heraus und reichte sie Perlmutter. Perlmutter zückte eine Lesebrille und rückte sie zurecht. Daley trat zu ihnen und beugte sich über die Schulter des Captains. Grace erzählte, wie sie das Foto entdeckt hatte. Die beiden Polizisten starrten sie an, als habe sie sich gerade als Außerirdische zu erkennen gegeben.

Als Grace geendet hatte, deutete Perlmutter auf das Foto und sagte: »Und Sie sind sicher, dass das da Ihr Mann ist?«

»Ich glaube es zumindest.«

»Aber sicher sind Sie sich nicht?«

»Ziemlich sicher.«

Er nickte ihr zu, als sei sie nicht ganz richtig im Kopf. »Und die anderen Personen auf dem Foto? Die junge Dame, die jemand ausgestrichen hat?«

»Die kenne ich alle nicht.«

»Ihren Mann dagegen erkennen Sie. Aber er hat abgestritten, auf dem Foto zu sein?«

»So ist es.«

»Also, falls er es nicht ist, hm, dann ist das unwichtig. Wenn er es aber doch ist« - Perlmutter nahm die Brille ab - »dann hat er Sie angelogen. Sehe ich das richtig, Mrs. Lawson?«

Ihr Handy klingelte. Grace griff hastig danach und prüfte die Nummer.

Es war Jack.

Im ersten Moment war sie wie gelähmt. Grace hätte sich am liebsten in eine Ecke verzogen, doch Perlmutter und Daley sahen sie beide an. Die Möglichkeit, sie zu bitten, ungestört telefonieren zu dürfen, bot sich in dieser Situation nicht wirklich. Sie drückte auf die grüne Taste und hob das Handy ans Ohr.

»Jack?«

»Hey.«

Der Klang seiner Stimme hätte sie mit Erleichterung erfüllen müssen. Er tat es nicht.

Jack sagte: »Ich habe versucht, dich zu Hause zu erreichen. Wo bist du?«

»Wo ich bin?«

»Hör mal. Ich kann nur kurz reden. Tut mir Leid, dass ich einfach so weggefahren bin.«

Er war um Gelassenheit bemüht. Es gelang ihm nicht ganz.

»Ich brauche ein paar Tage«, sagte er.

»Wovon redest du?«

»Wo bist du, Grace?«

»Ich bin auf dem Polizeirevier.«

»Du hast die Polizei eingeschaltet?«

Sie fing den Blick von Perlmutter auf. Er machte ihr ein Zeichen mit dem Finger, der besagte *Geben Sie mir das Telefon, Lady. Ich mach das schon.*

»Hör zu, Grace. Gib mir einfach ein paar Tage. Ich ...« Jack hielt inne. Und dann sagte er etwas, das ihre Befürchtungen ins Unermessliche steigerte. »Ich brauche Abstand.«

»Abstand«, wiederholte sie.

»Ja, etwas Abstand. Das ist alles. Bitte sag der Polizei, dass es mir Leid tut. Ich muss jetzt auflegen. Okay? Ich melde mich bald wieder.«

»Jack?«

Er antwortete nicht.

»Ich liebe dich«, sagte Grace.

Aber die Leitung war bereits tot.

8

Abstand. Jack hatte gesagt, er brauche Abstand. Und daran stimmte einfach gar nichts.

Abgesehen davon war »Abstand brauchen« eine dieser nichts sagenden, dämlichen, abgeschmackten New-Age-Redewendungen, die mehr als bedeutungslos waren - »Abstand brauchen« - war eine miese Umschreibung für »Und Tschüss, ich verdrück mich«. Hätte ein Hinweis sein können, doch es reichte viel tiefer.

Grace war inzwischen zu Hause. Sie hatte sich halbherzig bei Perlmutter und Daley entschuldigt. Die Polizisten hatten sie mitleidig angesehen und erklärt, das gehöre nun mal zu ihrem Job. Es täte ihnen Leid. Grace hatte keine Miene verzogen und sich verabschiedet.

Durch das Telefongespräch hatte sie eine entscheidende und wichtige Information erhalten.

Jack war in Schwierigkeiten.

Sie hatte nicht überreagiert. Sein Verschwinden bedeutete nicht, dass er vor ihr oder aus Angst vor seiner Verantwortung davongelaufen war. Es war kein Unfall. Es war weder zu erwarten noch geplant gewesen. Sie hatte das Foto aus dem Fotoladen mitgebracht. Jack hatte es gesehen und das Haus umgehend verlassen.

Und jetzt steckte er ernsthaft in Schwierigkeiten.

Der Polizei konnte sie das niemals begreiflich machen. Erstens würden sie ihr nicht glauben. Sie würden ihr unterstellen, sich das alles nur einzubilden oderrettungslos naiv zu sein. Vielleicht würden sie das nicht offen zeigen. Vielleicht würden sie einfach nur Nachsicht heucheln, was sowohl ärgerlich wäre als auch eine enorme Zeitverschwendungh bedeutete. Vor dem Anruf waren sie überzeugt gewesen, dass Jack sie verlassen hatte. Die Erklärung, die Grace zu bieten hatte, würde sie nicht umstimmen.

Und vielleicht war das auch besser so.

Grace versuchte, zwischen den Zeilen zu lesen. Dass sie die Polizei eingeschaltet hatte, hatte Jack nicht gefallen. Das war offensichtlich. Das Bedauern in seiner Stimme war echt, nicht gespielt gewesen, als er erfahren hatte, dass sie auf dem Polizeirevier war.

Abstand.

Das war das entscheidende Stichwort. Hätte er ihr gesagt, er wolle ein paar Tage verreisen, Dampf ablassen, mit einer Stripperin durchbrennen, die er im Satin Dolls kennen gelernt hatte, okay, dann hätte sie ihm vielleicht nicht geglaubt, aber es hätte immerhin im Bereich des Möglichen gelegen. Jack hatte nichts dergleichen getan. Er war bezüglich der Gründe für sein Verschwinden eindeutig gewesen. Hatte sich in diesem Punkt sogar wiederholt.

Jack brauchte Abstand.

Eheliche Geheimsprache. Alle Paare haben sie. Die meisten Begriffe waren reichlich dumm. In dem Billy-Crystal-Streifen *Der letzte Komödiant* kommt eine Szene vor, in der der Komiker, gespielt von Billy Crystal, auf einen alten Herrn mit einem

scheußlichen Toupet deutet und sagt: »Ist das ein Haarteil? Also, was mich betrifft, mir hätten Sie das als echt verkaufen können.« Wann immer Jack und sie einen Mann entdeckten, der nach einem Haarteil aussah, sagte der eine »Also, was mich betrifft?«, und der andere antwortete dann zustimmend oder verneinend. Grace und Jack benutzten diesen Code »Also, was mich betrifft?« auch bei anderen Ausschweifungen der Eitelkeit wie Nasenkorrekturen, Brustimplantaten und so weiter.

Der Ursprung von »brauche Abstand« war etwas gewagter, ja anzüglicher.

Trotz ihrer gegenwärtigen misslichen Lage wurde Grace bei der Erinnerung daran unwillkürlich rot. Sex war mit Jack stets ausgezeichnet gewesen. Doch auch in einer langjährigen Beziehung gibt es Höhen und Tiefen. Die Episode, um die es ging, lag zwei Jahre zurück, in einer Phase großer sexueller Kreativität. Sexueller Kreativität in quasi öffentlichen Situationen, um genauer zu sein.

Da waren der Quickie in einer Umkleidekabine des luxuriösen Schönheitssalons, die Fummelei in der Loge eines saftigen Broadway Musicals. Mitten während einer besonders gewagten Nummer in der roten, pseudobritischen Telefonzelle in einer ruhigen Straße in Allendale, New York, hatte Jack plötzlich aufgekeucht »Ich brauche etwas Abstand«.

Grace hatte zu ihm aufgesehen. »Wie bitte?«

»Ich meine das wörtlich. Kannst du ein Stück rücken? Der Telefonhörer piekst mich in den Nacken.«

Sie hatten beide gelacht. Grace schloss jetzt die Augen, ein Lächeln auf den Lippen. »Brauche Abstand« war somit Teil des geheimen Sprachcodes ihrer Ehe geworden. Jack würde diesen Ausdruck nie zufällig benutzen. Er gab ihr damit ein Zeichen, warnte sie, ließ sie wissen, dass er etwas sagte, was so nicht gemeint war.

Alles schön und gut. Aber was meinte er wirklich?

Jack konnte nicht frei sprechen, so viel war klar. Jemand hörte

zu. Wer? War jemand bei ihm ... oder hatte er Angst, weil sie bei der Polizei gewesen war? Sie hoffte, Letzteres. Dann war er allein und wollte einfach nur die Polizei raushalten.

Nach allem, was bisher passiert war, erschien ihr diese Möglichkeit allerdings unwahrscheinlich.

Wenn Jack frei sprechen konnte, warum hatte er sie nicht wieder angerufen? Er konnte sich doch denken, dass sie inzwischen das Revier verlassen hatte. Wäre mit ihm alles in Ordnung, wäre er allein, hätte Jack wieder angerufen, um ihr zu sagen, was los war. Aber genau das hatte er nicht getan.

Daraus schloss sie, dass Jack nicht allein war und in ernsten Schwierigkeiten steckte.

Was erwartete er von ihr? Dass sie reagierte oder dass sie sich ruhig verhielt? Wie sie Jack kannte - so wie sie wusste, dass er ihr ein Zeichen gegeben hatte -, so wusste auch Jack, dass Grace nicht passiv bleiben würde. Das entsprach nicht ihrem Charakter. Das wusste Jack. Sie würde versuchen, ihn zu finden.

Und wahrscheinlich zählte er darauf.

Natürlich waren das alles nur Mutmaßungen. Sie kannte ihren Mann allzu gut - oder vielleicht auch nicht? -, also waren ihre Vermutungen keine bloße Einbildung. Aber wie viel davon traf zu? Rechtfertigte sie damit lediglich ihren Tatendrang?

Das spielte keine Rolle. Sie steckte auf jeden Fall bereits mittendrin.

Grace rekapitulierte, was sie bislang erfahren hatte. Jack hatte mit dem Windstar den New York Thruway genommen. Wen kannten sie in dieser Richtung? Warum hatte er so spät abends noch diese Richtung eingeschlagen?

Sie hatte keine Ahnung.

Moment mal.

Zurück zum Anfang: Jack kommt nach Hause. Jack sieht das Foto. Damit kam alles ins Rollen. Das Foto. Er entdeckt es auf dem Küchentresen. Sie fängt an, ihm Fragen darüber zu stellen.

Er erhält einen Anruf von Dan. Und dann geht er in sein Arbeitszimmer ...

Halt! Sein Arbeitszimmer.

Grace lief den Flur entlang. *Arbeitszimmer* war eine reichlich übertriebene Bezeichnung für die umfunktionierte Veranda. An den Wänden bröckelte stellenweise der Putz. Im Winter war es dort zugig, im Sommer stickig heiß. Hier gab es Fotos in billigen Rahmen von den Kindern und zwei ihrer Bilder in teureren Rahmen. Dieses so genannte Arbeitszimmer wirkte seltsam unpersönlich. Keinerlei Hinweise auf die Vergangenheit seines Bewohners - keine Erinnerungsstücke, kein von Freunden signierter Softball, kein Foto von einem Vierer auf dem Golfplatz. Außerdem einigen Werbegeschenken von Pharmafirmen - Kugelschreiber, Blöcke, Papierhalter - gab nichts Auskunft darüber, wer Jack, abgesehen von seiner Eigenschaft als Ehemann, Vater und Wissenschaftler, wirklich war.

Möglicherweise war da ja auch nicht mehr.

Grace war nicht wohl in ihrer Haut. Sie kam sich wie eine Schnüfflerin vor. Der Respekt vor der Intimsphäre des jeweils anderen, dachte sie jetzt, hatte sie stark gemacht. Jeder von ihnen hatte einen Raum, der für den anderen tabu war. Grace hatte das stets als selbstverständlich empfunden. Ja, sogar als wohltuend. Jetzt musste sie sich fragen, ob es nicht einfach nur Vogel-Strauß-Politik gewesen war. Musste in Betracht ziehen, dass diesem Verhalten vielleicht nicht das Bedürfnis zu Grunde lag, Jack seinen Freiraum zu lassen, sondern die Befürchtung, in ein Wesennest zu stechen.

Sein Computer war eingeschaltet und online. Jacks Startseite war die offizielle »Grace Lawson Website«. Grace starnte einen Moment auf den Stuhl, einen grauen Bürostuhl aus der örtlichen Staples Filiale, stellte sich Jack darauf vor, wie er jeden Morgen den Computer einschaltete und von ihrem Konterfei begrüßt wurde. Die Homepage zeigte eine gestylte Grace mit einigen ihrer

Bilder. Farley, ihr Agent, hatte kürzlich darauf bestanden, dass sie dieses Foto sämtlichen verkaufsfördernden Unterlagen beifügte, da es, wie er es ausdrückte, »ein Hit« sei. Widerwillig hatte sie sich diesem Wunsch gefügt. Auf der Bühne und im Film lag die Bedeutung von Aussehen und Ausstrahlung auf der Hand. Selbst Schriftsteller warben mit geschönten Hochglanzfotos und dem glühenden Blick der literarischen Entdeckung des Jahrhunderts. Graces Welt, die Malerei, war bisher immun gegen diesen Druck der Äußerlichkeiten gewesen, hatte die etwaige Schönheit des Künstlers oder der Künstlerin ignoriert - vielleicht weil das Physische in dieser Kunstform schon genug im Mittelpunkt stand.

Diese Zeiten jedoch waren vorbei.

Ein Künstler weiß die Bedeutung des Ästhetischen sehr wohl zu schätzen. Ästhetische Gesichtspunkte bewirken mehr als nur eine Veränderung der Wahrnehmung. Sie verändern die Wirklichkeit. Ein Beispiel dafür war die Tatsache, dass die TV-Teams nach dem Massaker von Boston niemals Graces Genesung so intensiv begleitet hätten, wäre sie dick und reizlos gewesen. Wäre sie physisch unansehnlich gewesen, wäre sie vermutlich nie in den Skandalblättern als »Wunder des Lebens«, »Unschuldsengel«, »Gebrochener Engel« bezeichnet worden. Ihr Bild war stets zusammen mit den Nachrichten über ihre Genesung erschienen. Die Presse - nein, vielmehr das ganze Land - verlangte ständig über ihren Gesundheitszustand informiert zu werden.

Die Familien der Opfer besuchten sie am Krankenbett, verbrachten Zeit mit ihr, suchten in ihren Zügen nach den Schatten ihrer verlorenen Kinder.

Hätten sie das auch getan, wenn sie hässlich gewesen wäre?

Grace versagte sich weitere Spekulationen. Doch wie ein etwas zu ehrlicher Kunstkritiker einmal zu ihr gesagt hatte: »Wir interessieren uns kaum für Bilder ohne ästhetische Ausstrahlung - warum also sollte das bei Menschen anders sein?«

Schon vor dem Massaker von Boston hatte Grace Kunstmale-

rin werden wollen. Damals allerdings hatte ihr etwas gefehlt, etwas, das nur schwer zu definieren gewesen war. Erst durch die schicksalhafte Erfahrung hatte ihr künstlerisches Empfinden eine andere Dimension erreicht. Sie wusste natürlich, wie arrogant das klingen musste. Sie hatte Floskeln wie *Du musst für deine Kunst leiden - Erst Tragödien verleihen künstlerischer Arbeit Struktur und Charakter* stets abgelehnt. Doch was ihr zuvor als hohes Geschwätz erschienen war, hatte mittlerweile eine gewisse Überzeugungskraft gewonnen.

Ohne auf die Schonungslosigkeit zu verzichten, die von jeher typisch für ihre Arbeiten gewesen war, gewannen sie eine nie da gewesene Lebendigkeit des Ausdrucks. Ihre Bilder waren jetzt düsterer, voller aggressiver Energie. Die Betrachter fragten sich nicht selten, ob sie Szenen aus jener unheilvollen Nacht malte. Als Antwort konnte lediglich ein Portrait dienen - das Bild eines jungen Gesichts, das so voller Hoffnung und gleichzeitig von tiefer Enttäuschung überschattet schien. Die bittere Tatsache war, dass das Massaker von Boston alles überschattete, was sie tat und lebte.

Grace sah auf Jacks Schreibtisch hinunter. Das Telefon stand zu ihrer Rechten. Sie griff danach, beschloss, das Naheliegendste zuerst zu tun: Die Wahlwiederholungstaste von Jacks Telefon zu drücken.

Der Telefonapparat, ein neues Modell von Panasonic, das sie in einem Radio-Shack-Store erworben hatte, verfügte über ein LCD-Display, das die jeweils letzte gewählte Nummer anzeigte. Die Vorwahl dieser Nummer lautete 212. Das war die Vorwahl für New York City. Sie wartete. Nach dem dritten Klingelton meldete sich eine Frauenstimme: »Anwaltskanzlei Burton und Crimstein.«

Grace wusste im ersten Moment nicht, wie sie reagieren sollte.

»Hallo?«

»Hier spricht Grace Lawson.«

»Mit wem darf ich Sie verbinden?«

Gute Frage. »Wie viele Anwälte arbeiten in dieser Kanzlei?«

»Schwer zu sagen. Soll ich Sie mit einem unserer Anwälte verbinden?«

»Ja, bitte..«

Am anderen Ende entstand eine Pause. Jetzt hatte die Stimme etwas Bemühtes. »Haben Sie jemand Bestimmten im Sinn?«

Grace starnte wieder auf die Nummer auf dem Display. Es waren einfach zu viele Zahlen. Normalerweise kam man bei Ferngesprächen auf elf Zahlen. Die vorliegende Kombination bestand aus fünfzehn, einschließlich eines Sternchens. Sie überlegte. Wenn Jack diese Nummer angerufen hatte, dann musste es noch spät am Vorabend gewesen sein. Zu diesem Zeitpunkt waren Telefonzentralen nicht mehr besetzt. Jack hatte also die Stern-taste gedrückt und eine Durchwahlnummer gewählt.

»Sind Sie noch da?«

»Geben Sie mir den Anschluss vier-sechs-drei«, las Grace vom Display ab.

Das Rufzeichen ertönte dreimal.

»Apparat Sandra Koval.«

»Ich möchte Mrs. Koval sprechen.«

»Wen darf ich melden?«

»Grace Lawson.«

»Und worum geht es?«

»Um meinen Mann Jack.«

»Augenblick bitte.«

Grace umfasste den Hörer fester. Dreißig Sekunden später meldete sich die Stimme zurück.

»Tut mir Leid, aber Mrs. Koval ist in einer Besprechung.«

»Es ist dringend.«

»Tut mir Leid ...«

»Es dauert nicht lange. Richten Sie ihr aus, es sei sehr wichtig.«

Der Seufzer am anderen Ende war deutlich hörbar. »Augenblick bitte.«

Die Pausenmusik klang nach indischen Yogarhythmen und wirkte unerwartet beruhigend.

»Was kann ich für Sie tun?«

Die Stimme klang geschäftsmäßig. »Mrs. Koval?«

»Ja.«

»Ich bin Grace Lawson.«

»Was wollen Sie?«

»Mein Mann, Jack Lawson, hat Sie gestern in Ihrem Büro angerufen.«

Keine Antwort.

»Er ist verschwunden.«

»Wie bitte?«

»Mein Mann ist verschwunden.«

»Tut mir Leid, das zu hören. Aber ich begreife nicht...«

»Wissen Sie, wo er ist, Mrs. Koval?«

»Woher zum Teufel soll ich das wissen?«

»Er hat gestern Abend mit Ihnen telefoniert. Kurz bevor er verschwunden ist.«

»Na und?«

»Ich habe die Wahlwiederholung gedrückt. Daraufhin ist Ihre Nummer erschienen.«

»Mrs. Lawson, diese Kanzlei beschäftigt mehr als zweihundert Juristen. Er könnte praktisch jeden angerufen haben.«

»Nein. Er hat Ihren Anschluss gewählt. Soviel steht auf meinem Display. Er hat Sie angerufen.«

Keine Antwort.

»Mrs. Koval?«

»Ja bitte?«

»Warum hat mein Mann Sie angerufen?«

»Ich habe Ihnen nichts zu sagen.«

»Wissen Sie, wo er ist?«

»Mrs. Lawson, haben Sie schon mal was von der anwaltlichen Schweigepflicht gehört?«

»Selbstverständlich.«

Wieder herrschte Stille.

»Soll das heißen, dass mein Mann Sie um Rechtsbeistand gebeten hat?«

»Ich kann über diese Angelegenheit nicht mit Ihnen sprechen. Auf Wiederhören.«

9

Es dauerte nicht lange, bis Grace ein Licht aufging.

Das Internet kann ein fabelhaftes Instrument sein, vorausgesetzt, man versteht, es zu nutzen. Grace hatte sich in das Google-Suchprogramm eingewählt und den Begriff »Sandra Koval« eingegeben. Daraufhin erschien die Website der Kanzlei *Burton & Crimstein* mit den Lebensläufen sämtlicher dort beschäftigter Juristen. Sandra Koval war Absolventin der Northwestern University. Ihren Doktor hatte sie an der UCLA gemacht. Nach den Jahreszahlen der absolvierten Examen zu urteilen, musste Sandra Koval mittlerweile ungefähr 42 Jahre alt sein. Sie war mit einem gewissen Harold Koval verheiratet. Sie hatten drei Kinder.

Sie lebten in Los Angeles.

Das war der Knackpunkt gewesen.

Grace hatte weitere Nachforschungen angestellt, einige auf die altbewährte herkömmliche Art: per Telefon. Allmählich fügten sich die Puzzleteile zusammen. Nur ergab das Bild keinen Sinn.

Die Fahrt nach Manhattan hatte weniger als eine Stunde gedauert. Die Räume der Kanzlei *Burton & Crimstein* lagen im fünften Stock. Die Frau hinter der Empfangstheke war gleichzeitig Sicherheitsbedienstete und begrüßte sie mit einem schmallippigen Lächeln. »Ja bitte?«

»Grace Lawson. Ich möchte zu Sandra Koval.«

Die Frau wählte eine Nummer und hauchte etwas kaum Ver-

nehmliches in den Hörer. Einen Moment später sagte sie: »Mrs. Koval ist gleich bei Ihnen.«

Das kam unerwartet. Grace hatte sich darauf eingestellt, entweder massiv drohen oder lange warten zu müssen. Sie wusste, wie Sandra Koval aussah. Die Website der Anwaltsfirma hatte auch ein Foto von ihr gezeigt. Hätte alles nichts gefruchtet, wäre Grace sogar bereit gewesen, der Anwältin beim Verlassen der Kanzlei aufzulauern.

Nach reiflicher Überlegung hatte Grace sich entschlossen, ohne Voranmeldung nach Manhattan zu fahren. Das Überraschungsmoment schien ihr wichtig, und sie wollte Sandra Koval Auge in Auge gegenübertreten. Ob aus einem inneren Bedürfnis heraus oder aus Neugier: Grace musste diese Frau einfach persönlich sehen.

Es war noch früh am Tag. Emma war nach der Schule mit einer Freundin verabredet. Max hatte Förderunterricht. Damit blieben ihr einige Stunden zur freien Verfügung.

Der Empfangsbereich von *Burton & Crimstein* war konservativ europäisch eingerichtet - reichlich Mahagoni, tiefe Teppiche, Gobelinsbezüge, eben jene Ausstattung, die bereits einen Vorgeschnack auf die Rechnung gibt - gepaart mit einer Fotowand der VIPs, auf der hauptsächlich Hester Crimstein, die bekannte Fernseh Juristin, in Begleitung ganzer Heerscharen von Prominenten aus Film, Politik und Wirtschaft abgelichtet war. Crimstein hatte eine Sendung im Gerichtskanal, die sinnigerweise *Crimstein on Crime* hieß.

Grace betrachtete gerade ein Bild von Hester Crimstein, das sie neben einer attraktiven Frau mit olivenfarbener Haut zeigte, als eine Stimme hinter ihr sagte: »Das ist Esperanza Diaz. Eine Profi-Wrestlerin. Sie stand unter Mordanklage. Zu Unrecht natürlich.«

Grace drehte sich um. »Little Pocahontas«, bemerkte sie.
»Wie bitte?«

Grace deutete auf das Foto. »Ihr Künstlername als Wrestlerin. Little Pocahontas.«

»Woher wissen Sie das?«

Grace zuckte die Achseln. »Ich liebe diese kleinen Informationen am Rande.«

Einen Moment starnte Grace Sandra Koval unverhohlen neugierig an. Schließlich räusperte sich die Anwältin und sah demonstrativ auf ihre Uhr. »Ich habe nicht viel Zeit. Bitte kommen Sie mit.«

Wortlos gingen die beiden Frauen den Korridor entlang in ein Konferenzzimmer. Dort stand ein langer Tisch für gut zwanzig Personen. In der Mitte thronte eine dieser grauen Freisprecheanlagen, die verdächtig wie ein gestrandeter Krake aussah. Auf einem Schränkchen in der Ecke stand eine Auswahl nicht-alkoholischer Getränke.

Sandra Koval blieb reserviert. Sie verschränkte die Arme vor der Brust, was Grace als Aufforderung deutete.

»Ich habe mich über Sie erkundigt«, begann Grace.

»Möchten Sie Platz nehmen?«

»Nein.«

»Was dagegen, wenn ich mich setze?«

»Tun Sie sich keinen Zwang an.«

»Was zu trinken?«

»Nein danke.«

Sandra Koval schenkte sich eine Diät-Cola ein. Sie war eine attraktive Frau, aber weder hübsch noch schön. Ihr Haar wurde bereits grau, was ihr durchaus stand. Sie war schlank, hatte volle Lippen. Dabei strahlte sie diese Mich-kann-niemand-Haltung aus, die Selbstsicherheit und Kampfbereitschaft signalisierte.

»Warum sind wir nicht in Ihr Büro gegangen?«, fragte Grace.

»Gefällt's Ihnen hier nicht?«

»Ist mir einen Tick zu geräumig.«

Sandra Koval zuckte die Schultern.

»Sie haben hier gar kein Büro, stimmt's?«

»Wenn Sie meinen.«

»Als ich anrief, meldete sich eine Frauenstimme mit Apparat Sandra Koval.«

»Aha?«

»Apparat hat sie gesagt. Nicht Büro.«

»Was ist daran so wichtig?«

»Oberflächlich betrachtet, eigentlich nichts«, sagte Grace.

»Aber ich habe mich über die Kanzlei im Internet informiert. Sie leben in Los Angeles. In der Nähe der *Burton & Crimstein* Filiale an der Westküste.«

»Richtig.«

»Dort ist Ihr Büro. Sie sind nur auf Besuch hier. Warum?«

»Eine Strafsache«, antwortete sie. »Handelt sich um einen Unschuldigen, der zu Unrecht angeklagt ist.«

»Sind sie das nicht alle?«

»Nein«, sagte Sandra Koval bedächtig. »Nicht alle.«

Grace trat einen Schritt näher. »Sie sind nicht Jacks Anwältin«, erklärte sie. »Sie sind seine Schwester.«

Sandra Koval starre in ihr Glas.

»Ich habe bei Ihrer Fakultät in der Uni angerufen. Dort wurde mir mein Verdacht bestätigt. Sandra Koval ist der Name, den Sie seit Ihrer Heirat führen. Die Frau, die dort ihr Juraexamen abgelegt hat, hieß Sandra Lawson. Ich habe daraufhin LawMar Securities überprüft. Das ist die Firma Ihres Großvaters. Sandra Koval wird dort als Mitglied des Verwaltungsrats geführt.«

Sandra Koval lächelte humorlos. »Sie sind ja ein richtiger Sherlock Holmes. So wie die Dinge liegen, können wir dann ja auch Du zueinander sagen.«

»Also, wo ist er?«, fragte Grace.

»Wie lange seid ihr beiden schon verheiratet?«

»Zehn Jahre.«

»Und wie oft hat Jack in all den Jahren von mir gesprochen?«

»So gut wie nie.«

Sandra Koval spreizte die Finger. »Exakt. Woher sollte ich also wissen, wo er sich rumtreibt?«

»Weil er dich angerufen hat.«

»Behauptest du.«

»Ich habe die Wahlwiederholung gedrückt.«

»Richtig. Das hast du am Telefon schon erwähnt.«

»Willst du mir weismachen, er hätte dich nicht angerufen?«

»Wann soll dieser angebliche Anruf denn stattgefunden haben?«

»Der angebliche?«

Sandra Koval zuckte mit den Achseln. »Juristen-Angewohnheit.«

»Gestern Abend. Gegen zehn.«

»Na, da haben wir's schon. Um diese Uhrzeit bin ich gar nicht mehr hier gewesen.«

»Wo denn dann?«

»In meinem Hotel.«

»Aber Jack hat deine Nummer gewählt.«

»Wenn dem so war, dann kann hier niemand abgehoben haben. Nicht um diese Zeit. Er kann nur auf den Anrufbeantworter gesprochen haben.«

»Hast du den heute abgehört?«

»Natürlich. Keine Nachricht von Jack.«

Grace überlegte. »Wann hast du das letzte Mal mit Jack gesprochen?«

»Das ist lange her.«

»Wie lange?«

Ihr Blick schweifte ab. »Wir haben uns nicht mehr gesehen, seit er damals nach Europa gegangen ist.«

»Das ist fünfzehn Jahre her.«

Sandra Koval trank einen Schluck.

»Woher kannte er dann deine Telefonnummer?«

Keine Antwort.

»Sandra?«

»Ihr lebt in Kasselton, North End Avenue 221. Habt zwei Nummern. Eine Telefon- und eine Faxnummer.« Sandra kannte beide Zahlenkombinationen auswendig.

Die beiden Frauen sahen sich an. »Aber du hast nie bei uns angerufen?«

»Nie.«

Die Freisprechanlage quiekte. »Sandra?«

»Ja?«

»Hester erwartet dich in ihrem Büro.«

»Bin schon unterwegs.« Sandra Koval riss sich von Graces Blick los. »Ich muss jetzt gehen.«

»Warum hat Jack versucht, dich anzurufen?«

»Keine Ahnung.«

»Er steckt in Schwierigkeiten.«

»Das sagst du.«

»Er ist verschwunden.«

»Nicht zum ersten Mal, Grace.«

Im Raum schien es plötzlich enger geworden zu sein. »Was ist zwischen dir und Jack vorgefallen?«

»Steht mir nicht zu, darüber zu sprechen.«

»Das ist doch wohl das Letzte!«

Sandra rutschte unruhig auf ihrem Stuhl hin und her. »Du sagst, er sei verschwunden?«

»Ja.«

»Und Jack hat nicht angerufen?«

»Doch, das hat er.«

Sie schien verwirrt. »Und was hat er gesagt?«

»Er brauche etwas Abstand. Aber das war nicht wörtlich gemeint. Es war ein Code.«

Sandra zog eine Grimasse. Grace zückte das Foto und legte es auf den Tisch. Die Luft im Raum wurde knapp. Sandra Koval

senkte den Blick, und Grace merkte, wie sie innerlich zusammenzuckte.

»Was zum Teufel soll das hier?«

»Schon komisch«, bemerkte Grace.

»Was ist komisch?«

»Das waren genau Jacks Worte, als er das Foto gesehen hat.«

Sandra starre noch immer auf das Foto.

»Das ist er doch, oder? Der in der Mitte mit dem Bart?«, fragte Grace.

»Ich weiß nicht.«

»Natürlich weißt du es. Wer ist die Blondine neben ihm?«

Grace ließ die Vergrößerung der jungen Frau auf den Tisch flattern. Sandra Koval sah auf. »Woher hast du die?«

»Aus dem Fotoladen.« Grace klärte sie auf. Sandra Kovals Miene verdüsterte sich. Sie glaubte ihr nicht. »Ist das Jack? Ja oder nein?«

»Kann ich nicht sagen. Habe ihn nie mit Bart gesehen.«

»Warum wollte er dich anrufen? Unmittelbar nachdem er dieses Foto gesehen hatte?«

»Keine Ahnung, Grace.«

»Du lügst.«

Sandra Koval stützte die Hände auf den Tisch und erhob sich.

»Ich muss in eine Besprechung.«

»Was ist mit Jack passiert?«

»Warum bist du so sicher, dass er dich nicht einfach verlassen hat?«

»Wir sind verheiratet. Wir haben zwei Kinder. Du hast eine Nichte und einen Neffen, Sandra.«

»Und ich hatte einen Bruder«, konterte sie. »Vielleicht kennen wir ihn beide nicht besonders gut.«

»Liebst du deinen Bruder?«

Sandra stand mit hängenden Schultern einfach nur da. »Lassen wir das, Grace.«

»Das kann ich nicht.«

Sandra schüttelte den Kopf und wandte sich zur Tür.

»Ich finde ihn«, sagte Grace.

»Verlass dich lieber nicht drauf.«

Dann war sie gegangen.

10

Okay, dachte Charlaine. Kümmere dich um deinen eigenen Kram.

Sie zog die Vorhänge zu und streifte wieder Jeans und Pullover über. Das Babydoll wanderte zurück in die unterste Schublade ihrer Kommode. Aus irgendeinem Grund nahm sie sich Zeit, es sorgfältig zu falten. Als wenn Freddy merken würde, wenn es zerknittert war.

Sie nahm eine Flasche Mineralwasser und gab etwas Multivitaminsaft ihres Sohnes dazu. Charlaine setzte sich auf einen Hocker an ihren Küchenblock aus Marmor. Starrte in ihr Glas. Mit dem Finger malte sie Kreise auf die beschlagene Glaswand. Sie starrte auf die nagelneue Kühlkombination mit der Türfront aus rostfreiem Stahl. Nichts klebte an der Tür - keine Kinderbilder, keine Familienfotos, keine Fingerabdrücke, nicht einmal Magneten. Auf ihrem alten gelben Westinghaus-Kühlschrank war die ganze Front mit solchen Dingen gepflastert gewesen. Es hatte Leben und Farbe in die Küche gebracht. Die neue Küche, die sie sich so sehnlich gewünscht hatte, war steril und kalt.

Wer war der Asiate am Steuer von Freddys Wagen?

Nicht, dass sie Freddy hinterherspionierte. Aber er bekam sehr selten Besuch. Tatsächlich konnte sie sich nicht erinnern, je einen anderen Menschen bei ihm gesehen zu haben. Das bedeutete natürlich nicht, dass er nie Besuch gehabt hatte. Schließlich verbrachte sie ihre Tage nicht damit, sein Haus zu beobachten. Dennoch hatte eine Nachbarschaft ihre eigenen Rituale. Eine

Atmosphäre, wenn man so wollte. Eine Nachbarschaft ist eine lebendige Einheit, man fühlt, wenn etwas nicht stimmt.

Die Eiswürfel in ihrem Glas begannen zu schmelzen. Charlaine hatte noch keinen Schluck getrunken. Sie musste einkaufen. Mikes Hemden lagen abholbereit in der Reinigung. Außerdem war sie mit ihrer Freundin Myrna bei *Baumgart* in der Franklin Avenue zum Lunch verabredet. Clay hatte nach der Schule bei Master Kim Karateunterricht.

Sie ging im Geist die Liste der restlichen Besorgungen durch und versuchte eine Reihenfolge aufzustellen. Geistloses tägliches Einerlei. War vor dem Mittagessen noch Zeit, die Einkäufe nach Hause zu bringen? Vermutlich nicht. Die Tiefkühlwaren würden im Auto zerfließen. Diese Einkäufe mussten also warten.

Sie hielt inne. Zum Teufel damit!

Freddy hätte mittlerweile bei der Arbeit sein müssen.

So jedenfalls lief es immer ab. Ihr perverses kleines Spiel dauerte von zehn bis zehn Uhr dreißig. Gegen zehn Uhr fünfundvierzig hörte Charlaine stets die Garagentür. Dann beobachtete sie, wie sein Honda Accord herausfuhr. Freddy arbeitete, wie sie wusste, bei H & R Block. Die Firma lag in der gleichen langen Einkaufsstraße wie die Videothek, bei der sie ihre DVDs auslieh. Sein Schreibtisch stand dicht am Fenster. Sie vermied es, daran vorbeizugehen, aber an manchen Tagen blickte sie hinüber, wenn sie geparkt hatte, und sah dann Freddy, den Stift an den Lippen, in Gedanken versunken aus dem Fenster starren.

Charlaine griff sich das Branchenbuch und wählte die Nummer. Ein Mann, der sich als der Geschäftsführer ausgab, sagte ihr, dass Mr. Sykes noch nicht da sei, jedoch jeden Moment erwartet werde. Charlaine spielte die Verblüffte. »Er hat mir gesagt, ich könnte ihn um diese Zeit erreichen. Kommt er denn nicht normalerweise um elf?«

Der Geschäftsführer gab zu, dass dem so sei.

»Und wo ist er jetzt? Ich brauche diese Zahlen. Dringend.«

Der Geschäftsführer entschuldigte sich und versicherte ihr, Mr. Sykes würde sie umgehend anrufen, sobald er in die Firma komme. Sie legte auf.

Was nun?

Da war was faul.

Na und? Wer war schon Freddy Sykes? Ein Niemand. Eigentlich weniger als ein Niemand. Er war die ständige Erinnerung an ihre Schwächen. Er war ein Symptom dafür, wie erbärmlich sie geworden war. Sie schuldete ihm nichts. Und vor allem, nur mal angenommen, man erwischte sie? Angenommen die Wahrheit kam ans Licht?

Charlaine sah zu Freddys Haus hinüber. Was, wenn die Wahrheit ans Licht kam?

Seltsamerweise kümmerte sie das kaum noch.

Sie griff nach ihrem Mantel und lief zu Freddys Haus hinüber.

11

Eric Wu hatte die Frau in der Reizwäsche hinter dem Fenster gesehen.

Wu hatte eine lange Nacht hinter sich. Mit Komplikationen hatte er nicht gerechnet. Der vierschrötige Ringertyp - seine Brieftasche wies ihn als Rocky Conwell aus - war zwar keine ernsthafte Bedrohung gewesen, doch dafür hatte Wu jetzt eine Leiche und ein überzähliges Auto an der Backe, die er beide verschwinden lassen musste. Das bedeutete einen Extra-Trip zurück zum Central Valley, New York.

Doch eins nach dem anderen. Er verstaute Rocky Conwell im Kofferraum seines Toyota Celica. Dann verfrachtete er Jack Lawson, den er ursprünglich in den Kofferraum des Honda Accord gezwängt hatte, hinten in den Ford Windstar.

Sobald er seine Opfer verstaut hatte, wechselte Wu die Auto-

kennzeichen aus, ließ die Maut-Dauerkarte verschwinden und fuhr den Ford Windstar zurück nach Ho-Ho-Kus. Er stellte den Minivan in Freddy Sykes' Garage ab. Danach blieb ihm noch genügend Zeit, den Bus zurück ins Central Valley zu schaffen. Wu durchsuchte Conwells Auto. Nachdem er sich vergewissert hatte, dass alle Spuren beseitigt waren, fuhr er den Toyota auf den Parkplatz an der Bushaltestelle an der Route 17. Er fand eine abgelegene Parklücke am Zaun. Ein Wagen, der Tage, ja sogar Wochen dort parkte, würde keinerlei Verdacht erregen. Letztendlich würde das der Gestank besorgen, doch das dauerte.

Der Parkplatz an der Bushaltestelle war lediglich drei Meilen von Sykes' Haus in Ho-Ho-Kus entfernt. Wu ging zu Fuß zurück. Früh am nächsten Morgen stand er auf und nahm den Bus ins Central Valley. Dort holte er Sykes' Honda Accord ab. Auf der Rückfahrt machte er einen kurzen Umweg am Wohnhaus der Lawsons vorbei.

In der Auffahrt stand ein Streifenwagen der Polizei.

Wu überlegte. Das beunruhigte ihn zwar nicht, aber es schien ihm ratsam, das Interesse der Polizei sofort im Keim zu ersticken. Er wusste auch schon, wie.

Wu fuhr zu Freddys Haus zurück und schaltete den Fernseher ein. Wu liebte die Tagesprogramme. Er genoss Sendungen wie *Springer* und *Ricki Lake*. Die meisten Leute hatten nur Verachtung dafür übrig. Wu nicht. Nur eine wirklich große Nation, eine freie Nation, konnte es sich leisten, diesen Blödsinn in den Äther zu senden. Davon abgesehen war Dummheit Wus Glück. Menschen waren wie Schafe. Je mehr Schwächen sie haben, desto stärker bist du. Was gab es Tröstlicheres oder Unterhaltsameres?

Während einer Werbepause - das Thema der Talkshow lautete der mitlaufenden Nachrichtenzeile am unteren Bildrand zu folge »Mami ist dagegen, dass ich mir einen Ring durch die Brustwarze ziehen lasse!« - stand Wu auf. Es war Zeit, sich um das Polizei-Problem zu kümmern.

Wu sah keine Notwendigkeit, Jack Lawson weiter physisch zu foltern. Bei ihm genügte schon der Satz: »Ich weiß, dass Sie zwei Kinder haben.«

Lawson kooperierte umgehend. Er rief seine Frau auf dem Handy an und sagte ihr, er brauche etwas Abstand.

Um zehn Uhr fünfundvierzig - während Wu zusah, wie eine Mutter und eine Tochter vor johlendem Publikum einen Ringkampf auf die Bretter legten - erreichte ihn der Anruf eines ehemaligen Mithäftlings.

»Alles okay?«

Wu bejahte das.

Er fuhr den Honda Accord aus der Garage. Dabei entdeckte er die Frau aus dem Nachbarhaus hinter dem Fenster. Sie trug Reizwäsche. Wu hätte kaum einen Gedanken an die Szene verschwendet - eine Frau um zehn Uhr morgens noch immer mehr als leicht geschürzt -, doch die Art, wie sie sich plötzlich weggeduckt hatte

Sicher, es hätte eine natürliche Reaktion sein können. Eine Frau läuft in ihrer Reizwäsche herum, vergisst, die Jalousien herunterzulassen, und entdeckt plötzlich einen fremden Mann. Viele, wenn nicht die meisten, hätten sich sofort versteckt oder sich bedeckt. Hatte also nicht unbedingt etwas zu bedeuten.

Doch die Frau hatte blitzartig, beinahe panisch reagiert. Mehr noch. Als der Wagen aus der Garage gefahren war, war sie zunächst stehen geblieben - hatte erst reagiert, als sie Wu erblickt hatte. Wenn sie Angst vor neugierigen Blicken gehabt hätte, wäre es da nicht naheliegender gewesen, sich sofort zu ducken oder die Jalousien herunterzulassen, als sie den Wagen gehört oder gesehen hatte?

Den ganzen Tag schon ging ihm das im Kopf herum.

Er griff nach seinem Handy und drückte auf die Taste, mit der er die Nummer des letzten Anrufers wählte.

»Probleme?«, fragte eine Stimme.

»Ich glaube nicht.« Wu wendete den Wagen und fuhr zu Sykes' Haus zurück. »Aber ich verspäte mich vielleicht.«

12

Grace scheute diesen Anruf.

Sie war noch in New York City. Es war gesetzlich verboten, während des Autofahrens mit dem Handy zu telefonieren, es sei denn man hatte eine Freisprechanlage, aber das war nicht der Grund ihres Zögerns. Eine Hand am Steuer, tastete sie mit der anderen über den Boden des Wagens und bekam das Headset zu fassen. Irgendwie gelang es ihr, das Kabel zu entwirren und ins Handy zu stecken.

Und das sollte sicherer sein, als mit dem Handy selbst zu telefonieren?

Sie schaltete das Handy ein. Obwohl Grace den Teilnehmer seit Jahren nicht angerufen hatte, war die Nummer noch immer eingespeichert. Für den Notfall, vermutete sie. So wie jetzt.

Schon beim ersten Klingelton wurde abgenommen.

»Ja?«

Kein Name. Kein Hallo. Keine Firmenbezeichnung.

»Hier spricht Grace Lawson.«

»Bleiben Sie dran.«

Sie musste nicht lange warten. Zuerst hörte Grace ein sphärisches Rauschen, dann: »Grace?«

»Hallo, Mr. Vespa.«

»Bitte sagen Sie Carl zu mir.«

»Also gut. Hallo, Carl.«

»Sie haben meine Nachricht erhalten?«, fragte er.

»Ja.« Sie verschwieg Carl Vespa, dass das nicht der Grund ihres Anrufs war. Die Rückkoppelung in der Leitung war deutlich zu hören. »Wo sind Sie?«

»In meinem Jet. Wir sind ungefähr eine Stunde vor Stewart.«
Stewart war ein Luftwaffenstützpunkt eineinhalb Stunden von ihrem Zuhause entfernt.

Schweigen.

»Stimmt was nicht, Grace?«

»Sie haben gesagt, ich könnte jederzeit anrufen, falls ich mal was brauche.«

»Und das ist jetzt, nach fünfzehn Jahren, der Fall?«

»Ich glaube schon.«

»Gut. Der Zeitpunkt könnte besser nicht sein. Da gibt es etwas, das ich Ihnen zeigen möchte.«

»Und das wäre?«

»Sind Sie zu Hause?«

»Bald wieder, ja.«

»Ich hole Sie in zwei oder zweieinhalb Stunden ab. Dann können wir reden, okay? Haben Sie jemanden für die Kinder?«

»Das sollte sich einrichten lassen.«

»Wenn nicht, bleibt mein Assistent bei ihnen. Bis dann!«

Carl Vespa legte auf. Grace fuhr weiter. Sie fragte sich, was er wohl mit ihr vorhatte. Sie fragte sich, ob es überhaupt klug gewesen war, ihn anzurufen. Sie wählte die erste Nummer im Verzeichnis der gespeicherten Telefonnummern - Jacks Handy -, doch es war noch immer abgeschaltet.

Grace kam eine andere Idee. Sie rief ihre Menage-nein-danke-Freundin Cora an.

»Hast du dich nicht mal mit einem Typ getroffen, der Spezialist für Spam-Mail ist?«, fragte Grace.

»Richtig«, antwortete Cora. »Beknackter Typ namens Gus. Schwer abzuschütteln. Musste erst schweres Geschütz auffahren.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Ich habe ihm gesagt, seine so genannte Männlichkeit wäre ein Witz.«

»Ups.«

»War ein Volltreffer. Funktioniert eigentlich immer. Allerdings häufig nicht ohne Kollateralschäden.«

»Könnte sein, dass ich seine Hilfe brauche.«

»Inwiefern?«

Grace wusste nicht, wie sie das ausdrücken sollte. Sie beschloss, sich auf die Blondine mit dem X zu konzentrieren, die ihr irgendwie bekannt vorkam. »Ich habe so ein Foto gefunden ...«, begann sie.

»Aha.«

»Mit einer Frau drauf. Sie ist so ungefähr um die zwanzig.«

»Hm.«

»Es ist ein altes Foto. Würde sagen, fünfzehn, zwanzig Jahre alt. Jedenfalls muss ich wissen, wer das Mädchen ist. Ich dachte - vielleicht kann ich es über Spam-Mail ins Netz stellen - und fragen, ob jemand sie kennt - sagen wir im Rahmen eines Forschungsprojekts. Natürlich löschen die meisten diese unerwünschten E-Mails, aber wenn nur ein paar anbeißen, kriege ich vielleicht eine Antwort.«

»Wenig wahrscheinlich.«

»Ja, ich weiß.«

»Lockt bestimmt die gruseligsten Kreaturen aus ihren Löchern. Von den Antworten ganz zu schweigen!«

»Hast du eine bessere Idee?«

»Nicht wirklich. Aber ich könnte dran arbeiten. Ist dir übrigens aufgefallen, dass ich dich gar nicht gefragt habe, warum dich eine Frau auf einem zwanzig Jahre alten Foto so brennend interessiert?«

»Doch, ist es.«

»Wollte es nur mal erwähnt haben.«

»Ist mir nicht entgangen. Ist eine lange Geschichte.«

»Ich kann zuhören.«

»Vielleicht später. Im Moment brauche ich jemanden, der für ein paar Stunden meine Kinder hütet.«

»Ich bin allein und verfügbar.« Pause. »Mann, ich muss aufhören, diese Sätze zu sagen.«

»Wo ist Vickie?« Vickie war Coras Tochter.

»Übernachtet in der Villa Protzi bei meinem Ex und seiner Frau mit dem Pferdegesicht. Man könnte auch sagen, sie verbringt die Nacht im Bunker mit Adolf und Eva.«

Grace lächelte angestrengt.

»Mein Auto ist in der Werkstatt«, sagte Cora. »Kannst du mich auf dem Heimweg mitnehmen?«

»Bin gleich bei dir. Muss nur noch Max abholen.«

Grace fuhr beim Montessori Institut vorbei und holte ihren Sohn ab. Max' Stimmung war auf dem Nullpunkt. Er hatte einige seiner Yu-Gi-Oh-Sammelkarten an einen Klassenkameraden verloren. Grace versuchte vergeblich, ihn aufzuheitern. Schließlich half sie ihm in seinen Anorak. Seine Mütze war nicht auffindbar. Dasselbe galt für einen Handschuh. Eine andere Mutter lächelte und pfiff, während sie ihr kleines Herzblatt in farblich aufeinander abgestimmte Wolle wickelte (handgestrickt zweifellos): Mütze, Schal und natürlich passende Handschuhe. Sie warf Grace einen Blick zu und schenkte ihr ein falsches mitfühlendes Lächeln. Grace kannte die Frau nicht, fand sie jedoch extrem unsympathisch.

Mutterschaft, dachte Grace, hatte fast etwas von einem Künstlerdasein - man war immer unsicher, fühlte sich stets wie eine Idiotin und wusste, dass jede andere besser war als man selbst. Die Mütter, die ihren Kindern so demonstrativ ergeben sind, die ihre eintönigen Pflichten mit einem nie versiegenden Dauerlächeln und übernatürlicher Geduld ableisten - also jene Hausmütterchen, die *immer und überall* die richtigen Materialien für den idealen Kinderbastei-Nachmittag parat haben... Grace hegte den Verdacht, dass diese Frauen zutiefst gestört waren.

Cora wartete in der Auffahrt ihres in knalligem Pink gestrichenen Hauses. Die Nachbarschaft hasste diese Farbe. Eine Zeit lang

hatte eine Nachbarin, eine pingelige Ziege mit dem passenden Namen Missy, versucht, eine Unterschriftensammlung anzuregen, um Cora zu zwingen, ihr Haus umzustreichen. Grace hatte beobachtet, wie Pingel-Missy die Unterschriftenliste bei einem Fußballspiel der Ersten Klasse herumgereicht hatte. Grace hatte sie sich gegriffen, sie zerrissen und sich dann davon gemacht.

Die Farbe von Coras Haus entsprach zwar kaum Graces Geschmack, doch sie fand, jeder sollte über seinen eigenen Schatten springen können.

Cora stöckelte auf hohen Pfennigabsätzen auf sie zu. Sie war etwas züchtiger gekleidet - Sweatshirt über der Leopardenbluse -, doch das half nicht viel. Einige Frauen verströmten noch in Sackleinen Sexappeal. Cora gehörte dazu. Bei jeder Bewegung ihres Körpers bildeten sich neue Formen, während andere verschwanden. Jedes Wort, wie harmlos es auch sein mochte, gewann in ihrer rauchigen Stimme eine gewisse Zweideutigkeit. Jede Bewegung des Kopfes wirkte wie ein Lockruf.

Cora glitt auf den Beifahrersitz und sah über die Schulter zurück zu Max. »Hey, Sonnenschein.«

Max brummte etwas Unverständliches, ohne den Kopf zu heben.

»Genau wie mein Ex.« Cora wandte sich wieder in Fahrtrichtung. »Hast du das Foto?«

»Ja.«

»Ich habe Gus angerufen. Er macht's.«

»Hast du ihm was versprochen? Als Gegenleistung, meine ich?«

»Wie wär's mit einem flotten Dreier? Hast du Samstagabend schon was vor?«

Grace sah sie an.

»War nur ein Witz.«

»Dachte ich mir.«

»Prima. Gus bittet dich, das Foto einzuscannen und ihm zu mailen. Er kann eine anonyme E-Mail-Adresse für die Antworten ein-

richten. Auf diese Weise weiß niemand, wer dahinter steckt. Den Text halten wir knapp, behaupten, ein Journalist müsse für eine Story wissen, wie das Foto zustande kam. Klingt das gut?«

»Ja, danke.«

Sie hatten Graces Haus erreicht. Max stapfte in den ersten Stock hinauf und rief zu ihnen herunter: »Kann ich *SpongeBob* sehen?«

Grace erlaubte es resigniert. Wie alle Eltern hatte Grace strikte Regeln aufgestellt. Kein Fernsehen tagsüber. Wie alle Eltern wusste sie, dass Regeln dazu da waren, gebrochen zu werden. Cora lief geradewegs zum Küchenschrank und kochte Kaffee. Grace überlegte, welches Foto sie verschicken sollte, und entschied sich für eine Vergrößerung der rechten Bildhälfte, auf der die Blondine mit dem X über dem Gesicht und die Rothaarige zu ihrer Linken zu sehen waren. Jacks Konterfei - sie nahm weiterhin an, dass es Jack war - ließ sie aus dem Spiel. Sie wollte ihn nicht hineinziehen. Sie glaubte, mit nur zwei Personen auf dem Foto die Wahrscheinlichkeit von Antworten auf ihre Anfrage zu erhöhen. Niemand würde annehmen, die Umfrage sei nur ein Trick eines irren Stalkers.

Cora betrachtete das Original des Fotos. »Darf ich mal was dazu sagen?«

»Bitte.«

»Ich finde, das sieht ziemlich gruselig aus.«

»Der Typ dort drüben«, Grace deutete mit dem Finger darauf, »der mit dem Bart. An wen erinnert der dich?«

Cora kniff die Augen zusammen. »Finde, das könnte Jack sein.«

»Könnte nur sein oder ist er es wirklich?«

»Musst du doch wissen.«

»Jack ist verschwunden.«

»Sag das noch mal!«

Grace erzählte Cora die ganze Geschichte. Cora hörte zu, trommelte mit ihren überlangen, mit Rouge Noir von Chanel lackierten Fingernägeln, das an die Farbe von Blut erinnerte, auf

den Küchentisch. Als Grace fertig war, sagte Cora: »Dir ist schon klar, dass ich von Männern sowieso nicht viel halte.«

»Ja, weiß ich.«

»Die Mehrheit von ihnen ist meiner Meinung nach keinen Pfifferling wert.«

»Auch das ist mir bekannt.«

»Die logische Antwort kann also nur sein, dass das auf dem Bild hier Jack ist. Und weiter, dass dieses Blondchen, das hier zu ihm aufblickt, als sei er der Messias, eine alte Flamme von ihm sein muss - dass Jack und diese Maria Magdalena hier eine Affäre haben - dass irgendjemand, vielleicht ihr jetziger Ehemann, dir das Foto geschickt hat, um dir die Augen zu öffnen - und dass die Bombe zu ticken angefangen hat, als Jack klar wurde, dass du ihm auf die Schliche kommen musst.«

»Und deshalb ist er abgehauen?«

»Du sagst es.«

»Das ergibt keinen Sinn, Cora.«

»Hast du eine bessere Theorie?«

»Ich arbeite daran.«

»Gut«, sagte Cora. »Ich glaub's nämlich auch nicht. Wollte nur meinen Senf dazugeben. Männer sind Abschaum. Die Ausnahme bestätigt die Regel. Jack schien mir immer diese Ausnahme zu sein.«

»Dich muss man einfach mögen, weißt du.«

Cora nickte. »Ist mein Schicksal.«

Grace hörte ein Geräusch und blickte aus dem Fenster. Eine Stretch-Limousine in glänzendem Schwarz glitt mit der Sanftheit eines Motown-Sängers in die Auffahrt. Der Chauffeur, ein Mann mit Rattengesicht und hagerer, sehniger Statur, eilte um den Wagen, um die Tür zum Fond zu öffnen.

Carl Vespa war eingetroffen.

Allen Gerüchten zum Trotz, die über Carl Vespas Machenschaften kursierten, kleidete er sich nicht in Samt und Seide wie

die amerikanische Mafia. Er zog Khakihosen, Sportjacketts von Joseph Abboud und Mokassins ohne Socken vor. Er war Mitte sechzig, wirkte jedoch mindestens zehn Jahre jünger. Das Haar reichte ihm knapp bis auf die Schultern. Es war von edlem Blond, das teilweise ins Grau überging. Er war sanft gebräunt, und seine Züge hatten jene wächserne Weichheit, die auf eine Botox-Behandlung schließen ließ. Seine Zähne waren so deutlich sichtbar mit dicken Goldkronen überzogen, als hätten die Eckzähne Wachstumshormone genommen.

Er gab mit einer Kopfbewegung dem Fahrer einen Befehl und kam allein auf das Haus zu. Grace öffnete die Tür. Carl Vespa schenkte ihr ein vergoldetes Lächeln. Sie erwiderte es, froh, ihn zu sehen. Er gab ihr zur Begrüßung einen Kuss auf die Wange. Worte wurden nicht gewechselt. Das war nicht nötig. Er hielt ihre beiden Hände und betrachtete sie. Sie sah, wie seine Augen feucht wurden.

Max tauchte neben seiner Mutter auf. Vespa ließ sie los und trat einen Schritt zurück.

»Max«, begann Grace. »Das ist Mr. Vespa.«

»Hallo, Max.«

»Is das Ihr Wagen?«, fragte Max.

»Ja.«

Max Blick schweifte von der Limousine zu Vespa. »Gibt's 'nen Fernseher da drin?«

»Ja, gibt es.«

»Wow!«

Cora räusperte sich.

»Oh! Darf ich vorstellen? Meine Freundin Cora.«

»Angenehm.«

Cora sah erst den Wagen, dann Vespa an. »Sind Sie Single?«

»Bin ich.«

»Wow.«

Grace wiederholte zum sechsten Mal die Instruktionen für

ihren Babysitter. Cora tat so, als höre sie zu. Grace gab ihr zwanzig Dollar für Pizza und das Käsebaguette, dem Max in letzter Zeit verfallen zu sein schien. Die Mutter einer Klassenkameradin wollte Emma in einer Stunde zu Hause abliefern.

Grace und Vespa eilten zur Limousine. Der Chauffeur mit dem Rattengesicht hatte den Wagenschlag bereits geöffnet. »Das ist Cram«, stellte Vespa ihn mit einer Handbewegung vor. Als Cram Grace die Hand schüttelte, unterdrückte sie einen Schrei.

»Angenehm«, sagte Cram. Sein Lächeln rief Erinnerungen an eine TV-Dokumentation über Piraten wach. Sie stieg als Erste ein. Vespa folgte ihr.

Im Wagen standen geschliffene Kristallgläser mit einer dazu passenden Karaffe, die zur Hälfte mit einer karamellfarbenen, teuer aussehenden Flüssigkeit gefüllt war. Wie angekündigt, gab es tatsächlich auch einen Fernseher. Über ihrem Sitz befanden sich ein DVD-Player, CD-Player, die Regler für die Klimaanlage und genug Knöpfe, um einen erfahrenen Piloten in Verlegenheit zu bringen. Das ganze Drum und Dran - das Kristall, die Karaffe, die Elektronik - alles wirkte protzig. Möglicherweise gehörte das alles auch nur zur Grundausstattung einer Stretch-Limousine.

»Wohin fahren wir?«, fragte Grace.

»Ist schwierig zu erklären.« Sie saßen in Fahrtrichtung nebeneinander. »Fahren wir erst einmal hin. Wenn das für Sie okay ist.«

Carl Vespa war der Erste der von der Katastrophe betroffenen Eltern gewesen, der sich über ihr Krankenbett gebeugt hatte. Als Grace aus dem Koma erwacht war, hatte sie als Erstes sein Gesicht gesehen. Sie hatte nicht gewusst, wer er war, wo sie war und welcher Tag war. Mehr als eine Woche war aus ihrem Gedächtnis gelöscht. Carl Vespa hatte tagelang im Krankenzimmer gesessen, auf dem Stuhl neben ihr geschlafen. Und er hatte dafür gesorgt, dass sie ständig von Blumen umgeben war. Hatte veranlasst, dass sie eine schöne Aussicht, beruhigende Musik, genügend Schmerzmittel und private Pflege genießen durfte. Er hatte

dafür gesorgt, dass Grace, sobald sie wieder essen konnte, nicht den üblichen Krankenhausfraß bekam.

Er hatte nie nach Einzelheiten aus jener Nacht gefragt, die sie ihm ehrlich gesagt auch nicht hätte bieten können. Während der folgenden Monate redeten sie viele Stunden lang miteinander. Er erzählte ihr Geschichten, hauptsächlich von seinem Versagen als Vater. Er hatte seine Verbindungen genutzt, um in jener ersten Nacht in ihr Krankenzimmer zu gelangen. Er hatte die Sicherheitsleute bestochen - interessanterweise wurde die Sicherheitsfirma im Krankenhaus vom organisierten Verbrechen kontrolliert - und war dann einfach persönlich an ihrer Seite geblieben.

Schließlich folgten andere Eltern seinem Beispiel. Es war ein seltsames Phänomen. Sie hatten lediglich das Bedürfnis, in ihrer Nähe zu sein. Mehr nicht. Sie fanden Trost darin. Ihr Kind war in Graces Gegenwart gestorben, und es war, als lebe ein, wenn auch kleiner, Teil ihrer für immer verlorenen Töchter oder Söhne in ihr weiter. So absurd es auch sein mochte, Grace glaubte, sie zu verstehen.

Diese Eltern mit dem gebrochenen Herzen kamen zu ihr, um mit ihr über ihre toten Kinder zu sprechen, und Grace hörte zu. Sie glaubte, ihnen zumindest das schuldig zu sein. Sie ahnte, dass eine solche Beziehung vermutlich nicht normal war, aber wie hätte sie diese Menschen zurückweisen können? Außerdem besaß Grace keine eigene Familie. Schon deshalb hatte sie für eine Weile ihre Aufmerksamkeit genossen. Die Eltern brauchten einen Kindersatz. Sie brauchte einen Elternersatz. Auf diese simple Formel ließ es sich reduzieren.

Die Limousine fuhr inzwischen auf dem Garden State Parkway in Richtung Süden. Cram schaltete das Radio ein. Klassische Musik, den Klängen nach ein Violinkonzert, schallte aus den Lautsprechern.

»Sie wissen natürlich, dass der Jahrestag naht«, sagte Vespa.
»Ja, sicher«, bemerkte sie. Wenn sie sich auch alle Mühe gege-

ben hatte, genau das zu vergessen. Fünfzehn Jahre waren seit jener schrecklichen Nacht im Boston Garden vergangen. Die Zeitungen hatten all die erwarteten »Was-ist-aus-ihnen-geworden-Storys« zum Gedenken an das Ereignis veröffentlicht. Eltern und Überlebende hatten auf die Neugier der Presse ganz unterschiedlich reagiert. Die meisten gaben bereitwillig Auskunft. Sie glaubten, auf diese Weise die Erinnerung an das Geschehen wach zu halten. Herzzerreißende Artikel waren über die Garrisons und die Reeds und die Weiders erschienen. Der Sicherheitsbedienstete, Gordon MacKenzie, dem man die Rettung vieler Jugendlicher zuschrieb, weil er die verriegelten Notausgänge mit Gewalt geöffnet hatte, arbeitete mittlerweile im Rang eines Captains bei der Polizei von Brookline, einem Bostoner Vorort. Selbst Carl Vespa hatte sich mit seiner Frau Sharon im Innenhof ihres Hauses fotografieren lassen. Auf dem Foto sahen beide noch immer aus, als sei die Tragödie erst gestern über sie hereingebrochen.

Grace hatte einen anderen Weg gewählt. Jetzt, da ihre Karriere als Künstlerin dem Höhepunkt zustrebte, wollte sie auf keinen Fall den Anschein erwecken, als versuche sie, aus der Tragödie von damals Kapital zu schlagen. Sie war verletzt worden, hatte jedoch überlebt. Mehr nicht. Alles andere hätte sie als Effekthascherei empfunden. Aufmerksamkeit gebührte nur den Toten und deren Hinterbliebenen.

»Sie prüfen wieder, ob er für eine Bewährung in Frage kommt«, sagte Vespa. »Wade Larue, meine ich.«

Sie wusste es. Natürlich.

Wade Larue war derjenige, dem man die Schuld an der verheerenden Reaktion des jungen Publikums in jener Nacht gegeben hatte. Er saß gegenwärtig im Walden-Gefängnis, außerhalb von Albany, New York. Er hatte die Schüsse abgefeuert, die die Panik ausgelöst hatten. Die Einlassung der Verteidigung damals hatte Aufsehen erregt. Die Anwälte hatten behauptet, Wade Larue hätte nichts damit zu tun gehabt - ungeachtet der Pulverspuren

an seinen Händen, der Tatsache, dass die Waffe ihm gehörte, die Kugel aus seiner Pistole stammte, die Zeugen gesehen hatten, wie er geschossen hatte. Falls er dennoch die Schüsse abgegeben haben sollte, hätte er in seinem Drogenrausch nichts davon mitbekommen. Die Argumentation gipfelte in der Behauptung, Wade Larue hätte in jedem Fall unmöglich ahnen können, dass ein Schuss aus seiner Pistole den Tod von achtzehn Personen und Dutzende von Verletzten zur Folge haben würde.

Der Fall erwies sich als ausgesprochen strittig. Während die Staatsanwaltschaft in ihrer Anklageschrift von achtzehn Mordfällen ausging, sahen die Geschworenen das vollkommen anders. Larues Anwalt gelang es schließlich, einen Deal zu stricken, bei dem man sich auf achtzehn Fälle von Totschlag einigte. Das Urteil interessierte niemand sehr. Carl Vespas Sohn war in jener Nacht gestorben. Hier sei nur daran erinnert, was geschehen war, als Gottis Sohn bei einem Autounfall ums Leben gekommen war. Vom Fahrer des Unfallwagens, einem Familievater, fehlte bis heute jede Spur. Ein ähnliches Schicksal sagte man übereinstimmend Wade Larue voraus. Mit dem einzigen Unterschied, dass die Öffentlichkeit dies bei ihm uneingeschränkt befürwortete.

Eine Zeit lang steckte man Larue im Walden-Gefängnis in Einzelhaft. Grace hatte die Geschichte nicht weiter verfolgt, doch die Eltern - Eltern wie Carl Vespa - riefen noch immer an und schrieben. Sie wünschten, sie hin und wieder zu sehen. Als Überlebende war sie eine Art Kristallisierungspunkt ihrer Gefühle geworden. Abgesehen von der Wiederherstellung ihrer Gesundheit, war dieser emotionale Druck - diese absurde Verantwortung - der Hauptgrund für Grace gewesen, Amerika in Richtung Europa zu verlassen.

Irgendwann hatte man Larue in den normalen Strafvollzug verlegt. Gerüchteweise wurde bekannt, er wäre von Mithäftlingen geschlagen und übel beschimpft worden. Wie dem auch war, er hatte es überlebt. Carl Vespa hatte auf einen Mord verzichtet.

Vielleicht ein Zeichen von Barmherzigkeit. Vielleicht das genaue Gegenteil. Die wirklichen Gründe entzogen sich Graces Kenntnis.

»Er besteht mittlerweile nicht mehr uneingeschränkt auf seiner Unschuld«, nahm Vespa den Faden wieder auf. »Haben Sie das schon gehört? Er gibt zu, die Schüsse abgefeuert zu haben, behauptet aber, ohnmächtig geworden zu sein, als das Licht ausging.«

Das ergab einen Sinn. Grace hatte Wade Larue nur einmal gesehen. Man hatte sie in den Zeugenstand gerufen. Wobei ihre Aussage nicht über Schuld oder Unschuld entscheiden konnte. Sie konnte sich so gut wie gar nicht an Tumult und Panik erinnern. Und wer die Schüsse abgefeuert hatte, wusste sie erst recht nicht. Ihre Aussage sollte lediglich bei den Geschworenen Stimmung gegen Larue machen. Grace selbst hegte keine Rachegefühle. Wade Larue, der ganz offensichtlich unter Drogen gestanden hatte, erregte eher ihr Mitleid als ihren Hass.

»Glauben Sie, er kommt frei?«, fragte sie.

»Er hat eine neue Anwältin. Und die ist verdammt gut.«

»Was ist, wenn sie ihn rauspaukt?«

Vespa lächelte. »Sie sollten nicht alles glauben, was man über mich schreibt.« Dann fügte er hinzu: »Im Übrigen ist Wade Larue nicht der einzige, der für diese Nacht verantwortlich ist.«

»Wie meinen Sie das?«

Er machte den Mund auf - und schwieg. »Wie ich schon sagte«, erklärte er schließlich. »Schauen wir's uns lieber gemeinsam an.«

Etwas an seinem Ton veranlasste sie, das Thema zu wechseln.
»Sie haben behauptet, alleinstehend zu sein«, bemerkte Grace.

»Wie bitte?«

»Sie haben meiner Freundin gesagt, Sie seien ungebunden.«

Er zeigte seinen Finger. Kein Ehering. »Sharon und ich wurden vor zwei Jahren geschieden.«

»Das tut mir Leid.«

»Zwischen uns hat es schon lange nicht mehr gestimmt.« Er zuckte die Schultern. »Wie geht es Ihrer Familie?«

»Ganz okay.«

»Habe ich da ein Zögern gehört?«

Sie war unschlüssig.

»Am Telefon sagten Sie, Sie brauchen Hilfe.«

»Das stimmt.«

»Also, was gibt's?«

»Mein Mann ...« Sie hielt inne. »Ich glaube, mein Mann ist in Schwierigkeiten.« Sie erzählte ihm die Geschichte. Er hielt den Blick starr geradeaus gerichtet und vermied es, sie anzusehen. Gelegentlich nickte er, doch diese Kopfbewegung schien nichts unmittelbar mit ihrem Bericht zu tun zu haben. Er verzog keine Miene, was seltsam anmutete. Normalerweise war Carl Vespa ein lebhafter Zuhörer. Nachdem sie aufgehört hatte zu sprechen, schwieg er lange.

»Dieses Foto«, sagte Vespa. »Haben Sie es dabei?«

»Ja.« Sie gab es ihm. Seine Hand, so registrierte sie, zitterte leicht. Vespa starnte lange auf das Bild.

»Kann ich es behalten?«, fragte er.

»Ich habe Kopien davon.«

Vespas Blick war noch immer auf das Foto gerichtet. »Darf ich Ihnen ein paar persönliche Fragen stellen?«

»Warum nicht.«

»Lieben Sie Ihren Mann?«

»Sehr sogar.«

»Liebt er Sie?«

»Ja.«

Carl Vespa war Jack nur einmal begegnet. Zur Hochzeit hatte er ein Geschenk geschickt. Emma und Max wurden regelmäßig zu ihren Geburtstagen von ihm bedacht. Grace bedankte sich stets schriftlich und spendete seine Geschenke für wohltätige

Zwecke. Was sie selbst betraf, stand sie zu ihrer Beziehung zu Carl Vespa. Ihre Kinder jedoch sollten dadurch nicht - wie sollte sie es ausdrücken - beeinträchtigt werden.

»Sie haben sich in Paris kennen gelernt, oder?«

»Eigentlich in Südfrankreich. Warum?«

»Und wie haben Sie sich kennen gelernt?«

»Was tut das zur Sache?«

Er zögerte einen Moment zu lange. »Ich versuche nur in Erfahrung zu bringen, wie gut Sie Ihren Mann kennen.«

»Wir sind seit zehn Jahren miteinander verheiratet.«

»Das ist mir klar.« Er rutschte auf seinem Sitz hin und her. »Sie haben sich im Urlaub kennen gelernt?«

»Ich weiß nicht, ob man das als Urlaub bezeichnen kann.«

»Sie haben studiert. Sie haben gemalt.«

»Ja.«

»Und vor allem - waren Sie auf der Flucht.«

Sie sagte nichts.

»Und Jack?«, fuhr Vespa fort. »Warum war er in Frankreich?«

»Schätze, aus dem gleichen Grund.«

»Er ist auch davongelaufen?«

»Ja.«

»Wovor?«

»Keine Ahnung.«

»Dann liegt die Sache für mich auf der Hand.«

Sie wartete.

»Wovor er auch immer davongelaufen ist«, Vespa machte eine Geste in Richtung Foto, »es hat ihn wieder eingeholt.«

Dieser Gedanke war Grace auch schon gekommen. »Das ist lange her.«

»Wie das Massaker von Boston. Sie sind geflohen. Aber das hat es auch nicht ungeschehen gemacht, oder?«

Grace fing Crams Blick im Rückspiegel auf. Er wartete offenbar ebenfalls auf eine Antwort. Sie schwieg.

»Die Vergangenheit holt einen immer wieder ein, Grace. Das wissen Sie.«

»Ich liebe meinen Mann.«

Er nickte.

»Helfen Sie mir?«

»Sie kennen die Antwort. Ja.«

Die Limousine verließ den Garden State Parkway. Sie fuhren auf ein riesiges, nichtssagendes Gebäude zu, auf dessen Dach ein Kreuz thronte. Von außen sah der Komplex wie ein Flugzeughangar aus. Ein Neonschild informierte den Betrachter, dass für das »Konzert mit Gott« noch Karten zu haben waren. Eine Band mit Namen *Rapture* sollte auftreten. Cram lenkte die Limousine auf einen Parkplatz von ungeahnten Ausmaßen.

»Was wollen wir denn hier?«

»Gott finden«, sagte Carl Vespa. »Vielleicht auch seinen Gegenspieler. Gehen wir erst mal hinein. Ich möchte Ihnen etwas zeigen.«

13

Das ist kompletter Irrsinn, dachte Charlaine.

Ihre Füße trugen sie unaufhaltsam zu Freddy Sykes' Garten hinter dem Haus. Flüchtig war ihr der Gedanke gekommen, sie habe sich aus Langeweile, um der Ereignislosigkeit ihres Lebens zu entfliehen, ganz bewusst auf dieses Abenteuer eingelassen. Aber was sollte schon Aufregendes passieren? Was konnte schlimmstenfalls passieren? Angenommen Mike kam ihr auf die Schliche. Würde er sie verlassen? Wäre das Grund genug?

Wollte sie vielleicht erwischt werden?

Genug der hausgemachten Selbstanalysen. Es konnte nicht schaden, an Freddys Tür zu klopfen und die besorgte Nachbarin zu spielen. Vor zwei Jahren hatte Mike einen über einen Meter

hohen Palisadenzaun an der hinteren Gartengrenze errichtet. Ursprünglich hätte der Zaun noch höher werden sollen, doch die Baubehörde hatte den Antrag abgelehnt. Nur ein Swimmingpool hätte einen hohen Zaun rechtfertigen können.

Charlaine öffnete das Gatter im Zaun, das ihren Garten mit Freddys Garten verband. Seltsames Gefühl. Es war das erste Mal. Sie hatte die Gartentür nie zuvor benutzt.

Je näher sie Freddys Hintertür kam, desto bewusster wurde ihr, wie alt und schäbig das Haus aussah. Die Farbe blätterte ab. Der Garten war ungepflegt. Unkraut wucherte aus den Fugen im Plattenweg. Der Rasen war fleckig gelb. Sie drehte sich um und blickte zu ihrem Haus zurück. Sie hatte es noch nie aus dieser Perspektive gesehen. Es wirkte ebenfalls nicht mehr ganz taufrisch.

Sie stand vor Freddys Hintertür.

Also, und was jetzt?

Klopfan, du dumme Gans!

Sie tat es. Sie begann mit einem leisen Klopfen. Keine Reaktion. Sie pochte lauter. Nichts. Sie presste ein Ohr an die Tür. Aber was sollte das nützen? Erwartete sie einen erstickten Schrei oder ähnliches zu hören?

Drinnen rührte sich nichts.

Die Jalousien waren noch immer heruntergelassen. Nur schmale Streifen am unteren Ende blieben frei. Charlaine spähte durch eine Ritze. Im Wohnzimmer stand eine limonengrüne Couch. Der Bezug so verschlissen, dass es fast aussah, als müsse er sich jeden Augenblick unter ihren Blicken in seine Einzelteile auflösen. In der Ecke erkannte sie einen kastanienbraunen Fernsehsessel aus Kunstleder. Der Fernseher schien neu zu sein. An den Wänden hingen alte Bilder von Clowns. Auf dem Klavier standen Unmen- gen von Schwarz-Weiß-Fotos. Eines davon zeigte eine Hochzeitsgesellschaft. Freddys Eltern, mutmaßte Charlaine. Daneben stand ein Bild des Bräutigams. Er wirkte geradezu tragisch attraktiv in seiner Uniform. Ein weiteres Foto zeigte denselben Mann mit einem

Baby im Arm, ein breites Lächeln im Gesicht. Auf den restlichen Fotos war er nicht mehr zu sehen. Sie waren entweder von Freddy oder von Freddy und seiner Mutter.

Das Zimmer war makellos sauber, alles wirkte sehr gepflegt. Wie unter einer Käseglocke, unberührt, unbenutzt. Auf einem Beistelltisch stand eine Sammlung kleiner Porzellanfiguren. Und weitere Fotos. Ein ganzes Leben, dachte Charlaine. Freddy Sykes hatte ein Leben. Ein seltsamer Gedanke, aber so war es.

Charlaine ging weiter ums Haus herum zur Garage. An deren Rückseite befand sich ein Fenster. Es war mit einem dünnen Vorhang aus Nylonspitze verhängt. Sie stellte sich auf Zehenspitzen. Ihre Finger griffen nach dem Fenstersims. Das Holz war so alt, dass es beinahe abgebrochen wäre. Abblätternde Farbe segelte wie Schuppen durch die Luft.

Sie spähte in die Garage.

Da stand noch ein Wagen.

Keine Limousine. Ein Minivan. Ein Ford Windstar. In einer Vorstadt wie dieser kannte man sämtliche Modelle.

Freddy Sykes besaß keinen Ford Windstar.

Möglicherweise gehörte er dem asiatisch aussehenden Gast. Das ergab doch einen Sinn, oder etwa nicht?

Sie war nicht überzeugt.

Und was jetzt?

Charlaine starzte zu Boden und dachte angestrengt nach. Seit ihrem Entschluss, zu Freddy Sykes hinüberzugehen, versuchte sie sich über eines klar zu werden. Noch bevor sie die Sicherheit ihrer Küche verlassen hatte, hatte sie gewusst, dass auf ihr Klopfen niemand antworten würde. Sie hatte gewusst, dass es nichts bringen würde, in die Fenster zu schauen - gegen den »Spanner« zu spannen.

Der große Stein.

Er lag dort, wo einst ein Gemüsegarten gewesen war. Sie hatte einmal gesehen, wie Freddy sich daran zu schaffen gemacht hatte.

Es war kein echter Stein. Es war ein Schlüsselversteck. Die waren mittlerweile so beliebt, dass Einbrecher danach Ausschau hielten, noch bevor sie die Fußmatte lüfteten.

Charlaine bückte sich, hob den Stein an und kippte ihn zur Seite. Sie musste nur noch die kleine Latte im Boden zur Seite schieben und den Schlüssel herausholen. Genau das tat sie auch. Der Schlüssel lag in ihrer Handfläche und glänzte in der Sonne.

Hier war die Grenze. Sobald sie überschritten war, gab es kein Zurück.

Sie ging zur Hintertür.

14

Noch immer mit dem Seeräuberlächeln auf dem Gesicht öffnete Cram den Wagenschlag, und Grace stieg aus der Limousine. Carl Vespa stieg allein auf seiner Seite aus. Auf der riesigen Neonreklame stand der Name einer christlichen Sekte, von der Grace noch nie gehört hatte. Das Logo, das sich überall im Umkreis des Gebäudes wieder fand, besagte, dies sei »Gottes Haus«. Falls das stimmte, hätte Gott sich nach Graces Meinung getrost einen einfallsreicheren Architekten nehmen können. Der Bau versprühte Glanz und Wärme einer Autobahnraststätte.

Im Inneren war es noch schlimmer. Hier war Luxus so dick aufgetragen, dass Graceland daneben wie eine bescheidene Hütte gewirkt hätte. Der Teppichboden war in einem irisierenden Rot, das normalerweise billigen Kaufhaus-Lippenstiften vorbehalten ist. Die Tapete setzte sich etwas dunkler, eher blutrot, dagegen ab, ein Samtimitat, das unzählige Sterne und Kreuze schmückten. Die Wirkung war Schwindel erregend. Im Zentrum lag eine Kapelle oder ein Gebetshaus - von den Ausmaßen eines Sportstadions -, dessen Gestühl an Kirchenbänke erinnerte. Die Sitzgelegenheiten wirkten unbequem, wodurch Besucher möglicher-

weise dazu angehalten werden sollten, lieber stehen zu bleiben. Grace kam wie schon häufiger der zynische Gedanke, dass die Tatsache, dass sich die Gemeinde während eines Gottesdienstes häufig erheben musste, weniger Respekt bezeugen sollte, sondern vielmehr dazu gedacht war, die Gläubigen wach zu halten.

Kaum hatte Grace die Arena betreten, bekam sie Herzflimmern.

Der Altar, wie eine Cheerleader Uniform komplett in Grün und Gold gehalten, wurde gerade von der Bühne gerollt. Grace hielt nach Priestern mit billigen Tourets Ausschau, konnte jedoch niemand dieses Standes entdecken. Die Band - Grace nahm an, dass es die Gruppe *Rapture* war - baute bereits ihre Instrumente auf. Carl Vespa blieb, den Blick auf die Bühne gerichtet, vor ihr stehen.

»Gehören Sie zu dieser Gemeinde?«, fragte Grace.

Er lächelte flüchtig. »Nein.«

»Ich nehme an, dass Sie auch kein Fan von - *Rapture* sind?«

Vespa beantwortete die Frage nicht. »Gehen wir näher ran.«

Cram machte den Anfang. Überall waren Sicherheitsleute. Sie stoben auseinander, als sei Cram ein giftiges Reptil.

»Was ist hier los?«, wollte Grace wissen.

Vespa stieg unabirrt die Treppe hinunter. Als sie den Bereich unmittelbar vor der Bühne erreichten, hob Grace den Blick, sah sich um und erkannte, dass sie sich in einem riesigen Amphitheater befanden. Die Bühne lag in der Mitte, an allen Seiten vom Theaterrund umgeben. Grace hatte das Gefühl, als drücke ihr jemand die Kehle zu.

Wenn es auch religiös verbrämt war, bestand kein Zweifel.

Alles deutete auf ein Rockkonzert hin.

Vespa nahm ihre Hand. »Alles in Ordnung.«

Nichts war in Ordnung. Sie wusste es. Seit fünfzehn Jahren hatte sie weder eine Sportveranstaltung noch ein Open-Air-Konzert besucht. Früher war sie ein Fan von Rockkonzerten gewesen. Sie erinnerte sich, während ihrer Highschool Zeit Bruce

Springsteen und die E-Street-Band im Asbury Park Convention Center erlebt zu haben. Was ihr seltsam vorkam, und was sie schon damals erkannt hatte, war, dass die Grenze zwischen einem Rockkonzert und einer von starken Gefühlen durchdrungenen religiösen Veranstaltung fließend war. Es hatte einen Augenblick gegeben, als Bruce zwei von Graces Lieblingssongs »Meeting Across the River« gefolgt von »Jungleland« gespielt hatte - da war sie aufgesprungen und hatte sich, die Augen geschlossen, einen Schweißfilm auf der Haut, wie in Trance hingeben, bebend vor Glückseligkeit. So mussten sich auch die Menschen fühlen, die ein Fernsehprediger mit hochgereckten Armen von den Sitzen riss.

Sie liebte dieses Gefühl. Und sie wusste, dass sie es nie wieder erleben wollte.

Grace entzog Carl Vespa ihre Hand. Er nickte, als habe er verstanden. »Kommen Sie«, sagte er sanft. Grace hinkte hinter ihm her. Sie hatte das Gefühl, das Bein immer mühsamer nachziehen zu müssen. Ihre Muskeln zuckten. Das alles war eine Sache der Psyche. Das war ihr klar. Beengte Räume jagten ihr keine Angst ein. Riesige Auditorien, besonders wenn sie voll besetzt waren, versetzten sie in Panik. Die Ränge hier waren allerdings leer. Zum Glück. Doch ihre Phantasie spielte ihr einen Streich und lieferte ungebeten die beängstigende Geräuschkulisse.

Schrille Rückkoppelungen aus einem Verstärker ließen sie zusammenzucken. Sie waren in eine Tonprobe geraten.

»Was soll das Ganze?«, fragte sie Vespa.

Seine Züge waren starr, sein Gesichtsausdruck entschlossen. Er bog nach links. Grace folgte ihm. Über der Bühne hing eine Art Anzeigetafel, auf der zu lesen stand, dass *Rapture* auf einer dreiwöchigen Tournee sei und die Musik mache, die »Gott auf seinem MP3-Player hat«.

Jetzt betrat die Band die Bühne. Die Mitglieder versammelten sich in der Mitte, unterhielten sich kurz und begannen zu spie-

len. Grace war überrascht. Sie klangen ziemlich gut. Der Text war schnulzig. Es war viel von Himmel, ausgebreiteten Schwingen und Himmelfahrten die Rede. Grace empfand die Texte genauso abstoßend wie den brutalen Gossenjargon einiger Rapper.

Die Leadsängerin, mit kurzem platinblondem Pagenschnitt, sang mit zum Himmel aufgeschlagenen Augen und sah aus wie vierzehn. Rechts neben ihr stand ein Gitarrist. Mit seinen schwarzen Schillerlocken und der Tätowierung eines überdimensionalen Kreuzes auf dem rechten Bizeps wirkte er eher wie ein Vertreter der Heavy-Metal-Szene. Er prügelte auf die Saiten seiner Gitarre ein, als sei er wütend darauf.

In einer Pause sagte Carl Vespa: »Den Song haben Doug Bondy und Madison Seelinger geschrieben.«

Sie zuckte die Achseln.

»Doug Bondy hat die Musik geschrieben. Madison Seelinger - das ist die Sängerin dort oben - den Text.«

»Und weshalb sollte mich das interessieren?«

»Weil Doug Bondy am Schlagzeug sitzt.«

Sie gingen weiter zur Seite der Bühne, um bessere Sicht zu haben. Die Musik setzte erneut ein. Sie standen vor einem Lautsprecher. Der dumpfe Rhythmus der Bässe brachte Graces Trommelfelle zum Schwingen. Unter normalen Umständen hätte sie den Sound genossen. Doug Bondy, der Schlagzeuger, saß halb verborgen hinter einer Ansammlung von Schlaginstrumenten. Sie trat noch ein paar Schritte zur Seite. Jetzt konnte sie ihn besser erkennen. Er schlug mit geschlossenen Augen auf die Trommeln ein, sein Gesicht war friedlich entspannt. Er sah älter aus als die übrigen Bandmitglieder. Er trug das Haar kurz geschnitten. Er war glatt rasiert. Und er trug eine schwarze Elvis-Costello-Brille.

Grace fühlte, wie ihr Herzflimmern stärker wurde. »Ich möchte nach Hause.«

»Er ist es doch, oder?«

»Ich will nach Hause.«

Der Schlagzeuger bearbeitete weiter selbstvergessen seine Instrumente, versunken in die Musik, als er plötzlich den Kopf wandte und sie erblickte. Ihre Blicke trafen sich. Und da wusste sie es. Und er wusste es ebenfalls.

Er war Jimmy X.

Sie zögerte keine Sekunde. Sie strebte hinkend dem Ausgang zu. Die Musik verfolgte sie.

»Grace?«

Es war Vespa. Sie beachtete ihn nicht. Sie stieß die Tür des Notausgangs auf. Gierig saugte sie die kühle Luft in ihre Lungen und kämpfte gegen das Schwindelgefühl an. Cram war zur Stelle. So als habe er geahnt, welchen Ausgang sie nehmen würde. Er schaute sie lächelnd an.

Carl Vespa trat hinter sie. »Er ist es. Stimmt's?«

»Und wenn schon?«

»Und wenn schon?«, wiederholte Vespa überrascht. »Er ist kein Unschuldslamm. Er ist ebenso schuldig ...«

»Ich möchte nach Hause.«

Vespa blieb so abrupt stehen, als habe sie ihn geohrfeigt.

Ihn anzurufen, war ein Fehler gewesen. Soviel wusste sie jetzt. Sie hatte überlebt. Sie war wieder gesund geworden. Gut, das Hinken war ihr geblieben. Und die Schmerzen. Aber die waren nicht dramatisch. Und dann noch die gelegentlichen Albträume. Aber sie war in Ordnung. Sie hatte es überwunden. Die anderen, die Eltern, würden nie darüber hinwegkommen. Das hatte sie schon am ersten Tag erkannt - diese waidwunden Blicke -, und während andere nach vorn blickten, ihr Leben lebten, Scherben kitteten, hatten diese waidwunden Blicke keine Heilung erfahren. Sie sah Carl Vespa in die Augen - es war noch immer da.

»Bitte«, sagte sie zu ihm. »Ich möchte einfach nur nach Hause.«

Wu entdeckte das leere Schlüsselversteck.

Der Stein lag auf dem Weg zur Hintertür auf dem Rücken wie ein gestrandeter Krebs. Das Fach war geöffnet. Der Schlüssel war weg. Er erinnerte sich an das erste Mal, als er sich einem Haus genähert hatte, in das zuvor eingebrochen worden war. Damals war er sechs Jahre alt gewesen. Die Hütte - sie bestand aus einem Raum ohne jegliche sanitäre Anlagen - war sein Zuhause gewesen. Die Scherzen der Kim-Regierung hatten sich nicht mit Höflichkeiten wie Schlüsseln aufgehalten. Sie hatten die Tür eingetreten und seine Mutter verschleppt. Wu hatte sie zwei Tage später gefunden. Sie hatten sie an einem Baum aufgeknüpft. Es war bei Todesstrafe verboten gewesen, sie abzuschneiden. Einen Tag später hatten die Vögel sie entdeckt.

Man hatte seine Mutter fälschlicherweise des Verrats am Großen Führer angeklagt, doch Schuld oder Unschuld spielten keine Rolle. Man hatte ein Exempel statuiert. Seht her, so ergeht es denen, die sich uns widersetzen. Merkt euch: Das geschieht mit jedem, von dem wir *annehmen*, er könnte sich uns widersetzen.

Um den sechsjährigen Eric kümmerte sich niemand. Kein Waisenhaus griff ihn auf. Er wurde kein Mündel des Staates. Eric Wu lief davon. Er schlief in den Wäldern. Er ernährte sich vom Abfall der anderen. Er überlebte. Mit dreizehn verhaftete man ihn wegen Diebstahls und warf ihn ins Gefängnis. Der Oberwärter, ein Mann krimineller als alle, über die er wachte, erkannte Wus Potenzial. Und so hatte es begonnen.

Wu starre auf das leere Schlüsselversteck hinab.

Jemand war im Haus.

Er blickte zum Nachbarhaus hinüber. Die Frau, die dort wohnte, beobachtete gern alles vom Fenster aus. Sie würde wissen, wo Freddy Sykes einen Schlüssel versteckte.

Er überdachte seine Möglichkeiten. Er kam auf zwei.

Eine konnte er allerdings gleich vergessen.

Jack Lawson lag im Kofferraum. Wu hatte ein Auto. Er konnte abhauen, einen anderen Wagen stehlen, eine Reise antreten, sich irgendwo weit weg niederlassen.

Doch das hatte einen Haken: Wus Fingerabdrücke waren überall im Haus verteilt. Und da war noch der schwer verletzte, vielleicht schon tote Freddy Sykes. Die Frau in der Reizwäsche, falls sie tatsächlich dahinter steckte, konnte ihn zu allem Übel auch noch identifizieren. Wu war erst kürzlich auf Bewährung aus der Haft entlassen worden. Der Staatsanwalt hatte ihn der schrecklichsten Verbrechen verdächtigt, konnte ihm allerdings nichts nachweisen. Nur deshalb hatte man einen Deal mit ihm gemacht. Und dafür hatte er ausgesagt. Wu hatte seine Zeit im Hochsicherheitsgefängnis von Waiden, New York, abgesessen. Und im Vergleich zu dem, was er in seiner Heimat erlebt hatte, war diese Haftanstalt das reine Luxushotel.

Was nicht bedeutete, dass er dorthin zurückkehren wollte.

Nein, die erste Möglichkeit war nicht gut. Damit blieb nur die zweite.

Wu öffnete lautlos die Tür und schlich ins Haus.

Zurück in der Limousine schwiegen Grace und Carl Vespa sich an.

Graces Gedanken wanderten immer wieder zu jenem Tag zurück, an dem sie Jimmy X zum letzten Mal gesehen hatte - vor fünfzehn Jahren in ihrem Krankenzimmer. Man hatte ihn praktisch zu dem Besuch gezwungen, es war ein Fototermin gewesen, anberaumt von seinem Promoter. Und Jimmy hatte es nicht einmal über sich gebracht, sie anzusehen, geschweige denn mit ihr zu sprechen. Er hatte nur neben ihrem Bett gestanden und sich mit gesenktem Kopf wie ein Kind, das auf Schelte wartete, krampfhaft an einen Blumenstrauß geklammert. Sie hatte kein

Wort gesagt. Schließlich hatte er ihr den Strauß übergeben und war gegangen.

Jimmy X hatte sich sang- und klanglos aus der Musikszene verabschiedet und war untergetaucht. Gerüchteweise hieß es, er habe sich auf eine private Insel in der Nähe der Fidschis zurückgezogen. Und jetzt, fünfzehn Jahre später, war er wieder in New Jersey, als Schlagzeuger in einer christlichen Rockband.

Als sie in ihre Straße einbogen, sagte Vespa: »Es ist nicht besser geworden, wissen Sie.«

Grace sah aus dem Fenster. »Jimmy X hat die Schüsse nicht abgegeben.«

»Das weiß ich auch.«

»Was wollen Sie dann von ihm?«

»Er hat sich nicht einmal entschuldigt.«

»Und das würde genügen?«

Er dachte nach. »Es gab da einen Jungen, der überlebt hat«, sagte er schließlich. »David Reed. Erinnern Sie sich?«

»Ja.«

»Er hat neben Ryan gestanden. Seite an Seite. Aber als der Tumult losging, hat irgendjemand diesen Reed gepackt und ihn auf die Schultern gehoben. Er konnte sich auf die Bühne retten.«

»Ich weiß.«

»Erinnern Sie sich, was seine Eltern gesagt haben?«

Sie erinnerte sich, sagte jedoch nichts.

»Jesus habe ihren Sohn persönlich in die Höhe gehoben. Es sei Gottes Wille gewesen.« Vespas Stimme klang unverändert, doch Grace glaubte die unterdrückte Wut zu spüren, die ihr wie heiße Luft aus einem Hochofen entgegenschlug. »Mr. und Mrs. Reed haben gebetet, müssen Sie wissen. Und Gott hat geantwortet. Es sei ein Wunder geschehen, haben sie gesagt. Gott habe seine Hand über ihren Sohn gehalten, haben sie immer wieder behauptet. Gerade so, als habe Gott weder den Wunsch noch die Neigung verspürt, meinen Sohn zu retten.«

Erneutes Schweigen. Grace hätte ihm gern geantwortet, es seien an jenem Tag viele gute Menschen gestorben, viele gute Menschen mit gottesgläubigen Eltern, die gebetet hatten, und dass Gott für alle da sei. Doch Vespa wusste das. Für ihn bot es keinen Trost. Als sie in die Auffahrt einbogen, wurde es bereits dunkel. Grace sah die Umrisse von Cora und den Kindern hinter dem Küchenfenster. »Ich möchte Ihnen helfen, Ihren Mann zu finden«, sagte Vespa.

»Ich weiß nicht mal, wie Sie das anstellen sollten.«

»Lassen Sie sich überraschen«, bemerkte er. »Sie haben meine Nummer. Wann immer Sie etwas brauchen, rufen Sie mich an. Zu jeder Tages- und Nachtzeit. Ich bin immer für Sie da.«

Cram öffnete die Autotür. Vespa begleitete sie zum Haus.

»Wir bleiben in Verbindung«, versprach er.

»Danke.«

»Ich werde Cram beauftragen, das Haus zu bewachen.«

Sie sah Cram an. Cram lächelte vage.

»Das ist nicht nötig.«

»Lassen Sie mir das Vergnügen.«

»Nein, wirklich - ich möchte das nicht. Bitte.«"

Vespa dachte nach. »Falls Sie Ihre Meinung noch ändern ...«

»Dann lasse ich es Sie wissen.«

Er wandte sich zum Gehen. Sie sah ihm nach, wie er zum Wagen zurück ging und fragte sich, ob es klug war, ausgerechnet mit dem Teufel einen Pakt einzugehen. Cram öffnete den Wagenschlag. Im nächsten Moment war Vespa in die Limousine abgetaucht. Cram nickte ihr zu. Grace rührte sich nicht vom Fleck. Sie hielt sich für eine ziemlich gute Menschenkennerin, aber Carl Vespa hatte sie in diesem Punkt widerlegt. Sie hatte nie auch nur den Anflug des Bösen in ihm erkannt oder gespürt. Und doch wusste sie, dass es da war.

Das Böse - das wirklich Böse - erschien in dieser Maske.

Cora setzte Wasser für die Pasta auf. Sie leerte ein Glas Tomatensauce in einen Stieltopf und beugte sich dicht an Graces Ohr.

»Sehe mal nach, ob eine E-Mail gekommen ist«, flüsterte Cora. »Vielleicht haben wir schon eine Antwort.«

Grace nickte. Sie half Emma bei den Hausaufgaben und hatte alle Mühe, sich zu konzentrieren. Ihre Tochter trug ein Basketball-Netzhemd. Sie nannte sich Bob. Sie wollte unbedingt ein Sportler sein. Grace wusste nicht recht, was sie davon halten sollte, aber vermutlich war das weniger anstrengend, als wenn sie sich die Bravo kaufen und sich nach harmlosen Boygroups verzehren würde.

Mrs. Lamb, Emmas junge, aber schnell alternde Lehrerin, nahm mit den Kindern das Einmaleins durch. Im Augenblick war das Sechser-Einmaleins dran. Grace hörte Emma ab. Bei 6 x 7 schwieg Emma lange.

»Du müsstest es auswendig können«, bemerkte Grace.

»Warum? Ich kann's doch rechnen.«

»Das ist nicht der Punkt. Man lernt es auswendig, damit man darauf aufbauen kann, wenn man mehrstellige Zahlen miteinander multiplizieren muss.«

»Mrs. Lamb hat nicht gesagt, dass wir's auswendig lernen müssen.«

»Das solltest du aber.«

»Aber Mrs. Lamb ...«

»Sechs mal sieben.«

Und so ging es weiter.

Max musste einen Gegenstand finden, der in die »Geheimnisbox« getan werden sollte. Man legte etwas in diese Schachtel - in diesem Fall einen Hockeypuck - und überlegte sich dann drei Hinweise, so dass die anderen Vorschulkinder raten konnten, was es sein könnte. Erster Hinweis: Die Farbe ist schwarz. Zweiter Hinweis: Gehört zu einer Sportart. Dritter Hinweis: Eis. Das musste genügen.

Cora kam vom Computer zurück und schüttelte den Kopf. Fehlanzeige. Sie griff nach einer Flasche billigem trockenem Chardonnay aus Australien und entkorkte sie. Grace brachte die Kinder zu Bett.

»Wo ist Daddy?«, fragte Max.

Emma tat es ihm gleich. »Ich habe einen Hockey-Vers für mein Gedicht geschrieben.«

Grace erklärte Jacks Abwesenheit vage mit Arbeit. Die Kinder machten ängstliche Gesichter.

»Ich möchte das Gedicht gern hören«, sagte Grace.

Widerwillig zückte Emma ihr Heft.

»Hocken-Stock, *Hockey-Stock,*
schießt du gern ein Tor?
Wenn du erst richtig in Fahrt bist,
Ist dir dann nach mehr?

Emma hob den Kopf. »Wow!«, sagte Grace und klatschte Beifall. Leider fehlte ihr Jacks bedingungslose Begeisterungsfähigkeit. Sie gab den beiden einen Gutenachtkuss und lief ins Erdgeschoss hinunter. Die Weinflasche war geöffnet. Cora und sie begannen zu trinken. Sie vermisste Jack. Er war nicht einmal vierundzwanzig Stunden fort - und er war häufig wesentlich länger auf Geschäftsreise gewesen - und doch erschien ihr das Haus seltsam leer. Grace empfand die Leere, die er hinterlassen hatte, beinahe körperlich und endgültig.

Grace und Cora tranken ein Glas nach dem anderen. Grace dachte an die Kinder. Sie dachte an ein Leben, ein ganzes Leben ohne Jack. Wir tun alles, um unsere Kinder vor Schmerz und Enttäuschung zu schützen. Jack zu verlieren, wäre ein schwerer Schlag für Grace. Doch das war in Ordnung. Sie konnte das ertragen. Ihr Schmerz wäre jedoch nichts im Vergleich zu dem, was es für die beiden Kinder bedeuten würde, die jetzt, das ahnte

sie, wach in ihren Betten lagen und spürten, dass etwas nicht stimmte.

Graces Blick schweifte zu den Fotos an den Wänden.

Cora setzte sich neben sie. »Er ist ein guter Mann.«

»Jaaa.«

»Alles in Ordnung mit dir?«

»Zu viel Wein«, sagte Grace.

»Nicht genug, wenn du mich fragst. Wohin hat dich unser Mafioso gebracht?«

»Zu einer christlichen Rockband.«

»Tolle Location für ein erstes Rendezvous.«

»Ist eine lange Geschichte.«

»Bin ganz Ohr.«

Aber Grace schüttelte den Kopf. Sie wollte nicht über Jimmy X nachdenken. Plötzlich kam ihr eine Idee. Sie überlegte, wog ab, ließ sie sacken.

»Was ist?«, fragte Cora.

»Vielleicht hat Jack mehr als nur eine Nummer angerufen.«

»Du meinst, abgesehen von dem Telefonat mit seiner Schwester?«

»Ja.«

Cora nickte. »Kriegt ihr eure Telefonrechnung online?«

»Noch nicht.«

»Dann wird's Zeit.« Cora stand auf. Ihr Schritt war ein wenig unsicher geworden. Der Wein hatte sie beide in wohlige Wärme gehüllt. »Welche Telefongesellschaft nutzt ihr für Ferngespräche?«

»Cascade.«

Sie kehrten zu Jacks Computer zurück. Cora setzte sich an den Schreibtisch, ließ ihre Fingerknöchel knacken und machte sich ans Werk. Sie lud die Website von Cascade. Grace gab ihr die nötigen Informationen - Adresse, Sozialversicherungsnummer, Kreditkarte. Sie erhielten ein Passwort. *Cascade* schickte zur Bestätigung eine E-Mail an Jacks Adresse

»Wir sind dabei«, bemerkte Cora.

»Ich verstehe das nicht.«

»Ihr habt jetzt ein Online-Telefonkonto. Ich hab's gerade eingerichtet. Du kannst von jetzt an deine Rechnung übers Internet einsehen und bezahlen.«

Grace blickte über Coras Schulter. »Das ist die Rechnung vom letzten Monat.«

»Yep.«

»Aber die Anrufe von gestern Abend sind da noch nicht verzeichnet.«

»Hmmm. Ich schick denen eine Anfrage. Oder wir rufen einfach an.«

»Die sind nicht rund um die Uhr erreichbar. Nachteil des Billigtarifs.« Grace beugte sich dichter zum Monitor hinunter. »Lass mal sehen, ob er seine Schwester früher schon mal angerufen hat.«

Ihr Blick glitt über die Liste. Nichts. Auch keine unbekannten Nummern. Inzwischen war es ihr nicht einmal mehr peinlich, dass sie in den Privatsachen ihres Mannes herumschnüffelte, den sie liebte, dem sie vertraute.

»Wer bezahlt die Rechnungen?«, wollte Cora wissen.

»Meistens Jack.«

»Die Telefonrechnung kommt per Post?«

»Ja.«

»Siehst du sie dir an?«

»Natürlich.«

Cora nickte. »Jack hat doch ein Handy, richtig?«

»Richtig.«

»Was ist mit dieser Rechnung?«

»Was soll damit sein?«

»Schaust du sie an?«

»Nein. Ist ja seine Rechnung.«

Cora lächelte.

»Was ist denn?«

»Während mein Ex mich betrogen hat, hat er immer mit dem Handy telefoniert, weil ich mir diese Rechnungen nie angesehen habe.«

»Jack betrügt mich nicht.«

»Aber vielleicht hat er Geheimnisse vor dir.«

»Könnte sein«, gab Grace zu. »Okay, ja. Vermutlich.«

»Wo bewahrt er seine Handyrechnungen auf?«

Grace sah im Aktenschrank nach. Er hatte die Rechnungen von *Cascade* abgeheftet. Sie sah unter V für Verizon-Mobilfunk nach. Nichts. »Hier sind sie nicht.«

Cora rieb sich die Hände. »Hm, verdächtig.« Sie war in ihrem Element. »Bemühen wir den Voodoo, den sie machen, wenn wir's tun.«

»Und was genau machen wir?«

»Angenommen Jack hat ein Geheimnis vor dir. Dann würde er die Rechnungen vernichten, sobald er sie erhält, richtig?«

Grace schüttelte den Kopf. »Das ist alles so absurd.«

»Aber ich habe Recht?«

»Ja, gut. Falls Jack Geheimnisse vor mir hat...«

»Jeder hat Geheimnisse, Grace. Du meine Güte, wo lebst du eigentlich? Du willst doch wohl nicht behaupten, dass dich das alles überrascht hat?«

Diese Wahrheit hätte Grace normalerweise zu einer Kunspause gezwungen, doch für Spielereien dieser Art war jetzt keine Zeit. »Also gut. Angenommen Jack hat die Handyrechnungen vernichtet. Wie kommen wir dann an sie ran?«

»Hab ich doch gerade schon vorexerziert. Wir richten ein weiteres Internetkonto ein. Diesmal unter Verizon-Mobilfunk.« Cora begann zu tippen.

»Cora?«

»Yep?«

»Kann ich dich was fragen?«

»Schieß los!«

»Woher kennst du dich mit alledem aus?«

»Praxis und Erfahrung.« Sie sah Grace an. »Wie glaubst du, bin ich Adolf und Eva auf die Spur gekommen?«

»Du hast hinter ihnen herspioniert?«

»Volltreffer. Habe mir ein Buch gekauft. Hieß >Detektivspielen für Anfänger oder so ähnlich. Steht alles drin. Wollte alle Fakten auf dem Tisch haben und den Wichser dann zur Rede stellen.«

»Und was hat er gesagt? Als du's ihm gezeigt hast?«

»Dass es ihm Leid täte. Dass er's nie wieder tun würde. Dass er diese aufgespritzte Ivana nie wieder sehen wolle.«

Grace beobachtete die Freundin, wie sie weitertippte. »Du liebst ihn wirklich, was?«

»Mehr als das Leben.« Noch immer tippend fügte Cora hinzu: »Wie wär's mit einer zweiten Flasche Wein?«

»Nur wenn wir heute Abend nicht mehr Auto fahren.«

»Soll ich hier schlafen?«

»Fahren ist tabu.«

»Gut. Abgemacht.«

Grace stand auf. Der Alkohol machte sie schwindelig. Sie ging in die Küche. Cora trank häufiger einen über den Durst, aber an diesem Abend leistete Grace ihr liebend gern Gesellschaft. Sie entkorkte die zweite Flasche Weißwein. Der Wein war zu warm. Sie gab einen Eiswürfel in jedes Glas.

Als Grace ins Arbeitszimmer zurückkam, lief der Drucker. Sie reichte Cora ein Glas und setzte sich. Grace starrte in die hell-gelbe Flüssigkeit. Sie schüttelte den Kopf.

»Was ist?« fragte Cora.

»Jetzt habe ich schließlich und endlich doch noch Jacks Schwester kennen gelernt.«

»Und?«

»Es ist nicht zu fassen. Sandra Koval. Ich kannte bisher nicht mal ihren Namen.«

»Du hast Jack nie nach ihr gefragt?«

»Nicht wirklich.«

»Warum nicht?«

Grace trank einen Schluck. »Kann ich nicht erklären.«

»Versuch's einfach.«

Sie stand auf und wusste nicht, wie sie es ausdrücken sollte.

»Ich dachte, es sei normal. Ich meine, dass man einen Teil seiner Privatsphäre bewahrt. Ich bin vor etwas davongelaufen. Er ist deswegen nie in mich gedrungen.«

»Und deshalb hast du ihn ebenfalls nie bedrängt?«

»Nicht nur deshalb.«

»Weshalb dann?«

Grace überlegte. »Dieses Gerede von >wir haben keine Geheimnisse voreinander habe ich sowieso niemandem abgekauft. Jack kam aus einer wohlhabenden Familie, mit der er nichts mehr zu tun haben wollte. Es hatte Streit gegeben. Soviel wusste ich.«

»Wohlhabend wodurch?«

»Wie meinst du das?«

»Womit haben die ihr Geld gemacht?«

»Irgendeine Wertpapierfirma. Jacks Großvater hat sie gegründet. Es gibt einen Treuhandfonds, Optionen und Aktien mit Stimmrechten und so weiter. Nichts in der Größenordnung von Onassis, aber genug, schätze ich. Jack wollte damit nichts zu tun haben. Er hat sein Stimmrecht nie ausgeübt. Hat das Geld nie angerührt. Er hat dafür gesorgt, dass der Treuhandfonds erst in der nächsten Generation wieder zum Tragen kommt.«

»Er hat Emma und Max als Erben eingesetzt?«

»So ist es.«

»Und wie stehst du dazu?«

Grace zuckte die Schultern. »Weißt du, was mir langsam klar wird?«

»Bin ganz Ohr.«

»Der Grund, weshalb ich Jack nie bedrängt habe. Hatte nichts mit Respekt gegenüber der Privatsphäre zu tun.«

»Sondern?«

»Ich liebe ihn. Ich liebe ihn mehr als jeden anderen Mann, dem ich je begegnet bin ...«

»Aha. Und wo liegt dann das >aber<?«

Graces Augen begannen zu brennen. »Aber es schien alles so ... zerbrechlich. Ergibt das einen Sinn? Wenn ich mit ihm zusammen war - es klingt so blöd - aber mit Jack war ich zum ersten Mal glücklich seit - ich weiß nicht - seit dem Tod meines Vaters.«

»Du hast schon eine Menge mitgemacht im Leben.«

Grace sagte nichts.

»Du hattest Angst, dein Glück könnte sich verflüchtigen. Du wolltest nicht mehr leiden.«

»Also habe ich lieber die Augen zugemacht, meinst du?«

»Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Die reinste Glückseligkeit, oder?«

»Das glaubst du?«

Cora zuckte mit den Achseln. »Wenn ich Adolf nicht nachspioniert hätte, hätte er vermutlich irgendwann seine Affäre abgehakt und wäre zu mir zurückgekommen. Vielleicht hätte ich dann den Mann noch, den ich liebe.«

»Du kannst ihn dir noch immer zurückholen.«

»Ausgeschlossen.«

»Warum nicht?«

Cora überlegte. »Schätze, dazu weiß ich einfach zu viel.« Sie griff nach ihrem Glas und trank einen kräftigen Schluck.

Das Surren des Druckers verstummte. Grace griff nach den Seiten und begann, sie durchzusehen. Die meisten Telefonnummern kannte sie. Eigentlich kannte sie fast alle.

Eine Nummer allerdings stach ihr sofort ins Auge.

»Wofür steht die Vorwahl 603?«, fragte Grace.

»Frag mich was Leichteres. Welcher Anruf?«

Grace zeigte ihn Cora auf dem Monitor. Cora markierte die Nummer mit dem Cursor.

»Was machst du?«, wollte Grace wissen.

»Man klickt die Nummer an, dann sagen sie dir, wer angerufen hat.«

»Wirklich?«

»Herrgott, in welchem Jahrhundert lebst du?«

»Du musst also nur den Link anklicken?«

»Ja, und dann spuckt der Computer alles aus. Es sei denn die Nummer ist nicht registriert.«

Cora drückte auf die linke Maustaste. Auf dem Bildschirm erschien ein Fenster mit dem Hinweis:

»KEIN EINTRAG UNTER DIESER NUMMER«

»Da haben wir's. Fehlanzeige.«

Grace sah auf die Uhr. »Ist erst halb zehn«, bemerkte sie.
»Nicht zu spät für einen Telefonanruf.«

»Schon gar nicht wenn's um Ehemänner geht, die sich in Luft aufgelöst haben. Dann erst recht nicht.«

Grace griff nach dem Telefon und tippte die Nummer ein. Ein schriller Ton attackierte ihr Trommelfell. Sie fühlte sich unwillkürlich an die Übersteuerung der Lautsprecheranlage bei der Rapture-Probe erinnert. Dann ertönte eine roboterhafte Stimme:

»Die gewählte Nummer ist nicht mehr verfügbar.«

Grace runzelte die Stirn.

»Was ist?«

»Wann hat Jack diese Nummer zum letzten Mal gewählt?«

Cora sah nach. »Vor drei Wochen. Das Gespräch dauerte achtzehn Minuten.«

»Die Nummer gibt's nicht mehr.«

»Hm. Vorwahl 603«, überlegte Cora und ging auf eine andere Website. Sie tippte die Vorwahl 603 ein und drückte die Enter-Taste. Die Antwort kam prompt. »Liegt in New Hampshire. Warte. Wir suchen über Google weiter.«

»Was ist mit New Hampshire?«

»Die Vorwahl. Sie gehört zu New Hampshire.«

»Und was hilft uns das?«

»Die Nummer ist nicht registriert. Stimmt's?«

»Stimmt.«

»Ich zeig dir jetzt was. Funktioniert nicht immer, aber pass mal auf!« Cora tippte Graces Telefonnummer in die Suchmaschine ein. »Jetzt sucht die Maschine das gesamte Netz nach dieser Zahlenkombination ab. Und zwar nicht nur die Telefonbücher. Deine Nummer ist nicht registriert. Aber ...«

Sie bekamen ein Suchergebnis. Es war die Website eines Kunstpreises der Brandeis University, Graces ehemalige Uni. Cora klickte den Link an. Graces Namen und Telefonnummer erschienen auf dem Bildschirm. »Warst du Jurorin bei einem Kunstpreis?«

Grace nickte. »Wir haben ein Kunst-Stipendium vergeben.«

»Da haben wir's. Deinen Namen, Adresse und Telefonnummer zusammen mit denen der übrigen Juroren. Du musst die Angaben damals selbst gemacht haben.«

Grace schüttelte den Kopf.

»Willkommen im elektronischen Zeitalter«, bemerkte Cora. »Und jetzt, da ich deinen Namen kenne, kann ich damit eine Million unterschiedlicher Suchaktionen starten. Dann kommt deine Webseite von der Galerie hoch. Wo du studiert hast. Was auch immer. Und jetzt versuchen wir's mal mit dieser 603-er Nummer.«

Coras Finger flogen über die Tastatur. Sie drückte die Return-Taste. »Warte. Wir haben was.« Sie starre mit zusammengekniffenen Augen auf den Monitor. »Bob Dodd.«

»Bob?«

»Ja. Nicht Robert. Bob.« Cora sah Grace an. »Sagt dir der Name was?«

»Nein.«

»Als Adresse wird hier ein Postfach in Fitzwilliam, New Jersey, angegeben. Je dort gewesen?«

»Nein.«

»Und Jack?«

»Kann ich mir nicht vorstellen. Ich meine, er ist in Vermont aufs College gegangen. Also könnte er in New Hampshire gewesen sein. Aber zusammen sind wir nie da gewesen.«

Aus dem ersten Stock kam ein Geräusch. Max hatte im Schlaf geschrien.

»Geh schon«, sagte Cora. »Mal sehen, was ich über unseren Freund Mr. Dodd rauskriegen kann.«

Während Grace zum Schlafzimmer ihres Sohnes hinauflied, traf eine weitere, schmerzliche Erkenntnis sie wie ein Schlag. Die Nachtwachen in diesem Haus waren Jacks Domäne. Er war zuständig für Albträume und nächtliche Durstattacken. Er war derjenige, der um drei Uhr morgens den Kindern die Stirn hielt, wenn sie sich übergeben mussten. Tagsüber kümmerte sich Grace um Schnupfen und Fieber, machte Hühnersuppe warm und verteilte Medikamente. Die Nachtschicht aber war Jacks Angelegenheit.

Max' Schluchzen war nur noch ein leises Wimmern, als sie sein Zimmer erreichte. Doch das ging ihr näher als lautes Weinen oder Schreien. Grace nahm ihn in den Arm. Sein kleiner Körper bebte. Sie wiegte ihn in ihren Armen und redete sanft und beruhigend auf ihn ein. Sie flüsterte, Mommy sei ja da, alles werde wieder gut, ihm könne nichts passieren.

Max brauchte eine Weile, bis er sich beruhigt hatte. Grace führte ihn ins Badezimmer. Er war noch nicht einmal sechs Jahre alt und pinkelte bereits wie ein Mann. Was bedeutete, dass er die Kloschüssel um Meilen verpasste. Er schwankte und schlief beinahe im Stehen ein. Sie zog ihm seinen Findet-Nemo-Schlafanzug wieder an und fragte ihn, ob er ihr von seinem Traum erzählen wolle. Er schüttelte nur den Kopf und schlief wieder ein. Sie brachte ihn ins Bett zurück.

Grace beobachtete seine regelmäßigen Atemzüge. Die Ähnlichkeit mit seinem Vater war verblüffend.

Nach einer Weile kehrte sie wieder nach unten zurück. Dort

war alles still. Cora tippte nicht mehr auf der Tastatur herum. Grace betrat das Arbeitszimmer. Der Stuhl vor dem Schreibtisch war leer. Cora stand in der Ecke. In der Hand hielt sie ihr Weinglas krampfhaft fest.

»Cora? Was ist?«

»Ich weiß jetzt, warum Bob Dodds Nummer abgemeldet ist.«

Coras Stimme klang unnatürlich gepresst. Grace hatte sie noch nie so erlebt. Sie wartete, dass ihre Freundin etwas sagte, doch diese schien sich nur tiefer in ihre Ecke zu drücken.

»Was ist passiert?«, fragte Grace.

Cora trank hastig einen Schluck. »Wenn man einem Artikel in der *New Hampshire Post* glauben darf, ist Bob Dodd tot. Er ist vor zwei Wochen ermordet worden.«

16

Eric Wu betrat Sykes' Haus.

Drinnen war es dunkel. Wu hatte kein einziges Mal Licht eingeschaltet. Der Eindringling - derjenige, der den Schlüssel aus dem Hohlraum im Stein genommen hatte - hatte ebenfalls auf Licht verzichtet. Das beschäftigte Wu.

Er war davon ausgegangen, die naseweise Frau in der Reizwäsche sei der Eindringling. Sollte sie tatsächlich so raffiniert sein, absichtlich kein Licht zu machen?

Er hielt inne. Mehr noch: Wenn jemand so schlau und vorausschauend war, im Dunkeln zu bleiben, weshalb hatte er dann das Schlüsselversteck für jeden sichtbar geöffnet liegen lassen?

Das passte doch alles nicht zusammen.

Wu duckte sich und kroch hinter den Fernsehsessel. Er horchte angestrengt. Nichts. Falls jemand im Haus war, musste er ihn früher oder später hören. Er wartete noch etwas länger.

Noch immer nichts.

Wus Gedanken drehten sich im Kreis. War der Eindringling hereingekommen und dann unverrichteter Dinge wieder gegangen?

Er bezweifelte es. Wer riskierte, ein Schlüsselversteck zu plündern, um in ein Haus zu kommen, der sah sich erst einmal gründlich um. Hatte er dabei Freddy Sykes im oberen Badezimmer entdeckt? Wahrscheinlich. In diesem Fall würde er Hilfe holen. Hatte er nichts Ungewöhnliches entdeckt, schien es logisch, dass er das Haus verlassen und den Schlüssel wieder an seinen Platz legen würde. Keins von beidem war offenbar geschehen.

Was sagte ihm das?

Der Eindringling war noch im Haus. Er bewegte sich nicht. Er hatte sich versteckt.

Wu ging lautlos ans Werk. Das Haus hatte drei Ausgänge. Er vergewisserte sich, dass alle Türen fest verschlossen waren. Zwei davon waren mit schweren Riegeln gesichert. Er ließ sie geräuschlos zugleiten. Dann holte er sämtliche Stühle aus dem Esszimmer und verbarrikadierte damit zusätzlich alle drei Ausgänge. Er wollte um jeden Preis eine Flucht verhindern oder zumindest erschweren.

Seinem Gegner eine Falle stellen.

Auf der Treppe lag ein Läufer. Das machte es Wu leichter, sich lautlos anzuschleichen. Er musste sich unbedingt vergewissern, dass Freddy noch in der Badewanne lag. Erneut zermarterte er sich den Kopf darüber, weshalb das Schlüsselversteck so einladend leer und offen dagelegen hatte. Nichts daran ergab einen Sinn. Je mehr er darüber nachdachte, desto verhaltener wurde sein Schritt.

Wu versuchte den Ablauf sachlich und logisch von Anfang an nachzuvollziehen: Eine Person, die Freddy Sykes' Schlüsselversteck kennt, öffnet die Tür. Sie oder er geht hinein. Und was dann? Angenommen er/sie findet Sykes und gerät in Panik. Er/sie ruft die Polizei an. Angenommen er/sie findet Sykes nicht - dann geht er/sie einfach wieder. Er/sie legt den Schlüssel in den Hohlräum zurück und stellt den Stein wieder an seinen Platz.

Nichts davon war geschehen.

Und Wu war ebenso schlau wie zuvor. Was also war die logische Schlussfolgerung?

Die einzige andere Möglichkeit, die ihm in den Sinn kam - es sei denn, er hatte etwas übersehen -, war, dass der Eindringling Sykes in dem Moment gefunden hatte, als Wu ins Haus gekommen war. Dann war keine Zeit mehr für einen Anruf geblieben. Nur noch Zeit, sich zu verstecken.

Selbst dieses Szenario hatte mehrere Haken. Hätte der Eindringling sich nicht Licht machen müssen? Vielleicht hatte er es getan. Vielleicht hatte er Licht gemacht, Wu kommen gesehen, das Licht gelöscht und sich dort versteckt, wo er sich gerade aufgehalten hatte.

Wu hatte mittlerweile das Schlafzimmer des Hausherrn erreicht. Sein Blick wanderte zu der Ritze unter der Badezimmertür. Kein Lichtschein zu sehen. Unterschätze niemals einen Feind, ermahnte er sich. Er hatte in letzter Zeit Fehler gemacht. Zu viele Fehler. Zuerst Rocky Conwell. Wu hatte zugelassen, dass er ihm folgte. Eine Nachlässigkeit, der erste Fehler. Dann hatte er sich von der Frau von nebenan erwischen lassen. Das war die nächste Schlampelei gewesen.

Und jetzt das.

Wu war erbarmungslos gegen sich selbst. Er war nicht unfehlbar. Nur Idioten glaubten das von sich. Möglich, dass er während der Haft etwas eingerostet war. Egal. Wu musste sich konzentrieren.

Sykes' Schlafzimmer war voller Fotos. Fünfzig Jahre lang war es das Schlafzimmer von Freddys Mutter gewesen. Sykes' Vater war im Korea-Krieg gefallen. Sykes war damals noch ein Kind gewesen. Die Mutter war nie darüber hinweggekommen. Jeder reagiert unterschiedlich auf den Tod eines geliebten Menschen. Mrs. Sykes' hatte es vorgezogen, in der Vergangenheit weiter zu leben, nicht in der Gegenwart.

Wus Hand lag jetzt auf dem Türknauf.

Das Badezimmer war klein, wie er wusste. Er versuchte sich vorzustellen, wo sich jemand verstecken konnte. Es fiel ihm nichts ein. Wu hatte eine Waffe in seinem Matchbeutel. Er überlegte kurz, ob er sie holen sollte. War der Eindringling bewaffnet, hatte er ein Problem.

Zu selbstbewusst? Vielleicht. Aber Wu glaubte, auch ohne Waffe auszukommen.

Er drehte den Türknauf und stieß zu.

Freddy Sykes lag noch immer in der Badewanne - den Knebel im Mund - die Augen geschlossen. War Freddy bereits tot? Vermutlich. Ansonsten war der Raum leer. Ein Versteck gab es nicht. Niemand war Freddy zu Hilfe gekommen.

Wu schlich zum Fenster. Er sah jetzt hinaus, hinüber zum Nachbarhaus.

Die Frau - die Frau, die Reizwäsche getragen hatte - war da.

In ihrem Haus. Hinter dem Fenster.

Sie starre zu ihm herüber.

In diesem Moment hörte Wu das Motorengeräusch eines Autos. Keine Sirene war zu hören, doch als er sich der Einfahrt zuwandte, sah er den roten rotierenden Lichtschein der Signalanlage des Streifenwagens.

Die Polizei war da.

*

Charlaine Swain war nicht blöd.

Sie sah schließlich Filme. Sie las Bücher. Viele Bücher und viele Filme. Flucht vor der Gegenwart, hatte sie gedacht. Unterhaltung. Ein Mittel, sich angesichts des täglichen Einerleis zu betäuben. Aber vielleicht waren diese Filme und Bücher doch keine Zeitverschwendungen, sondern lehrreich gewesen. Wie oft hatte sie der allzu forschen Helden - der so verdammtes furchtlosen, unheimlich schlanken, schwarzhaarigen Schönheit - zugeufen, nicht in das verdammte Haus zu gehen?

Zu oft. Jetzt nämlich, da sie selbst in diese Fußstapfen getreten war, hatte sie nicht gezögert. Mit ihr konnten sie das nicht machen. Charlaine Swain würde diesen Fehler nicht machen.

Sie hatte vor Freddys Hintertür gestanden und auf das Schlüsselversteck gestarrt. Aufgrund ihres Trainings durch Film, Bücher und Fernsehen war ihr klar, dass sie nicht ins Haus gehen konnte - aber auf sich beruhen lassen durfte sie die Sache auch nicht. Da stimmte etwas nicht. Ein Mensch war in Gefahr. Darüber konnte sie nicht hinwegsehen.

Sie hatte eine Idee.

Es war ganz einfach. Sie nahm den Schlüssel aus dem Hohlraum der Attrappe. Er steckte jetzt in ihrer Tasche. Sie ließ das Schlüsselversteck für jeden sichtbar aufgeklappt liegen. Nicht, weil sie wollte, dass der Asiate es sah, sondern weil ihr dies als Rechtfertigung diente, die Polizei zu alarmieren.

In dem Moment, da der Asiate Freddys Haus betrat, wählte sie die Notrufnummer. »Im Haus meines Nachbarn ist jemand«, sagte sie der Polizei. Ihr Beweis: das Schlüsselversteck lag geöffnet und achtlos umgekippt auf dem Gartenweg.

Jetzt war die Polizei da.

Ein Streifenwagen war in ihren Block eingebogen. Ohne Sirene. Der Wagen raste nicht mit quietschenden Reifen in die Auffahrt, sondern fuhr lediglich etwas schneller als erlaubt und lautlos zum Haus. Charlaine riskierte einen Blick zurück zu Freddys Haus.

Der Asiate war dort. Ihre Blicke trafen sich.

17

Grace starnte auf die Überschrift. »Er ist ermordet worden?«

Cora nickte.

»Wie?«

»Bob Dodd wurde in Gegenwart seiner Frau durch einen Kopfschuss getötet. Ganz im Stil eines Mafiamordes, heißt es. Was immer das bedeuten mag.«

»Haben sie den Täter gefasst?«

»Nö.«

»Wann?«

»Du meinst, wann er ermordet wurde?«

»Ja, wann?«

»Vier Tage, nachdem Jack ihn angerufen hatte.«

Cora ging wieder zum Computer. Grace dachte über das Datum nach.

»Jack kann es nicht gewesen sein.«

»**Hm.**«

»Völlig unmöglich. Jack hat seit über einem Monat den Staat New Jersey nicht verlassen.«

»Wenn du meinst.«

»Was soll das heißen?«

»Nichts, Grace. Ich bin auf deiner Seite, okay? Ich glaube auch nicht, dass Jack irgendjemand umgebracht hat. Aber bitte, lass uns das erst mal auf die Reihe kriegen!«

»Was meinst du damit?«

»Ich meine, du solltest mit diesem >Hat-den-Staat-nicht-verlassen-Quatsch< aufhören. New Hampshire ist nicht Kalifornien. Mit dem Auto bist du in vier Stunden da. Mit dem Flieger in einer.«

Grace rieb sich die Augen.

»Noch was«, fuhr Cora fort. »Ich weiß, weshalb er als Bob und nicht als Robert geführt wird.«

»Warum?«

»Er ist Reporter. Damit signiert er seine Artikel. Bob Dodd. Google hat 126 Einträge unter dem Namen in den vergangenen drei Jahren. Betrifft seine Artikel für die *New Hampshire Post*. Im Nachruf wird er als - wo steht es gleich? - hartnäckiger und

unbequemer Enthüllungs-Journalist bezeichnet. In der Zeitung steht, irgendwelche Banden aus New Hampshire hätten ihn wahrscheinlich umgelegt, um ihn mundtot zu machen.«

»Aber du glaubst nicht daran?«

»Schwer zu sagen. Aber beim Überfliegen der Artikel würde ich Bob Dodd eher für einen kleinen Lokalreporter halten - du weißt schon, er stellt Kundendienstfirmen für Geschirrspüler an den Pranger, die alte Damen ausnehmen, Hochzeitsfotografen, die mit der Anzahlung verschwinden, und so weiter.«

»Vielleicht ist er jemandem zu fest auf die Zehen getreten.«

»Könnte sein, könnte sein«, sagte Cora in neutralem Ton. »Und du hältst es für Zufall, dass Jack den Typ angerufen hat, bevor er ins Gras gebissen hat?«

»Nein, Zufälle gibt's da nicht.« Grace versuchte zu verarbeiten, was sie erfahren hatte. »Moment mal.«

»Was ist?«

»Das Foto. Auf dem Foto sind fünf Personen. Zwei Frauen und zwei Männer. Ist vielleicht weit hergeholt...«

Cora bearbeitete bereits wieder die Tastatur. »Aber vielleicht ist Bob Dodd einer davon?«

»Es gibt doch auch Suchmaschinen für Fotos, oder?«

»Bin schon dabei.«

Ihre Finger flogen über die Tasten, der Cursor flackerte über den Bildschirm, die Maus klickte. Das Ergebnis waren zwei Seiten und insgesamt zwölf Fotos von Bob Dodd. Auf der ersten Seite war ein Jäger des gleichen Namens aus Wisconsin aufgeführt. Auf der zweiten Seite - dem elften Treffer - fand sich das Foto einer Tischgesellschaft bei einer Wohltätigkeitsveranstaltung in Bristol, New Hampshire.

Bob Dodd, ein Reporter der *New Hampshire Post*, war das erste Gesicht von links.

Sie brauchten gar nicht genauer hinzusehen. Bob Dodd war

Afroamerikaner. Und alle auf dem geheimnisvollen Foto waren Weiße.

Grace runzelte die Stirn. »Trotzdem muss es eine Verbindung geben.«

»Warte mal. Vielleicht kann ich irgendwo eine Biographie von ihm auftun. Möglicherweise sind sie zusammen aufs College gegangen oder so.«

An der Haustür ertönte ein zaghaftes Klopfen. Grace und Cora sahen sich an. »Ziemlich spät«, bemerkte Cora.

Erneutes Klopfen an der Tür, ebenso leise. Es gab eine Klingel. Wer auch immer vor der Tür stand, schien sie absichtlich nicht zu benutzen. Da wusste wohl jemand, dass sie Kinder hatte. Grace stand auf. Cora folgte ihr. An der Haustür knipste sie die Außenbeleuchtung an und starrte aus dem Fenster neben der Tür. Eigentlich hätte Grace viel überraschter sein müssen, aber vermutlich wunderte sie mittlerweile gar nichts mehr.

»Wer ist es?«, fragte Cora.

»Der Mann, der mein Leben verändert hat«, antwortete Grace leise.

Sie öffnete die Haustür. Auf der kleinen Veranda stand mit gesenktem Kopf Jimmy X.

*

Wu war das Lachen vergangen.

Diese Frau! Sobald er das Blaulicht des Streifenwagens gesehen hatte, hatte er 1 und 1 zusammengezählt. Ihre Gerissenheit war bewundernswert und ätzend zugleich.

Doch für Gefühle war jetzt keine Zeit.

Was tun ... ?

Jack Lawson lag gefesselt im Kofferraum. Wu war jetzt klar, dass er in dem Moment Reißaus hätte nehmen sollen, als er das geplünderte Schlüsselversteck gesehen hatte. Der nächste Fehler. Wie viele konnte er sich noch leisten?

Schadensbegrenzung war angesagt. Doch viel war nicht mehr zu verhindern. Das schmerzte. Das kostete. Seine Fingerabdrücke waren im ganzen Haus verteilt. Und mittlerweile hatte die Frau von nebenan der Polizei sicher eine Personenbeschreibung geliefert. Tot oder lebendig, man würde Sykes finden. Auch dagegen war er machtlos.

Schlussfolgerung: Wenn sie ihn schnappten, landete er im Gefängnis - und zwar für eine verdammt lange Zeit.

Der Streifenwagen rollte in die Auffahrt.

Für Wu ging es nur noch ums Überleben. Er lief die Treppe hinunter. Durch das Fenster sah er, wie der Streifenwagen anhielt. Mittlerweile war es draußen dunkel geworden, doch die Straße war hell erleuchtet. Ein großer dunkelhäutiger Mann in Uniform stieg aus. Er setzte seine Dienstmütze auf. Die Dienstwaffe blieb im Halfter.

Das war gut.

Der dunkelhäutige Polizist hatte das Haus noch nicht erreicht, da öffnete Wu ihm auch schon mit einem breiten Lächeln die Haustür. »Was kann ich für Sie tun, Officer?«

Der Polizist zog keine Waffe. Darauf hatte Wu gehofft. Sie befanden sich immerhin in einer Wohngegend für Familien im endlosen Meer amerikanischer Vorstädte. Ein Officer in Ho-Ho-Kus wird während seiner Dienstjahre vermutlich zu mehreren hundert potenziellen Einbrüchen gerufen. Die meisten davon, nicht alle, entpuppten sich als falscher Alarm.

»Wir wurden angerufen. Hier soll eingebrochen worden sein«, sagte der Polizeibeamte.

Wu runzelte die Stirn, tat verwirrt. Er trat einen Schritt vor die Tür, blieb jedoch auf Distanz. Noch nicht, dachte er. Wieg ihn in Sicherheit. Wus Bewegungen waren bewusst langsam, lässig. »Ah, Moment. Ich weiß Bescheid. Ich hatte meinen Schlüssel vergessen. Vermutlich hat jemand gesehen, dass ich durch die Hintertür rein bin.«

»Sie wohnen also hier, Mr. ... ?«

»Chang«, ergänzte Wu. »Ja, ich wohne hier. Aber es ist nicht mein Haus. Es gehört meinem Partner Frederick Sykes.«

Jetzt wagte sich Wu den nächsten Schritt vorwärts.

»Verstehe«, sagte der Polizist. »Und Mr. Sykes ist...?«

»Oben. Im ersten Stock.«

»Ich möchte ihn gern sprechen.«

»Kein Problem. Kommen Sie rein.« Wu wandte dem Polizeibeamten den Rücken zu und rief ins Haus: »Freddy? Freddy, zieh dir was an. Die Polizei ist da.«

Wu musste sich nicht umdrehen. Er wusste, dass der Polizist hinter ihm herkam. Er war jetzt nur noch gut vier Meter von ihm entfernt. Wu trat ins Haus. Er hielt die Tür auf und schenkte dem Polizisten ein, wie er dachte, schwules Lächeln. Der Polizist - sein Namensschild lautete Richardson - kam zur Tür.

Als er nur noch einen Meter entfernt war, schnellte Wu nach vorn.

Officer Richardson hatte gezögert, vielleicht etwas geahnt, doch da war es schon zu spät gewesen. Der mitten in seine Eingeide gezielte Schlag war ein Handkantenschlag. Richardson klappte zusammen wie ein Liegestuhl. Wu trat näher. Er wollte ihn bewegungsunfähig machen, nicht töten.

Der Oberkörper des Cops war vornübergefallen. Wu schlug ihm in die Kniekehlen. Richardson ging auf die Knie. Wu benutzte eine Druckpunkt-Technik. Er versenkte die Knöchel seines Zeigefingers in die Vertiefungen unterhalb der Ohrläppchen an einem Punkt zwischen Kieferknochen und dem Warzenfortsatz des Hinterhautes, einem Bereich, den die Akupunktur als TW 17 kennt. Der korrekte Winkel des Griffes ist entscheidend. Übte man zu viel Druck aus, konnte man jemanden töten. Hier war Präzision gefragt.

Von Richardsons Augen war fast nur noch das Weiße zu sehen. Wu ließ los. Richardson sackte wie eine Marionette zu Boden, deren Schnüre man durchgeschnitten hatte.

Die Bewusst- und Bewegungslosigkeit würde nicht lange an-

halten. Wu nahm die Handschellen vom Gürtel des Mannes und fesselte ihn mit den Handgelenken an das Treppengeländer. Dann riss er ihm das Funkgerät von der Schulter.

Wu dachte an die Frau von nebenan. Sie war sicher wieder auf ihrem Beobachtungsposten.

Sie würde die Polizei bestimmt erneut anrufen. Er zögerte. Für sie blieb ihm keine Zeit. Sie würde ihn kommen sehen und sich sofort verbarrikadieren. Das kostete ihn zu viel Zeit. Seine größte Chance war der Überraschungseffekt. Er lief in die Garage zu Jack Lawsons Minivan. Ein Blick in den Laderaum genügte.

Jack Lawson war noch da.

Wu setzte sich hinters Steuer. Er hatte einen Plan.

*

Charlaine ahnte nichts Gutes, als sie den Polizisten aus dem Wagen steigen sah.

Zum einen war er allein. Sie hatte angenommen, dass sie zu zweit kommen würden - und wieder bewährte sich ihre Erfahrung als eifige Fernsehzuschauerin. Umgehend wurde ihr klar, dass sie einen Fehler gemacht hatte. Ihr Anruf hatte zu harmlos geklungen. Sie hätte die Sache dringlicher, bedrohlicher beschreiben müssen. Dann wären die Beamten gewarnt gewesen, wären vorsichtiger vorgegangen. Stattdessen war sie wie eine neugierige Nachbarin aufgetreten, eine verrückte Hausfrau, die nichts Besseres zu tun hatte, als bei jeder Kleinigkeit die Polizei aufzuscheuchen.

Auch die Körpersprache des Polizisten stimmte nicht. Er schlenderte beschwingt auf das Haus zu, locker und lässig, vollkommen arglos. Charlaine konnte von ihrem Standort aus nur die Einfahrt, nicht jedoch die Haustür sehen. Als der Polizist aus ihrem Blickfeld verschwand, sank ihr Mut.

Sie war kurz versucht, ihm eine Warnung zuzurufen. Das Problem waren - so idiotisch das auch klingen mochte - die neuen Fenster, die sie im vergangenen Jahr hatten einbauen lassen. Sie

wurden vertikal durch einen Handknauf geöffnet. Bis sie beide Schlosser geöffnet und den Knauf bedient hatte, war der Officer längst außer Sichtweite. Und was hätte sie ihm schon zurufen sollen? Welche Warnung? Was wusste sie denn schon?

Sie wartete.

Mike war zu Hause. Er saß unten im Arbeitszimmer und sah sich im Sportkanal ein Spiel der Yankees an. Es war der Abend der getrennten Freuden. Sie sahen schon lange nicht mehr gemeinsam fern. Die Art, wie er durch die Programme zappte, machte sie wahnsinnig. Außerdem hatten sie unterschiedliche Vorlieben. Aber irgendwie erschien ihr das nicht der wirkliche Grund zu sein. Sie war nicht wählerisch. Dennoch nahm Mike das Arbeitszimmer. Sie hatte das Schlafzimmer. Sie sahen allein und im Dunkeln fern. Auch hier wusste sie nicht so recht, wann es damit angefangen hatte. Die Kinder waren heute Abend nicht zu Hause - Mikes Bruder war mit ihnen im Kino -, doch selbst wenn sie alle zu Hause waren, blieben sie meist in getrennten Zimmern. Charlaine versuchte die Zeit fürs Internet-Surfen zu begrenzen, doch das war unmöglich. In ihrer Jugend hatten Freundinnen und Freunde stundenlang telefoniert. Heutzutage chatteten sie im Internet.

Das war aus ihrer Familie geworden - vier voneinander getrennt existierende Persönlichkeiten, die jeder für sich im Dunkeln saßen und nur miteinander kommunizierten, wenn es sich nicht vermeiden ließ.

Sie sah, wie Licht in Sykes' Garage aufflackerte. Durch das Fenster, das mit dem dünnen Spitzenvorhang, konnte Charlaine einen Schatten erkennen. Da war jemand. In der Garage. Warum? Es gab keinen Grund, weshalb sich der Polizist dort aufzuhalten sollte. Sie griff nach dem Telefonhörer und wählte den Polizeinotruf, während sie schon auf dem Weg zur Treppe war.

»Ich habe vor einer Weile angerufen«, eröffnete sie der Frau in der Telefonzentrale.

»Ja und?«

»Wegen eines Einbruchs im Nachbarhaus.«

»Ein Kollege ist bereits unterwegs.«

»Ja, das weiß ich. Ich habe den Streifenwagen in der Einfahrt gesehen.«

Stille. Sie kam sich wie eine Idiotin vor.

»Ich glaube, da ist was passiert.«

»Was haben Sie gesehen?«

»Ich glaube, er ist überfallen worden. Ihr Kollege. Bitte schicken Sie schnell Hilfe.«

Sie legte auf. Je länger sie sich in Erklärungen versuchte, desto dämlicher musste es sich anhören.

Das vertraute surrende Geräusch ertönte. Charlaine wusste, was es bedeutete. Es war Freddys elektrisches Garagentor. Der Mann hatte dem Polizisten etwas angetan. Und jetzt machte er sich aus dem Staub.

In diesem Moment beschloss Charlaine, etwas ausgesprochen Dummes zu tun.

Sie dachte an jene betörend schlanken Heldinnen, die mit dem vielen Stroh im Kopf, und fragte sich, ob je eine von ihnen, auch die dämlichste, je etwas so unterirdisch Dummes getan hatte. Sie bezweifelte es. Sie wusste, dass sie später, im Rückblick auf ihre Entscheidung - vorausgesetzt sie überlebte sie - lachen und vielleicht, nur vielleicht etwas mehr Achtung vor jenen Protagonistinnen haben würde, die nur mit Büstenhalter und Slip bekleidet in dunkle Häuser schlichen.

Tatsache war: Der asiatisch aussehende Mann war drauf und dran, die Flucht zu ergreifen. Er hatte Freddy verletzt. Er hatte einen Cop außer Gefecht gesetzt. Dessen war sie sicher. Bis die Polizei reagierte, war er über alle Berge. Sie würden ihn nicht finden. Es wäre zu spät.

Und wenn er entkam, was dann?

Er hatte sie gesehen. Das war ihr klar. Am Fenster. Vermutlich hatte er längst erraten, dass sie die Polizei gerufen hatte. Freddy

konnte tot sein. Der Polizist auch. Und wer war dann die einzige noch lebende Zeugin?

Charlaine.

Er würde wegen ihr zurückkommen. Soviel war sicher. Und selbst wenn er es nicht tat, selbst wenn er beschloss, sie in Ruhe zu lassen, dann würde sie bestenfalls permanent in Angst leben. Sie würde nachts nicht schlafen können. Am Tag würde sie unter den Passanten und Menschen in der Stadt nur sein Gesicht suchen. Vielleicht wollte er sich rächen. Vielleicht würde er sich an Mike oder den Kindern vergreifen ...

Das durfte sie nicht zulassen. Sie musste ihn hier und jetzt aufhalten.

Wie?

Eine Flucht zu verhindern, war ja eine nette Idee, aber bleiben wir auf dem Teppich. Was konnte sie schon tun? Ein Gewehr besaßen sie nicht. Sie konnte nicht einfach rüber laufen, ihn wie eine Raubkatze anspringen und ihm die Augen auskratzen. Nein, da musste sie sich schon was Schlaueres einfallen lassen.

Sie würde ihn verfolgen.

Oberflächlich betrachtet, musste das lächerlich erscheinen. Aber falls er entwischte, bedeutete das für sie ein Leben in Angst. Albträume, bis er gefasst war, wozu es möglicherweise nie kam. Charlaine hatte das Gesicht des Mannes gesehen. Sie hatte seine Augen gesehen. Damit konnte sie nicht leben.

Ihn zu verfolgen, ihn zu beschatten, wie das in den Fernsehfilmen hieß, war in Ordnung, wenn man die Alternativen bedachte. Sie wollte ihm mit ihrem Wagen folgen. Sie würde Abstand halten. Sie hatte ihr Handy. Also konnte sie der Polizei jederzeit sagen, wo er sich befand. Ihr Plan war es nicht, ihm lange zu folgen, nur so lange, bis die Polizei alles Weitere übernehmen konnte. Wenn sie jetzt nicht handelte, war der Asiate verschwunden, bevor die Polizei kam.

Es gab keine Alternative.

Je länger sie darüber nachdachte, desto weniger absurd kam es ihr vor. Sie hatte ein schnelles Auto. Sie würde Abstand halten. Sie konnte über ihr Handy jederzeit den Polizeinotruf wählen.

War das nicht sicherer, als ihn entkommen zu lassen?

»Charlaine?«

Es war Mike. Er stand plötzlich da, in der Küche vor der Spüle und aß Cracker mit Erdnussbutter. Sie erstarre kurz. Sein Blick erfasste sie prüfend, so wie nur er es konnte, wie nur er sie ansah. Sie fühlte sich zurückversetzt in ihre Zeit in Vanderbilt, als sie sich ineinander verliebt hatten. Die Art, wie er sie damals angesehen hatte, die Art, wie er sie jetzt ansah. Er war damals schlanker und verdammt gut aussehend gewesen. Doch der Blick, die Augen, waren dieselben geblieben.

»Was ist los?«

»Ich muss ...« Sie hielt inne und schnappte nach Luft. »Ich muss noch mal weg.«

Seine Augen. Prüfend. Sie erinnerte sich, wie sie ihn zum ersten Mal gesehen hatte, an jenem sonnigen Tag im Centennial Park in Nashville. Wohin war es mit ihnen gekommen? Mike betrachtete sie noch immer. Er sah sie noch immer an, wie kein anderer sie jemals angesehen hatte. Einen Moment war Charlaine unfähig, sich zu bewegen. Sie war den Tränen nahe. Mike ließ die Cracker in die Spüle fallen und kam auf sie zu.

»Ich fahre«, sagte Mike.

18

Grace und der berühmte Rockmusiker Jimmy X waren allein im kombinierten Arbeits- und Spielzimmer ihres Hauses. Max' Gameboy lag umgekippt auf dem Fußboden. Das Batteriefach war aufgebrochen und wurde von einem Klebeband zusammengehalten. Die Spielkassette, die wie ausgespuckt daneben lag,

trug den Titel »Super Mario 5« und wies für Graces ungeübtes Auge nicht den geringsten Unterschied zu Super Mario 1-4 auf.

Cora hatte sie allein gelassen und spielte weiter Cyberdetektiv. Jimmy hatte noch kein Wort gesprochen. Er saß einfach nur mit gesenktem Kopf da, die Unterarme auf den Oberschenkeln, und erinnerte Grace an ihre erste Begegnung im Krankenzimmer, kurz nachdem sie das Bewusstsein wiedererlangt hatte.

Er wollte offenbar, dass sie den ersten Schritt tat. Das spürte sie deutlich. Doch sie hatte ihm nichts zu sagen.

»Entschuldigen Sie, dass ich so spät komme«, sagte er.

»Dachte, Sie hätten heute ein Konzert.«

»Schon vorbei.«

»Früh«, bemerkte sie.

»Diese Konzerte sind gewöhnlich um neun zu Ende. Das wollen die Promoter so.«

»Woher wussten Sie, wo ich wohne?«

Jimmy zuckte die Achseln. »Schätze, das habe ich immer gewusst.«

»Was soll das heißen?«

Er antwortete nicht, und sie drängte ihn nicht. Einige Sekunden lang herrschte absolute Stille.

»Ich weiß nicht, wie ich anfangen soll«, bemerkte Jimmy. Dann nach kurzer Pause fügte er hinzu: »Sie hinken immer noch.«

»Schmeichelhafte Anmache«, sagte sie.

Er versuchte ein Lächeln.

»Ja, ich hinke.«

»Vom ...«

»Ja.«

»Tut mir Leid.«

»Bin noch glimpflich davongekommen.«

Ein Schatten huschte über sein Gesicht. Sein Kopf, den er endlich zu heben gewagt hatte, sackte erneut vornüber, als habe er seine Lektion gelernt.

Jimmy hatte noch immer diese typischen ausgeprägten Wangenknochen. Die berühmten blonden Locken waren verschwunden. Ob durch genetische Disposition oder durch Schere und Haarschneider, konnte sie nicht sagen. Natürlich war er älter geworden. Er hatte seine Jugend bereits hinter sich. Und sie? Konnte man das auch von ihr behaupten?

»Ich habe in jener Nacht alles verloren«, begann er. Dann hielt er inne und schüttelte den Kopf. »Nein, das stimmt so nicht. Ich will kein Mitleid.«

Sie schwieg.

»Erinnern Sie sich noch, dass ich Sie im Krankenhaus besucht habe?«

Sie nickte.

»Ich hatte jeden Zeitungsartikel gelesen. Jeden Illustriertenbericht. Ich hatte sämtliche Fernsehdokumentationen gesehen. Ich kenne die Geschichte jedes Jugendlichen, der in jener Nacht gestorben ist. Jede einzelne. Ich kenne ihre Gesichter. Wenn ich die Augen zumache, sehe ich sie noch immer vor mir.«

»Jimmy?«

Er sah wieder auf.

»Sie sollten das nicht mir erzählen. Die Kids hatten Familien.«

»Weiß ich.«

»Ich kann Ihnen keine Absolution erteilen. Das steht mir nicht zu.«

»Meinen Sie, ich sei deshalb hier?«

Grace antwortete nicht.

»Es ist nur ...« Er schüttelte den Kopf. »Keine Ahnung, warum ich hier bin. Ich habe Sie heute Abend gesehen. In der Kirche. Mir war klar, dass Sie mich erkannt haben.« Er neigte den Kopf zur Seite. »Wie haben Sie mich überhaupt gefunden?«

»Habe ich gar nicht.«

»War's der Mann in Ihrer Begleitung?«

»Carl Vespa.«

»Gütiger Himmel.« Er schloss die Augen. »Der Vater von Ryan.«

»Richtig.«

»Er hat Sie mitgenommen?«

»Ja.«

»Was will er?«

Grace überlegte. »Ich glaube, das weiß er selbst nicht.«

Jetzt war es an Jimmy, zu schweigen.

»Er glaubt, er möchte eine Entschuldigung hören.«

»Glaubt?«

»In Wirklichkeit will er seinen Sohn wieder haben.«

Die Atmosphäre wurde drückend. Grace rutschte auf ihrem Stuhl herum. Jimmy war kreidebleich.

»Ich hab's versucht, wissen Sie. Mich zu entschuldigen, meine ich. Da hat er schon Recht. Das schulde ich ihm. Zumindest das. Und ich meine nicht diesen dämlichen Fototermin mit Ihnen im Krankenhaus. Mein Manager wollte das. Ich war so mit Drogen zu, dass ich mitgemacht habe. Ich konnte kaum stehen.« Er sah sie starr an. Sein Blick hatte diese Intensität, die ihm bei MTV massenweise Fans zugetrieben hatte. »Erinnern Sie sich an Tommy Garrison?«

Sie erinnerte sich. Er war bei der Panik zu Tode getrampelt worden. Seine Eltern hießen Ed und Selma.

»Sein Bild hat mich angerührt. Ich meine, das war bei allen der Fall. Diese jungen Leben ... die hatten noch alles vor sich...« Er hielt inne, holte tief Luft und machte einen nächsten Versuch: »Aber Tommy ... er hat wie mein kleiner Bruder ausgesehen. Ich habe ihn nicht aus dem Kopf gekriegt. Also habe ich seine Familie besucht. Ich wollte mich bei den Eltern entschuldigen ...« Er verstummte erneut.

»Was ist passiert?«

»Ich bin hingefahren. Wir saßen an ihrem Küchentisch. Ich habe die Ellbogen aufgestützt und der Tisch hat gewackelt. Der

Linoleumfußboden war stellenweise aufgeworfen. Die Tapete, diese schreckliche gelbe Blumentapete, löste sich teilweise von den Wänden. Tommy war ihr einziges Kind gewesen. Ich habe ihr Leben gesehen, habe in ihre leeren Gesichter gesehen ... Ich konnte es nicht ertragen.«

Sie sagte nichts.

»Danach bin ich geflüchtet.«

»Jimmy?«

Er sah sie an.

»Wo sind Sie gewesen?«

»An vielen Orten.«

»Warum?«

»Warum was?«

»Warum haben Sie alles aufgegeben?«

Er zuckte die Schultern. »So viel war da ehrlich gesagt nicht aufzugeben. Das Musikgeschäft ... ich will nicht ins Detail gehen. Sagen wir, so viel Geld war für mich da noch nicht drin. Ich war neu. Es dauert eine Weile, bis man das große Geld verdient. War mir alles egal. Ich wollte nur fort.«

»Und wohin ging die Reise?«

»Zuerst nach Alaska. Habe Fische ausgenommen. Man glaubt es kaum. Ungefähr ein Jahr lang. Dann bin ich herumgereist, habe mit mehreren kleineren Bands gespielt. In Seattle bin ich auf eine Gruppe von Alt-Hippies gestoßen. Die haben den Mitgliedern von *Weather Underground* falsche Pässe angefertigt und so. Auch mir haben sie neue Papiere verschafft. Später bin ich eine Weile mit einer Band in einem Casino von Atlantik City aufgetreten. Im Tropicana. Ich habe mir die Haare gefärbt. Habe nur Schlagzeug gespielt. Niemand hat mich erkannt. Und wer mich erkannt hat, dem war's egal.«

»Waren Sie glücklich?«

»Wollen Sie die Wahrheit hören? War ich nicht. Ich wollte zurückkommen. Ich wollte was wieder gutmachen und dann wieder

verschwinden. Aber je länger ich fortgeblieben bin, desto schwieriger wurde es. Und desto mehr habe ich es mir gewünscht. Ein Teufelskreis. Und dann habe ich Madison kennen gelernt.«

»Die Leadsängerin von *Rapture*?«

»Richtig. Madison. Nicht zu fassen, dass jemand so heißt. Ist ziemlich in, der Name. Erinnern Sie sich an den Film *Splash*? Mit Tom Hanks und dieser ...«

»Deryl Hannah«, ergänzte Grace automatisch.

»Richtig. Die blonde Meerjungfrau. Da ist doch die Szene, in der Tom Hanks ihr einen Namen zu geben versucht. Er zählt alle möglichen auf. Jennifer oder Stephanie, und dann kommen sie an der Madison Avenue vorbei, und sie will plötzlich Madison heißen. Ist ein großer Lacher im Film. Eine Frau namens Madison! Und jetzt ist er tierisch in Mode.«

Grace ließ das unkommentiert.

»Na, jedenfalls kommt sie aus einem Nest in Minnesota. Ist mit fünfzehn nach New York durchgebrannt und schließlich ohne Kohle und obdachlos in Atlantic City gestrandet. Dort kam sie in ein Heim für obdachlose Jugendliche. Sie hat Jesus für sich entdeckt. Die übliche Masche. Man tauscht die eine Sucht gegen die andere. Und sie hat zu singen angefangen. Sie hat eine Stimme wie ein Janis-Joplin-Engel.«

»Weiß sie, wer Sie sind?«

»Nein. Wie Shania ihren Mutt Lange im Hintergrund hat, so hatte ich mir das mit Madison vorgestellt. Ich arbeite gern mit ihr. Ich mag ihre Musik. Allerdings wollte ich erst nicht mehr ins Rampenlicht. Jedenfalls bilde ich mir das ein. Madison ist schrecklich schüchtern. Ohne mich will sie nicht auf die Bühne. Irgendwann wird sie's packen. Aber bis es so weit ist, dachte ich, sei das Schlagzeug eine gute Tarnung.«

Er zuckte die Schultern, versuchte ein Lächeln. Ein Hauch seiner alten, faszinierenden Ausstrahlung war noch ansatzweise zu spüren. »Schätze, das war ein Irrtum.«

Einen Moment sprach keiner ein Wort.

»Ich versteh's immer noch nicht«, brach Grace das Schweigen.

Er sah sie an.

»Wie gesagt, es steht mir nicht zu, Ihnen Absolution zu erteilen. Aber Fakt ist doch, dass Sie damals an jenem Abend keinen Schuss abgegeben haben.«

Jimmy rührte sich nicht.

»Die *The Who* zum Beispiel. Bei ihrem Konzert in Cincinnati ist doch auch Panik ausgebrochen. Ohne größere Folgen. Und die *Stones* ... als dieser Hell's Angel bei einem ihrer Konzerte einen Jungen umgebracht hat ... und die treten immer noch auf. Ich verstehe, dass eine Pause von ein bis zwei Jahren angebracht war, aber ...«

Jimmy sah zur Seite. »Ich sollte jetzt gehen.«

Er stand auf.

»Wollen Sie wieder untertauchen?«, fragte sie.

Er zögerte. Dann griff er in die Tasche. Er zog eine Karte heraus und reichte sie ihr. Auf ihr stand eine Kombination aus 10 Zahlen. Das war alles. »Ich habe keine Adresse, kein Zuhause. Nur ein Handy.«

Er drehte sich um und ging zur Tür. Grace folgte ihm nicht. Unter normalen Umständen hätte sie ihn vielleicht bedrängt, aber letztendlich war sein Besuch nur ein bedeutungsloses Ereignis am Rande. Ihre Vergangenheit übte eine seltsame Faszination auf andere aus. Das war alles. Besonders jetzt.

»Passen Sie auf sich auf, Grace.«

»Sie auch, Jimmy.«

Sie blieb im Zimmer zurück, fühlte, wie sich Erschöpfung schwer auf ihren Schultern legte, und fragte sich, wo Jack wohl in diesem Moment sein mochte.

Es war tatsächlich Mike, der sich ans Steuer setzte. Der asiatisch aussehende Mann hatte fast eine Minute Vorsprung, doch das nützte ihm nichts in ihrem verwinkelten Wohnviertel mit seinen Sackgassen, einzeln stehenden Häusern und bewaldeten Grundstücken - diesem wunderbar unübersichtlichen Vorstadtbrei -, denn es gab nur eine richtige Zufahrt und nur eine Ausfahrt.

In diesem Viertel von Ho-Ho-Kus führen alle Straßen auf die Hollywood Avenue.

Charlaine klärte Mike in knappen Worten auf. Sie erzählte ihm das meiste - wie sie aus dem Fenster gesehen, den Mann entdeckt hatte und misstrauisch geworden war. Mike hörte zu, ohne sie zu unterbrechen. Ihre Geschichte hatte Schwachstellen groß wie Falltüren. Sie ließ zum Beispiel aus, weshalb sie aus dem Fenster gesehen hatte. Mike mussten die Lücken aufgefallen sein, doch er ließ sie vorerst unkommentiert.

Charlaine musterte prüfend sein Profil und fühlte sich erneut an ihre erste Begegnung erinnert. Sie war damals im ersten Semester an der Vanderbilt University gewesen. In Nashville gab es nicht weit vom Campus einen Park mit einer Nachbildung des Parthenon Tempels von Athen. Ursprünglich 1897 für die Ausstellung zur Hundertjahrfeier von Nashville erbaut, galt sie bald als die realistischste Kopie des berühmten Tempels auf der Akropolis.

Und genau dort hatte Charlaine, gerade achtzehn Jahre alt, an einem warmen Herbsttag gesessen, den Blick bewundernd auf das Gebäude gerichtet in dem Versuch, sich das Leben und Treiben im alten Athen vorzustellen, als eine Stimme gesagt hatte: »Haut nicht hin, oder?«

Sie drehte sich um. Mike hatte die Hände in den Hosentaschen vergraben. Er sah wahnsinnig gut aus. »Wie bitte?«

Er kam einen Schritt näher, den Anflug eines Lächelns auf den Lippen, und strahlte ein Selbstbewusstsein aus, das sie sofort faszinierte. Mike machte eine Kopfbewegung in Richtung des riesigen Tempels. »Ist ein genaues Abbild, heißt es. Du schaust es

an und siehst, was sie gesehen haben, die großen Philosophen wie Plato und Sokrates. Aber Mann ...«, er hielt inne und zuckte mit den Schultern. »Soll es das gewesen sein?«

Sie lächelte. Sie sah, wie seine Augen groß wurden und wusste, dass ihr Lächeln seine Wirkung nicht verfehlt hatte. »Es überlässt nichts der Phantasie«, sagte sie.

Mike neigte den Kopf leicht zur Seite. »Wie meinst du das?«

»Man sieht die Ruinen des echten Parthenon und versucht sich vorzustellen, wie es ausgesehen haben mag. Aber die Wirklichkeit, wie das da, kann niemals die eigene Phantasie ersetzen.«

Mike nickte bedächtig.

»Du meinst nicht?«

»Ich hatte eine andere Theorie«, entgegnete er.

»Würde ich gern hören.«

Er kam näher und ging in die Hocke. »Es hat keine Seele.«

Jetzt war sie an der Reihe, fragend dreinzuschauen.

»Die Geschichte fehlt. Die Menschen in der Kleidung jener Zeit, die durch das Gebäude wandeln. Die Jahre, das Blut, die Toten, der Schweiß aus dem Jahr vierhundert vor Christus. In diesem Ding da hat Sokrates nie eine Rede gehalten. Plato hat vor seinem Eingang nie diskutiert. Nachbildungen haben keine Ge-spenster. Sie sind nichts als seelenlose Hüllen.«

Die junge Charlaine lächelte erneut. »Benutzt du diese Anma-che bei allen Mädchen?«

»Sie ist brandneu. Teste sie gerade aus. Ist sie brauchbar?«

Sie drehte die Hand hin und her. »Geht so.«

Seit jenem Tag war Charlaine mit keinem anderen Mann mehr zusammen gewesen. Jahrelang waren sie an ihrem Hochzeitstag zum falschen Parthenon gekommen. Dieses Jahr hatten sie es zum ersten Mal ausgelassen.

»Da ist er«, sagte Mike.

Der Ford Windstar fuhr auf der Hollywood Avenue in westlicher Richtung zur Route 17. Charlaine wählte auf ihrem Handy

den Polizeinotruf. Die Polizistin in der Zentrale nahm sie endlich ernst.

»Wir haben keinen Funkkontakt mehr zu unserem Kollegen am Tatort«, gestand sie.

»Er fährt jetzt in Richtung Route 17. Wir sind südlich der Auffahrt an der Hollywood Avenue«, beschrieb Charlaine. »Er fährt einen Ford Windstar.«

»Kennzeichen?«

»Kann ich nicht erkennen.«

»Wir schicken einen Streifenwagen hinter dem Ford Windstar her und einen zum Haus. Sie können Ihre Verfolgung jetzt abbrechen.«

Sie ließ das Handy kurz sinken. »Mike?«

»Ist schon in Ordnung«, sagte er.

Sie lehnte sich zurück und dachte an ihr Haus, an Gespenster und seelenlose Hüllen.

*

Eric Wu war nicht leicht zu überraschen.

Doch als er sah, dass die Frau von nebenan und der Mann, den er für ihren Ehemann hielt, ihm folgten - fühlte er sich völlig überrumpelt. Er wusste nicht, wie er damit umgehen sollte.

Diese Frau!

Sie hatte ihn reingelegt. Sie verfolgte ihn. Sie hatte die Polizei gerufen. Die hatten einen Beamten geschickt. Und in diesem Moment war ihm klar, dass sie wieder dort anrufen würde.

Wu hatte damit gerechnet, einen erheblichen Vorsprung gewinnen zu können, bevor die Polizei auf ihren Anruf reagierte. Bei der Fahndung nach Autos war die Polizei nicht allmächtig. Man denke nur an die Heckenschützen von Washington vor einigen Jahren. Hunderte von Polizisten waren im Einsatz gewesen. Sie hatten überall Straßensperren aufgebaut. Und dennoch

waren sie während eines peinlich langen Zeitraums nicht in der Lage gewesen, zwei Amateure zu schnappen.

Mit einem guten Vorsprung, so hatte Wu sich ausgerechnet, konnte er sich in Sicherheit bringen.

Aber jetzt hatte er ein Problem.

Schon wieder diese Frau.

Diese Frau und ihr Mann verfolgten ihn. Sie konnten der Polizei beschreiben, wohin er fuhr, welche Straße er nahm, in welche Richtung er abbog. Auf diese Weise hatte er keine Chance, einen Vorsprung zu gewinnen.

Schlussfolgerung: Wu musste sie stoppen.

Vor ihm tauchte der Hinweis auf das Parkgelände des Paramus Einkaufszentrums auf. Er bog auf den Zubringer ein, der in einer Schleife auf einer Überführung über den Highway führte. Die Frau und ihr Mann folgten ihm. Es war spät am Abend. Die Geschäfte hatten geschlossen. Der Parkplatz war leer. Die Frau und der Mann hielten Abstand.

Das passte.

Es war höchste Zeit. Jetzt mussten sie aus der Deckung kommen.

Wu hatte eine Waffe, eine Walther PPK. Er benutzte sie ungern. Nicht, dass er ängstlich gewesen wäre. Doch Wu arbeitete lieber mit seinen Händen. Die hatte er hundertprozentig unter Kontrolle. Sie waren ein Teil von ihm. Mit einer Waffe musste man zwangsläufig einer fremden Mechanik vertrauen, auf die man keinen Einfluss hatte. Das mochte Wu nicht.

Aber er wusste, wann man eine Waffe brauchte.

Er hielt den Wagen an. Er vergewisserte sich, dass die Pistole geladen war. Seine Autotür war nicht verriegelt. Er drückte die Klinke hinunter, stieg aus und brachte die Waffe in Anschlag.

»Was zum Teufel macht der Kerl?«, fragte Mike.

Charlaine beobachtete, wie der Ford Windstar auf den Parkplatz des Einkaufszentrums fuhr. Der war wie leer gefegt, aber hell erleuchtet, eingetaucht in den Schein der Neonreklamen des Einkaufszentrums. Im Hintergrund erkannte sie Sears, das Büromöbel Depot und Sports Authority.

Der Ford Windstar parkte.

»Bleib zurück«, sagte sie.

»Wir sitzen in einem Auto mit Zentralverriegelung«, entgegnete Mike. »Was soll da schon passieren?«

Der Asiate bewegte sich mit geschmeidiger Eleganz und gleichzeitig so zielgerichtet, als habe er jede Bewegung im Voraus geplant. Es war ein geradezu göttliches Zusammenspiel von Muskeln und Gliedmaßen, das sich dem Betrachter bot:. Plötzlich blieb er regungslos neben seinem Wagen stehen. Sein Arm schnellte vor, während sein übriger Körper wie losgelöst von dieser Bewegung in seiner Stellung verharrte, so dass man beinahe an eine optische Täuschung glaubte.

Und dann barst die Windschutzscheibe ihres Wagens.

Das Krachen explodierte wie aus heiterem Himmel und mit ohrenbetäubender Wucht. Charlaine schrie. Etwas klatschte ihr ins Gesicht. Es fühlte sich feucht und klebrig an. Der Geruch von Bleihing in der Luft. Charlaine duckte sich instinktiv. Es regnete Splitter von der Windschutzscheibe auf sie herab. Etwas Schweres fiel gegen sie und stieß sie vom Sitz.

Es war Mike.

Sie schrie zum zweiten Mal laut auf. In ihren Schrei mischte sich das Krachen des nächsten Schusses. Sie dachte nur noch daran, sich zu befreien, der Enge des Autos zu entkommen, sich und Mike in Sicherheit zu bringen. Mike bewegte sich nicht. Sie schob ihn zur Seite und riskierte es, den Kopf zu heben.

Die nächste Kugel pfiff dicht an ihr vorbei.

Sie hatte keine Ahnung, wo die Kugel einschlug. Sie duckte sich

sofort wieder. In ihren Ohren schrillte ein hoher Pfeifton. Wenige Sekunden vergingen. Charlaine riskierte erneut einen Blick.

Der Mann kam auf sie zu.

Was jetzt?

Flucht. Das war ihr einziger Gedanke.

Aber wie?

Sie legte den Rückwärtsgang ein. Mikes Fuß stand noch auf der Bremse. Sie duckte sich tiefer. Sie streckte die Hand aus, ergriff den schlaffen Fuß und schob ihn von der Bremse. In den Fußraum gezwängt, gelang es ihr, eine Handfläche auf das Gaspedal zu legen. Sie drückte es mit aller Kraft nach unten. Der Wagen schoss rückwärts. Sie konnte sich nicht bewegen. Sie hatte keine Ahnung, wohin die Reise ging.

Aber sie fuhren.

Sie hielt das Gaspedal gedrückt. Der Wagen holperte über ein Hindernis. Vermutlich die Bürgersteigkante. Ihr Kopf schlug gegen die Lenksäule. Mit den Schulterblättern versuchte sie, das Lenkrad stabil zu halten, während sie eine Hand weiterhin auf das Gaspedal stemmte. Der Wagen ächzte und schwankte, als er in eine Vertiefung krachte. Charlaine hielt durch. Dann schien die Asphaltfläche ebener zu werden. Doch Erleichterung wollte sich nicht einstellen. Dröhnendes Hupen drang an Charlaines Ohr, Reifen und Bremsen quietschten. Es folgte das bedrohliche Schleif- und Schlingergeräusch schleudernder Autos.

Es gab einen Aufprall, Metall klimperte und wenige Sekunden später war nur noch Dunkelheit.

19

Die Farbe war aus Officer Daleys Gesicht gewichen.

Perlmutter richtete sich auf. »Was gibt's?«

Daley starnte auf das Blatt Papier in seiner Hand, als könne es

sich jeden Moment in Luft auflösen. »Ergibt irgendwie keinen Sinn, Cap.«

Als junger Polizist hatte Captain Perlmutter Nachtschichten gehasst. Die Stille und die Einsamkeit hatten ihn fertig gemacht. Er war in einer großen Familie mit sieben Kindern aufgewachsen, und er liebte den Trubel. Er und seine Frau Marion hatten sich ebenfalls eine große Familie gewünscht. Er hatte sich alles schon genau vorgestellt - die Grillfeste, die Wochenenden, an denen er das eine oder andere Kind trainierte, die Elternabende, die Familienfilme am Freitagabend, die Sommerabende auf der Veranda - eben das Leben, das er in Brooklyn gekannt hatte, nur in einem größeren Haus in einem Vorort.

Seine Großmutter hatte die Angewohnheit gehabt, unaufhörlich jiddische Sprichworte zu zitieren. Einer von Perlmutters Lieblingssprüchen war »Der Mensch denkt, Gott lenkt«. Marion, die einzige Frau, die er je geliebt hatte, starb völlig unerwartet mit einunddreißig an einer Embolie. Sie war in der Küche gewesen und hatte Sammy, ihrem einzigen Kind, ein Sandwich gemacht. Sie war sofort tot gewesen.

Im Grunde hatte Perlmutter an jenem Tag ebenfalls aufgehört zu existieren. Er tat, was er konnte, um Sammy großzuziehen, doch in Wirklichkeit war er nicht mit Herz und Verstand bei der Sache. Er liebte den Jungen, er liebte seinen Job, aber gelebt hatte er für Marion. Sein Bezirk und seine Arbeit waren sein einziger Trost. Zu Hause mit Sammy fühlte er sich immer nur an Marion und an alles, was sie nie mehr haben würden, erinnert. Hier, allein im Dienst, konnte er beinahe vergessen.

Das alles war lange her. Sammy besuchte inzwischen das College. Er war ein guter Junge geworden, trotz der Distanziertheit seines Vaters.

Perlmutter machte Daley ein Zeichen, sich zu setzen. »Also, was ist los?«

»Diese Frau. Grace Lawson.«

»Aha«, sagte Perlmutter.

»Wieso >Aha<?«

»Musste gerade auch an sie denken.«

»Beschäftigt dich die Sache, Captain?«

»Volltreffer.«

»Dachte, es ginge nur mir so.«

Perlmutter wippte mit seinem Stuhl zurück. »Weißt du, wer sie ist?«

»Mrs. Lawson?«

»Ja.«

»Sie ist Künstlerin.«

»Mehr noch. Hast du gemerkt, dass sie hinkt?«

»Ja.«

»Sie ist eine verheiratete Lawson. Ihr Mädchenname war Grace Sharpe.«

Daley sah ihn ausdruckslos an.

»Jemals was vom Massaker von Boston gehört?«

»Moment mal! Meinst du die schreckliche Geschichte von dem Rockkonzert, bei dem Panik ausgebrochen war?«

»Ja. Gab eine Menge Tote.«

»Und sie ist dabei gewesen?«

Perlmutter nickte. »Wurde auch schwer verletzt. Lag eine Weile im Koma. Die Presse hat sich um sie gerissen.«

»Wie lange ist das her?«

»Na so 15, 16 Jahre.«

»Aber du erinnerst dich noch?«

»War lange in den Schlagzeilen. Außerdem war ich ein großer Fan der Jimmy-X-Band.«

Daley schien überrascht. »Du?«

»Mann, ich war nicht immer ein alter Knacker.«

»Habe die CD von denen gehört. War verdammt gut. Im Radio ist >Pale Ink< noch immer ein Dauerbrenner.«

»Einer der besten Songs aller Zeiten.«

Marion hatte die Jimmy-X-Band geliebt. Perlmutter erinnerte sich, dass »Pale Ink« ständig aus ihrem Walkman gedröhnt hatte. Bei geschlossenen Augen hatten ihre Lippen den Text geformt, wenn sie lautlos mitgesungen hatte. Er blinzelte, um das Bild zu vertreiben.

»Was ist aus der Band geworden?«

»Das Massaker hat sie zerstört. Die Band hat sich aufgelöst. Jimmy X - weiß gar nicht mehr, wie der richtig hieß -, der Band-leader, hatte alle Songs geschrieben. Er ist einfach von der Bild-fläche verschwunden.« Perlmutter deutete auf das Blatt Papier in Daleys Hand. »Und was ist damit?«

»Darüber wollte ich mit dir reden.«

»Hat es was mit dem Fall Lawson zu tun?«

»Weiß ich nicht.« Dann: »Ja, kann schon sein.«

Perlmutter verschränkte die Hände im Nacken. »Nun rede endlich!«

»DiBartola hat am frühen Abend einen Anruf entgegengenommen«, begann Daley. »Wieder eine Vermisstenanzeige. Und wieder ein Ehemann.«

»Irgendwelche Ähnlichkeiten mit Lawson?«

»Nein. Jedenfalls nicht auf den ersten Blick. Der Typ war nur ein Ex. Und ein unbeschriebenes Blatt ist er auch nicht.«

»Vorbestraft?«

»Hat wegen Körperverletzung gesessen.«

»Name?«

»Rocky Conwell.«

»Rocky? Bist du sicher?«

»Klar. Steht jedenfalls in seiner Geburtsurkunde.«

»Eltern!« Perlmutter zog eine Grimasse. »Warte! Der Name sagt mir was.«

»Hat eine kurze Zeit in der Profi-Liga gespielt.«

Perlmutter bemühte sein Erinnerungsvermögen und zuckte die Achseln. »Also, was ist passiert?«

»Wie gesagt, der Fall liegt eindeutiger als die Sache mit Lawson. Dieser Rocky sollte heute Morgen seine Exfrau zum Einkauf abholen. Ich meine, das besagt eigentlich nichts. Gar nichts. Aber DiBartola hat die Frau gesehen - sie heißt Lorraine - und die ist ein Superweib. Sie kennen DiBartola.«

»Diese Sau«, sagte Perlmutter nickend. »Gehört in die Top-Ten bei AP und UPI.«

»Richtig. Hat sich redlich bemüht, sie aufzuheitern. Die beiden leben getrennt. Da macht er sich natürlich Hoffnungen. Könnte ja was für ihn abfallen vom Kuchen.«

»Ganz der Profi.« Perlmutter runzelte die Stirn. »Weiter.«

»Tja, und jetzt wird's verrückt.« Daley leckte sich die Lippen. »DiBartola tut das Naheliegendste. Er kontrolliert, ob die Mautkarte des Mannes irgendwo registriert worden ist.«

»Genau das, was du auch gemacht hast?«

»Ja, und komischerweise mit demselben Ergebnis.«

»Inwiefern?«

»Er landet einen Volltreffer.« Daley machte einen Schritt ins Zimmer. »Rocky Conwell hat die Mautstelle an der Ausfahrt 16 auf dem New York Thruway passiert. Und zwar exakt um 10 Uhr 26 gestern Abend.«

Perlmutter sah ihn an.

»Ganz recht. Selbe Zeit. Selber Ort. Wie bei Jack Lawson.«

Perlmutter las den Bericht. »Bist du sicher? DiBartola hat nicht zufällig die gleiche Kartensummer überprüft, oder?«

»Hab mich zweimal vergewissert. Irrtum ausgeschlossen. Conwell und Lawson haben zur selben Zeit dieselbe Mautstelle passiert. Sie müssen zusammen gewesen sein.«

Perlmutter überlegte und schüttelte den Kopf. »Kann nicht sein.«

Daley schien verwirrt. »Hältst du das für Zufall?«

»Zwei verschiedene Autos, die zur gleichen Zeit die Mautstelle passieren? Unwahrscheinlich.«

»Was schließt du daraus?«

»Bin nicht sicher«, sagte Perlmutter. »Möglich, dass die beiden zusammen durchgebrannt sind. Oder Conwell Lawson gekidnappt hat. Oder Lawson Conwell. Wie auch immer. In diesem Fall hätten sie in ein und demselben Wagen gesessen. Und in diesem Fall hätten sie eine Mautkarte benutzt und nicht zwei.«

»Stimmt. Einverstanden.«

»Sie sind also in zwei Autos gefahren. Aber das kapier ich nicht. Die beiden Männer passieren in unterschiedlichen Autos die Mautstelle zur gleichen Zeit. Und beide werden seither vermisst.«

»Mit dem Unterschied, dass Lawson seine Frau angerufen hat«, fügte Daley hinzu. »Er brauchte Abstand, erinnerst du dich?«

Beide dachten darüber nach.

»Soll ich Mrs. Lawson anrufen?«, sagte Daley. »Fragen, ob sie diesen Conwell kennt?«

Perlmutter zupfte an seiner Unterlippe und überlegte. »Noch nicht. Ist schon spät. Sie hat Kinder.«

»Also, was machen wir?«

»Wir überprüfen das. Reden wir zuerst mit Rocky Conwells Exfrau. Mal sehen, ob wir eine Verbindung zwischen Conwell und Lawson ausgraben können. Wir schreiben seinen Wagen zur Fahndung aus. Vielleicht landen wir ja einen Treffer.«

Das Telefon klingelte. Daley hatte Telefondienst. Er hob den Hörer ab, hörte zu und wandte sich dann Perlmutter zu.

»Wer war das?«

»Phil vom Revier drüben in Ho-Ho-Kus.«

»Was ist los?«

»Sie glauben, es hat einen Officer erwischt. Brauchen unsere Hilfe.«

Beatrice Smith war dreiundfünfzig und Witwe.

Eric Wu saß wieder im Ford Windstar. Er nahm die Ridgewood Avenue bis zum Garden State Parkway in nördlicher Richtung. Dann wandte er sich auf der Interstate 287 nach Westen in Richtung der Tappan Zee Bridge. Bei Armonk in New York verließ er die Interstate. Danach fuhr er nur noch auf Nebenstraßen weiter. Er kannte den Weg genau. Zugegeben, er hatte Fehler gemacht. Aber auf das Netz, das er gespannt hatte, war Verlass.

Zu seinen Sicherheitsvorkehrungen gehörte es, immer ein Ausweich Quartier in der Hinterhand zu haben.

Beatrice Smith' Ehemann war ein bekannter Kardiologe und eine Zeit lang sogar Bürgermeister der Stadt gewesen. Sie hatten einen großen Freundeskreis gehabt, der jedoch ausschließlich aus Ehepaaren bestanden hatte. Als Maury - das war der Name ihres Mannes gewesen - plötzlich einem Herzinfarkt erlag, waren ihr die Freunde für ein, zwei Monate erhalten geblieben, dann hatten sie sich nach und nach von ihr zurückgezogen. Ihr einziges Kind, ein Sohn, Arzt wie der Vater, lebte mit Frau und drei Kindern in San Diego. Sie hatte das Haus, das sie mit Maury geteilt hatte, behalten, aber es war groß und leer. Sie spielte mit dem Gedanken, es zu verkaufen und nach Manhattan zu ziehen, doch die derzeit hohen Wohnungspreise schreckten sie ab. Und sie hatte Angst. Armonk war alles, was sie kannte. Würde sie nicht vom Regen in die Traufe kommen?

All das hatte sie online dem fiktiven Kurt McFaddon anvertraut, einem Witwer aus Philadelphia, der ebenfalls einen Umzug nach New York City erwog. Wu bog in ihre Straße ein und fuhr langsamer. Die Gegend war ruhig, mit hohem Baumbestand und sehr privat. Es war spät. Eine vorgetäuschte Lieferung würde um diese Uhrzeit nicht ziehen. Für ein raffinierteres Vorgehen

sah er keine Notwendigkeit. Außerdem fehlte ihm die Zeit. Wu sah keine Möglichkeit, das Leben seiner Gastgeberin zu schonen.

Es gab nichts, das Beatrice Smith irgendwie mit Freddy Sykes in Verbindung hätte bringen können.

Kurzum, Beatrice Smith würde nie gefunden werden. Niemals.

Wu stellte den Wagen ab, zog die Handschuhe an - keine Fingerabdrücke dieses Mal - und ging auf das Haus zu.

21

Um fünf Uhr morgens warf sich Grace einen Bademantel über - Jacks Bademantel - und ging hinunter. Sie trug immer Jacks Sachen. Er forderte liebevoll Reizwäsche, doch sie zog seine Pyjamaoberteile vor. »Na, was sagst du?«, pflegte sie zu fragen und drehte sich nur mit der Jacke bekleidet vor ihm im Kreis. »Nicht schlecht«, pflegte er zu antworten. »Aber warum versuchst du's nicht mal nur mit dem Unterteil? Wäre der Hit!« Bei diesen Gedanken schüttelte sie den Kopf und betrat das Computerzimmer.

Als Erstes überprüfte Grace die Eingänge unter der E-Mail-Adresse, die Cora und sie für die Antworten ihrer Spam-Post mit dem Foto benutzten. Was sie erwartete, war eine Überraschung.

Keine Antwort.

Keine einzige.

Wie konnte das sein? Es war denkbar, dass niemand die Frau auf dem Foto erkannt hatte. Darauf war sie vorbereitet gewesen. Aber mittlerweile hatten sie hunderttausend E-Mails verschickt. Selbst bei Spam-Blocks und dergleichen müsste doch zumindest irgendjemand mit unflätigen Beschimpfungen reagiert haben, jemand, der alle Zeit der Welt hatte, jemand, der die Nase voll hatte von dieser Spam-Schwemme und seinem Ärger Luft machen musste.

Irgendjemand!

Und keine einzige Antwort.

Was sollte sie davon halten?

Im Haus war es still. Emma und Max schliefen noch. Genau wie Cora. Cora lag schnarchend auf dem Rücken, den Mund leicht geöffnet.

Sie mussten die Taktik ändern.

Sie wusste, dass Bob Dodd, der ermordete Reporter, inzwischen ihre beste, wenn nicht sogar einzige, aber zugegebenermaßen äußerst vage Spur war. Sie besaß von ihm weder eine Telefonnummer, noch kannte sie seine Angehörigen oder seine Adresse. Immerhin war Dodd Mitarbeiter einer größeren Zeitung, der *New Hampshire Post* gewesen. Sie beschloss, dort anzufangen.

Zeitungsredaktionen sind rund um die Uhr besetzt. Zumindest ging Grace davon aus. Schließlich musste jemand für den Fall, dass die große Story ins Haus flatterte, in der Telefonzentrale sein. Davon abgesehen hoffte sie, dass um fünf Uhr morgens ein Reporter schon aus Langeweile mit ihr reden würde. Sie griff nach dem Telefondisplay.

Grace wusste nicht recht, wie sie anfangen sollte. Sie überlegte sich mehrere Vorgehensweisen. Zum Beispiel konnte sie sich als eine Reporterin ausgeben, die an einer Story arbeitete, und um kollegiale Unterstützung bitten. Allerdings war sie nicht sicher, den unter Journalisten üblichen Ton treffen zu können.

Schließlich entschied sie sich dafür, so weit wie möglich bei der Wahrheit zu bleiben.

Sie drückte die Taste, mit der sie ihre Rufnummer beim Empfänger unterdrücken konnte. Die Zeitung hatte eine kostenlose Servicenummer. Grace nutzte sie nicht. Bei diesen Nummern konnte man die eigene Nummer nicht unterdrücken. Eine weitere scheinbar unnütze Information, die sie sich wie die über Daryl Hannah in *Splash* und Esparanza Diaz Pseudonym Little Pocahontas irgendwann einmal gemerkt hatte und die sie in Jacks Worten zur »Hohen Priesterin nutzloser Fakten« machte.

Die ersten beiden Anrufe bei der Zeitung waren erfolglos. Der

Reporter der Nachrichtenabteilung hatte keine Zeit und außerdem Bob Dodd kaum gekannt. Die Frau von der Lokalredaktion klang sehr jung, gestand, Berufsanfängerin zu sein und Bob Dodd ebenfalls nicht gekannt zu haben.

Grace prüfte noch einmal die E-Mail-Eingänge. Immer noch nichts.

»Mommy!«

Es war Max.

»Mommy, komm schnell!«

Grace hastete die Treppe hinauf.

»Was gibt's, Liebling?«

Max saß in seinem Bett und deutete auf seinen Fuß. »Mein Zeh wächst viel zu schnell.«

»Dein Zeh?«

»Ja, schau doch!«

Sie trat ans Bett und setzte sich.

»Siehst du?«

»Was soll ich sehen, Liebling?«

»Mein zweiter Zeh«, begann er. »Er ist länger als der große Zeh. Er wächst zu schnell.«

Grace lächelte. »Das ist normal, mein Liebling.«

»Wirklich?«

»Bei vielen Menschen ist der zweite Zeh länger als der große Zeh. Zum Beispiel bei deinem Daddy.«

»Glaube ich nicht.«

»Musst du aber. Sein zweiter Zeh ist länger als der große.«

Das schien ihn zu beruhigen. Grace fühlte einen Stich in der Herzgegend. »Möchtest du die *Wiggles* ansehen?«, fragte sie.

»Das ist doch eine Sendung für Babys.«

»Dann schauen wir mal, was es im Disneyclub gibt, einverstanden?«

Es gab *Rolie Polie Olie*, und Max machte es sich auf der Couch bequem. Er liebte es, die Polster als Decke zu benutzen, und rich-

tete damit stets ein Chaos an. Grace war das jetzt gleichgültig. Sie rief erneut bei der *New Hampshire Post* an. Diesmal ließ sie sich mit dem Feuilleton verbinden.

Es meldete sich ein Mann mit einer Stimme wie Sandpapier.
»Was gibt's?«

»Guten Morgen«, sagte Grace übertrieben fröhlich und grinste dämlich in den Hörer.

Der Mann knurrte ungehalten.

»Ich versuche Informationen über Bob Dodd zu bekommen.«

»Mit wem spreche ich?«

»Das möchte ich lieber nicht sagen.«

»Machen Sie Witze? Hör mal, Schätzchen, ich leg jetzt gleich auf...«

»Warten Sie. Ich kann nicht ins Detail gehen, aber wenn es ein Knaller wird ...«

»Knaller? Sagten Sie gerade Knaller?«

»Ja.«

Der Mann lachte krächzend. »Halten Sie mich für den Pawlowschen Hund oder so was? Sie werfen mir den Knaller hin und mir tropft der Speichel aus dem Mund?«

»Ich brauche nur Informationen über Bob Dodd.«

»Warum?«

»Weil mein Mann verschwunden ist. Und ich glaube, das hat was mit dem Mord zu tun.«

Am anderen Ende war es kurz still. »Sie nehmen mich auf den Arm, oder?«

»Nein«, sagte Grace. »Hören Sie, ich muss jemand finden, der Bob Dodd gekannt hat.«

Die Stimme wurde freundlicher. »Ich habe ihn gekannt.«

»Gut gekannt?«

»Gut genug. Was wollen Sie wissen?«

»Haben Sie eine Ahnung, woran er vor seinem Tod gearbeitet hat?«

»Hören Sie, Lady. Wissen Sie was über den Mord? Wenn ja, vergessen Sie den Quatsch mit dem Knaller und rufen Sie die Polizei an.«

»So ist es nicht.«

»Wie ist es dann?«

»Ich habe alte Telefonrechnungen durchgesehen. Mein Mann hat kurz vor dem Mord mit Bob Dodd telefoniert.«

»Und wer ist Ihr Mann?«

»Das sage ich nicht. Vielleicht ist es ja auch nur ein Zufall.«

»Sagten Sie nicht, dass Ihr Mann verschwunden ist?«

»Ja.«

»Und Sie machen sich solche Sorgen, dass Sie diesen alten Anruf zurückverfolgen?«

»Ich habe nichts anderes«, gestand Grace.

Am anderen Ende war es still. »Da müssen Sie schon mit was Besserem aufwarten.«

»Ich glaube nicht, dass ich das kann.«

Schweigen.

»Was soll's. Ich weiß gar nichts. Bob hat sich mir nicht anvertraut.«

»Wem könnte er sich anvertraut haben?«

»Versuchen Sie's bei seiner Frau.«

»Wie heißt sie?«

»Julian. Julian mit einem J, glaube ich.«

»Julian Dodd?«

»Schätze schon.«

Grace machte sich eine Notiz.

»Sie könnten es noch bei Bobs Vater, Robert senior, probieren. Er muss hoch in den Achtzigern sein, aber die beiden standen sich nahe.«

»Haben Sie seine Adresse?«

»Ja. Er lebt in einem Seniorenheim in Connecticut. Wir haben Bobs Sachen dorthin geschickt.«

»Welche Sachen?«

»Habe seinen Schreibtisch persönlich ausgeräumt. Steckt alles in einem Schuhkarton. Er hat ihn bekommen.«

Grace runzelte die Stirn. »Und Sie haben diesen Karton an das Seniorenheim geschickt?«

»Richtig.«

»Warum nicht an seine Frau Julian?«

Es entstand eine kurze Pause. »Weiß ich offen gestanden auch nicht. Ich glaube, sie ist nach dem Mord durchgedreht. Sie war dabei, wissen Sie. Warten Sie eine Sekunde. Ich suche die Telefonnummer des Seniorenheims für Sie raus. Sie können sich dort selbst erkundigen.«

*

Charlaine wollte unbedingt neben dem Krankenbett sitzen.

Die Szene ist jedem aus Film und Fernsehen wohl vertraut - die treu sorgende Ehefrau sitzt am Bett und hält dem geliebten Mann die Hand. Doch hier gab es keinen Stuhl für sie. Der einzige Stuhl im Raum war viel zu niedrig, eben jenes Modell, das man in eine Liege verwandeln kann. Das würde sich zwar vielleicht noch als nützlich erweisen, aber im Moment wollte Charlaine einfach nur am Bett sitzen und ihrem Mann die Hand halten.

Stattdessen musste sie stehen. Zwischendurch ließ sie sich immer wieder auf der Bettkante nieder, fürchtete jedoch, Mike zu stören. Also stand sie wieder auf. Und vielleicht war das auch gut so. Es war ein bisschen, als büße sie im Stehen für ihre Sünden.

Hinter ihr wurde die Tür geöffnet. Sie drehte sich nicht um. Eine unbekannte Männerstimme sagte: »Wie geht es Ihnen?«

»Gut.«

»Sie hatten Glück.«

Sie nickte. »Ich fühle mich, als hätte ich das große Los gezogen.«

Charlaine hob den Arm und berührte leicht den Verband an ihrer Stirn. Einige Stiche und möglicherweise eine leichte Gehirn-

erschütterung. Mehr hatte sie nicht davongetragen. Schürf- und Quetschwunden, ein paar Schnitte, die genäht werden mussten.

»Wie geht es Ihrem Mann?«

Sie machte sich nicht die Mühe, zu antworten. Die Kugel hatte Mike in den Hals getroffen. Er war noch bewusstlos. Allerdings hatten die Ärzte ihr gesagt, das Schlimmste sei jetzt überstanden. Was immer das bedeuten mochte.

»Mr. Sykes wird überleben«, fuhr der Mann hinter ihr fort.
»Das hat er Ihnen zu verdanken. Er schuldet Ihnen sein Leben.
Noch ein paar Stunden in dieser Badewanne ...«

Der Mann - sie hielt ihn für einen weiteren Polizeibeamten - verstummte. Schließlich drehte sie sich um und sah ihn an. Richtig. Ein Cop. Und in Uniform. Das Abzeichen an seinem Arm wies ihn als Mitglied der Polizei von Kasselton aus.

»Mit den Leuten von der Kripo in Ho-Ho-Kus habe ich schon gesprochen.«

»Weiß ich.«

»Mehr weiß ich einfach nicht, Officer ... ?«

»Perlmutter«, sagte er. »Captain Stuart Perlmutter.«

Sie wandte sich wieder dem Krankenlager zu. Mike trug kein Hemd. Sein Bauch hob und senkte sich wie ein Blasebalg. Er hatte Übergewicht, ihr Mike, und allein schon das Atmen schien ihm schwer zu fallen. Er hätte mehr auf seine Gesundheit achten müssen. Sie hätte darauf bestehen sollen.

»Wer ist bei Ihren Kindern?«, erkundigte sich Perlmutter.

»Mikes Bruder und meine Schwägerin.«

»Kann ich Ihnen was bringen?«

»Nein.«

Charlaine ließ Mikes Hand los.

»Ich habe Ihre Aussage gelesen.«

Sie antwortete nicht.

»Ich habe ein paar Fragen dazu. Was dagegen?«

»Das verstehe ich nicht ganz«, sagte Charlaine.

»Wie bitte?«

»Ich wohne in Ho-Ho-Kus. Was hat Kasselton damit zu schaffen?«

»Ich helfe nur aus.«

Sie nickte und hatte doch keine Ahnung, warum. »Verstehe.«

»Sie haben ausgesagt, dass Sie von Ihrem Schlafzimmerfenster aus das Schlüsselversteck an Mr. Sykes' Gartenweg vor der Hintertür gesehen haben. Ist das richtig?«

»Ja.«

»Und deshalb haben Sie die Polizei gerufen?«

»Ja.«

»Kennen Sie Mr. Sykes?«

Sie zuckte mit den Schultern, hielt den Blick auf Mikes sich hebenden und senkenden Schmerbauch gerichtet. »Vom Sehen. Wir Grüßen uns.«

»Wie bei Nachbarn üblich, meinen Sie?«

»Ja.«

»Wann haben Sie das letzte Mal mit ihm gesprochen?«

»Gar nicht. Ich habe noch nie ein Wort mit ihm gewechselt.«

»Sie Grüßen sich nur nachbarschaftlich?«

Sie nickte.

»Und wann war das das letzte Mal?«

»Dass wir uns Hallo zugewinkt haben?«

»Richtig.«

»Keine Ahnung. Vielleicht vor einer Woche.«

»Das verwirrt mich etwas, Mrs. Swain. Vielleicht können Sie das aufklären. Sie haben das offene Schlüsselversteck auf dem Weg gesehen und einfach beschlossen, die Polizei anzurufen ...«

»Ich habe auch gesehen, dass sich was bewegt hat.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Da hat sich was bewegt. Im Haus.«

»So als sei jemand im Haus?«

»Ja.«

»Woher haben Sie gewusst, dass es nicht Mr. Sykes war?«

Sie drehte sich um. »Wusste ich gar nicht. Aber das Schlüsselversteck hat mich misstrauisch gemacht.«

»Das einfach da lag. Geöffnet und für jeden sichtbar?«

»Ja.«

»Verstehe. Und da haben Sie zwei und zwei zusammengezählt.«

»Richtig.«

Perlmutter nickte, als sei ihm plötzlich ein Licht aufgegangen.

»Und wenn Mr. Sykes das Schlüsselversteck geöffnet hätte, hätte er es nicht einfach achtlos auf dem Weg liegen gelassen. War das Ihr Gedanke?«

Charlaine sagte nichts.

»Wissen Sie, das kommt mir einfach komisch vor, Mrs. Swain. Der Kerl, der in das Haus eingebrochen und Mr. Sykes schwer verletzt hat ... Warum hätte der für alle sichtbar das Schlüsselversteck offen liegen lassen sollen? Logischerweise hätte er es verstecken oder mit ins Haus nehmen müssen.«

Schweigen.

»Und da ist noch etwas. Mr. Sykes wurden die Verletzungen mindestens 24 Stunden, bevor wir ihn gefunden haben, beigebracht. Meinen Sie, das Schlüsselversteck lag die ganze Zeit über offen auf dem Gartenweg?«

»Das kann ich doch nicht wissen.«

»Stimmt. Können Sie nicht. Sie starren schließlich nicht den ganzen Tag auf den Hinterhof.«

Sie sah ihn nur stumm an.

»Warum sind Sie und Ihr Mann ihm gefolgt - dem Kerl, der in Sykes' Haus eingebrochen war, meine ich.«

»Ich habe dem anderen Officer schon gesagt...«

»Sie wollten helfen. Ihn nicht entkommen lassen.«

»Und ich hatte Angst.«

»Angst wovor?«

»Dass er wusste, dass ich die Polizei angerufen habe.«

»Warum sollten Sie sich deshalb Sorgen machen?«

»Ich stand hinter dem Fenster. Als die Polizei eintraf. Er hat sich umgedreht, aus dem Fenster gesehen und mich entdeckt.«

»Und Sie dachten was? Dass er als Nächstes Sie angreifen würde?«

»Keine Ahnung. Ich hatte einfach nur Angst.«

Perlmutter gab erneut den verständig Nickenden. »Schätze, das passt. Ich meine, ein paar Details muss man sich schon ziemlich zurechtbiegen, aber das ist normal. Die meisten Fälle setzen sich aus geringfügigen Unstimmigkeiten zusammen.«

Sie wandte sich wieder von ihm ab.

»Nach Ihrer Aussage hat er einen Ford Windstar gefahren.«

»Das stimmt.«

»Er ist mit diesem Wagen aus der Garage gefahren, richtig?«

»Ja.«

»Konnten Sie das Kennzeichen erkennen?«

»Nein.«

»Hm. Warum, glauben Sie, hat er das getan?«

»Was getan?«

»In der Garage zu parken.«

»Keine Ahnung. Vielleicht damit niemand seinen Wagen sehen sollte.«

»Ja, okay. Das passt zusammen.«

Charlaine griff wieder nach der Hand ihres Mannes. Sie erinnerte sich daran, wann sie sich zum letzten Mal an den Händen gehalten hatten. Das war vor zwei Monaten gewesen, als sie sich eine Liebeskomödie mit Meg Ryan angesehen hatten. Seltsamerweise liebte Mike solche Schnulzen. Bei tragischen Romanzen kamen ihm auch schon mal die Tränen. An jenem Abend hatte er nach ihrer Hand gegriffen, und was Charlaine vordergründig im Gedächtnis geblieben war - und was sie jetzt bedrückte -, war, dass es sie kalt gelassen hatte. Mike hatte seine Finger mit den

ihren verschränken wollen, aber sie hatte ihm ihre Hand so weit entzogen, dass das unmöglich gewesen war. So wenig, wenn nicht sogar gar nichts, hatte es Charlaine bedeutet, dass dieser übergewichtige Mann, der sein Haar sorgfältig über die kahleren Stellen auf seinem Kopf kämmte, nach ihrer Hand gesucht hatte.

»Würden Sie jetzt bitte gehen?«, bat sie Perlmutter.

»Sie wissen, dass das unmöglich ist.«

Sie schloss die Augen.

»Ich weiß von Ihrem Steuerproblem.«

Sie stand regungslos da.

»Sie haben heute Morgen deswegen bei H & R Block angerufen. Richtig? Und dort arbeitet Mr. Sykes.«

Sie wollte die Hand nicht loslassen, doch sie hatte das Gefühl, als entzöge Mike ihr jetzt seine Hand.

»Mrs. Swain?«

»Nicht hier«, sagte Charlaine zu Perlmutter. Sie ließ Mikes Hand los und stand auf. »Nicht in Gegenwart meines Mannes.«

22

Die Bewohner von Seniorenheimen sind immer zu Hause und freuen sich über Besuch. Grace rief die Nummer an. Eine lebhafte Frauenstimme meldete sich. »*Sunrise - Betreutes Wohnen!*«

»Ich möchte Ihre Besuchszeiten erfragen«, begann Grace.

»Haben wir nicht!«, kam es mit Nachdruck.

»Wie bitte?«

»Besuchszeiten. Sie können jederzeit kommen. Rund um die Uhr.«

»Ach so. Ich möchte Mr. Robert Dodd besuchen.«

»Bobby? Augenblick, ich verbinde Sie mit seinem Zimmer. Nein, warten Sie! Es ist acht Uhr. Da ist er beim Fitness-Training. Bobby hält sich in Form.«

»Wie kann ich eine Verabredung treffen?«

»Für einen Besuch?«

»Ja.«

»Brauchen Sie nicht. Kommen Sie einfach vorbei.«

Die Fahrt würde knapp zwei Stunden dauern. Dennoch zog sie ein persönliches Gespräch einem Telefonat vor. Besonders in Anbetracht der Tatsache, dass sie noch nicht recht wusste, was sie ihn fragen wollte.

»Meinen Sie, er ist heute Vormittag zu Hause?«

»Sicher. Bobby hat vor zwei Jahren seinen Führerschein abgegeben. Er ist hier.«

»Danke.«

»Keine Ursache.«

Am Frühstückstisch steckte Max seine Hand tief in die neue Crunchy-Packung. Der Anblick - wie ihr Kind eifrig nach dem Werbegeschenk fischte - ließ sie innehalten. Es war alles so normal. Kinder waren sehr feinfühlig. Aber manchmal, nun manchmal waren sie auch wunderbar mit sich beschäftigt. Im Augenblick war sie dafür dankbar.

»Du hast dir das Spielzeug schon geholt«, sagte sie.

Max hielt inne. »Wirklich?«

»So viele Packungen und so lausige Spielsachen.«

»Was?«

In Wahrheit hatte sie als Kind das Gleiche getan - sie hatte nach wertlosen Geschenken gefischt. Und das auch noch bei denselben Frühstücksflocken. »Ach, nichts.«

Sie schnitt eine Banane in die Knusperflocken. Grace versuchte stets, mehr Banane und weniger Flocken zu mixen. Eine Weile hatte sie auch ungezuckerte Flocken untergemischt, aber Max war ihr schnell auf die Schliche gekommen.

»Emma! Du musst jetzt aufstehen!«

Ein Stöhnen. Ihre Tochter war zu jung für dieses »Lass-mich-noch-schlafen-Theater«. Grace hatte damit erst in der High-

School angefangen. Sie dachte an ihre so früh verstorbenen Eltern. Gelegentlich erinnerten die Kinder sie an Mutter oder Vater. Emma spitzte die Lippen manchmal so exakt wie ihre Mutter, dass Grace beinahe erstarrte. Max lächelte wie ihr Vater. Man sah die genetischen Anlagen deutlich, und Grace vermochte nie zu sagen, ob sie das tröstlich oder schmerzlich berührte.

»Emma! Jetzt sofort!«

Ein Geräusch. Konnte bedeuten, dass ein Kind aus dem Bett gesprungen war.

Grace bereitete das Lunchpaket vor. Max kaufte sich das Mittagessen lieber in der Schule, und Grace war damit einverstanden. Bedeutete es doch für sie eine Erleichterung. Morgens das Mittagessen vorzubereiten, war ein stetiger Grund zum Ärgern. Eine Zeit lang hatte auch Emma das gegessen, was in der Schule angeboten wurde, aber vor kurzem hatte irgendetwas ihren Ekel erregt. Irgendein Geruch, der Geschmack des Essens in der Cafeteria, bereitete ihr Übelkeit. Seither nahm sie ihre eigene Lunchbox mit.

»Emma!«

»Bin schon da.«

Emma trug ihren üblichen Jogginganzug: braune Turnshorts, blaues Top der Converse All-stars und ein Sweatshirt der New Jersey Nets. Ein Affront gegen jeden Sinn für Mode, was vermutlich Absicht war. Emma trug nichts, was auch nur annähernd als weiblich bezeichnet werden konnte. Wollte Grace, dass sie ein Kleid anzog, erforderte dies ein Verhandlungsgeschick wie bei Nahost-Friedensverhandlungen und endete nicht selten mit einem ähnlichen Ausbruch von Gewalttätigkeit.

»Was möchtest du zum Lunch?«, fragte Grace.

»Erdnussbutter und Wackelpeter.«

Grace starre sie nur schweigend an.

»Schon gut.« Emma zuckte die Schultern.

»Du weißt, dass Erdnussbutter in deiner Schule nicht erlaubt

ist, weil Kinder davon Allergien bekommen können. Also lass den Unsinn.«

Grace sah auf die Uhr. Sie hatte einige vorgefertigte Sandwich-pakete im Kühlschrank für den Notfall. Die Kinder liebten sie.

Sie setzten sich zum Frühstück.

»Mom?«

Das war Emma. »Ja?«

»Als du und Dad geheiratet habt...« Sie verstummte.

»Was soll da gewesen sein?«

Emma fing von vorn an. »Als du und Dad geheiratet habt - am Schluss, wenn der Mann sagt, Sie dürfen die Braut küssen ...«

»Ja. Und?«

»Also ...« Emma neigte den Kopf zur Seite und kniff ein Auge zu. »... muss man das dann tun?«

»Küssen?«

»Hm, ja.«

»Müssen? Nein, schätze nicht. Ich wollte es.«

»Aber muss man es tun?«, beharrte Emma. »Ich meine, kann man sich stattdessen nicht einfach abklatschen?«

»Statt küssen? Möglich. Wenn du es so willst.«

»Ja, das will ich«, erklärte Emma mit Nachdruck.

Grace brachte die beiden zur Bushaltestelle. Diesmal folgte sie dem Bus nicht bis zur Schule. Sie blieb stehen und biss sich auf die Unterlippe. Die Maske der Gelassenheit begann zu bröckeln. Jetzt, da Max und Emma fort waren, gestattete sie sich diese Schwäche.

Als sie ins Haus zurückkam, war Cora wach und saß stöhnend am Computer.

»Was kann ich dir bringen?«, fragte Grace.

»Den Anästhesisten«, sagte Cora. »Wäre die erste Wahl, muss aber nicht sein.«

»Ich dachte eher an so was wie Kaffee.«

»Noch besser.« Coras Finger tanzten über die Tastatur. Ihre

Augen wurden schmal. Sie runzelte die Stirn. »Da stimmt doch was nicht.«

»Du meinst mit der E-Mail auf unsere Spam-Post, was?«

»Wir kriegen überhaupt keine Antworten.«

»Ist mir auch schon aufgefallen.«

Cora lehnte sich zurück. Grace trat zu ihr und kaute auf einem Fingernagel. Nach einigen Sekunden beugte sich Cora wieder vor. »Warte. Ich versuch mal was.« Sie öffnete die E-Mail-Seite, tippte etwas ein und verschickte die Nachricht.

»Was war das denn?«

»Ich habe gerade eine E-Mail an unsere Spam-Adresse verschickt. Mal sehen, ob sie ankommt.«

Sie warteten. Es kam keine E-Mail.

»Hmm.« Cora lehnte sich zurück. »Entweder es stimmt was mit dem Mail-System nicht ...«

»Oder?«

»Oder Gus ist noch sauer wegen der Bemerkung über seine Männlichkeit.«

»Wie wollen wir rauskriegen, was von beidem der Grund ist?«

Cora starrte unverwandt auf den Bildschirm. »Mit wem hast du vorhin telefoniert?«

»Mit Bob Dodds Pflegeheim. Ich besuche ihn heute Vormittag.«

»Gut.« Coras Blick hing noch immer am Monitor.

»Was ist los?«

»Ich will was überprüfen«, antwortete sie.

»Was denn?«

»Hat vermutlich nichts zu bedeuten. Betrifft nur die Telefonrechnungen.« Cora begann zu tippen. »Ich ruf dich, sobald ich was weiß.«

*

Perlmutter ließ Charlaine Swain mit dem Polizeizeichner von Bergen County allein. Er hatte ihr die Wahrheit praktisch abge-

rungen und ein etwas unappetitliches Geheimnis zutage gefördert, das besser begraben geblieben wäre. Charlaine hatte Recht damit gehabt, es ihm zu verschweigen. Zumal es in keinerlei Weise hilfreich war. Diese Enthüllung war bestenfalls eine abgeschmackte und peinliche Begleiterscheinung.

Er setzte sich mit einem Notizblock an seinen Schreibtisch, schrieb das Wort »Windstar« darauf und verbrachte die nächste Viertelstunde damit, dieses einzukreisen.

Ein Ford Windstar.

Kasselton war keine verschlafene Kleinstadt. Hier standen achtunddreißig Cops in Lohn und Brot. Sie bearbeiteten Raubüberfälle. Sie überprüften verdächtige Autos. Sie hielten das Drogenproblem an den Schulen - ein Drogen-unter-weißen-Schulkindern-Problem - unter Kontrolle. Sie ermittelten in Fällen von Vandalismus. Sie kümmerten sich um Verkehrsprobleme, falsches Parken und Autounfälle. Sie taten ihr Bestes, den urbanen Verfall von Paterson, knappe drei Meilen vor den Toren Kasseltons, auf sicherer Distanz zu halten. Sie wurden allzu oft von falschem Alarm aufgeschreckt, ausgelöst durch die technologischen Brunftscreie zu vieler überteueter Bewegungsmelder.

Perlmutter's Revolver war bislang nur auf dem Schießstand zum Einsatz gekommen. Im Dienst hatte er seine Waffe noch nicht einmal ansatzweise ziehen müssen. In den vergangenen dreißig Jahren hatte es nur drei Todesfälle gegeben, die man im weitesten Sinne als »verdächtig« bezeichnen konnte, und alle drei Täter waren innerhalb weniger Stunden gefasst worden.

Was Schussverletzungen betraf, nun die hatte es zuhauf in Kasselton gegeben. Allerdings hatten sich diese die betreffenden Personen stets selbst beigebracht. Perlmutter verstand nicht viel von Politik. Er war sich des relativen Nutzens von Waffenkontrollen nicht sicher, aber er wusste aus persönlicher Erfahrung, dass eine Waffe, die zum Schutz von Familie und Besitz gekauft

wurde, letztendlich wesentlich häufiger für Selbstmord benutzt wurde. Tatsächlich hatte Perlmutter während seiner zahlreichen Dienstjahre nie einen Fall erlebt, bei dem ein Einbrecher mit der Waffe eines Hausbesitzers erschossen, aufgehalten oder verjagt worden wäre. Selbstmorde mit Handfeuerwaffen waren zahlreicher, als man zugeben wollte.

Ford Windstar. Er kreiste die beiden Worte erneut ein.

Und jetzt, nach all den Jahren, hatte Perlmutter einen Fall von versuchtem Mord, eine rätselhafte Entführung, eine Körperverletzung von nie da gewesener Brutalität und, wie er vermutete, noch einiges mehr auf der Liste. Er begann erneut, sich Notizen zu machen. Er schrieb den Namen *Jack Lawson* in die linke obere Ecke des Blocks. Anschließend den Namen *Rocky Conwell* in die rechte obere Ecke. Beide Männer, die als vermisst galten, hatten eine Mautstelle in einem benachbarten Staat zur gleichen Zeit passiert. Er verband die beiden Namen mit einem Strich.

Erste Verbindung.

Perlmutter schrieb *Freddy Sykes'* Namen in die linke untere Ecke als Opfer eines brutalen Überfalls. *Mike Swain* notierte er in der rechten unteren Ecke. Er war angeschossen worden. Ein versuchter Mord. Die Verbindung zwischen diesen beiden Männern, also die zweite Verbindung, lag auf der Hand. Swains Frau hatte den Täter bei beiden Überfällen beobachtet. Es handelte sich um einen Chinesen von unersetzer Statur, der ihrer Beschreibung nach wie der Sohn von *Oddjob* aus dem alten James-Bond-Film *Goldfinger* aussah.

Eine Verbindung zwischen allen vier Fällen war nicht erkennbar. Jedenfalls gab es nichts, was die beiden verschwundenen Ehemänner mit der Tat dieses Odd-Job-Nachfahrens verbunden hätte. Bis auf eines - möglicherweise:

Der Ford Windstar.

Jack Lawson war mit einem blauen Ford Windstar verschwunden. Dieser Odd-Job-Verschnitt hatte einen blauen Windstar ge-

fahren, als er Sykes' Anwesen verlassen und auf Swain geschossen hatte.

Zugegeben, das war bestenfalls eine sehr fadenscheinige Verbindung. Ein Ford Windstar war in diesem Vorort so häufig wie Brust-Implantate in einem Strip Club. Es war keine heiße Spur, wahrlich nicht. Doch zog man die Gepflogenheiten in dieser Stadt in Betracht, die Tatsache, dass Familienväter hier nicht einfach verschwanden, dass so viel kriminelle Energie für eine Stadt wie Kasselton außergewöhnlich war - dann war das zwar noch immer kein eindeutiger Hinweis, doch für Perlmutter immerhin genug, um gewisse Schlüsse daraus zu ziehen.

Irgendwie musste das alles zusammenhängen.

Perlmutter hatte keine Ahnung, wie, und wollte im Augenblick darüber auch nicht allzu eingehend nachdenken. Sollten doch die Jungs von der Spurensuche und die Laborfreaks zuerst einmal ihre Arbeit erledigen - Sykes' Haus nach Fingerabdrücken und Haarresten untersuchen. Sollte doch der Polizeizeichner zuerst einmal eine Skizze anfertigen und die sensationelle Veronique Baltrus, die Computerfachfrau, Sykes' Computer durchchecken. Für Spekulationen jeglicher Art war es einfach noch zu früh.

»Captain?«

Es war Daley.

»Was gibt's?«

»Wir haben Rocky Conwells Wagen gefunden.«

»Wo?«

»Kennst du den >Park and Ride<-Parkplatz an der Route 17?«

Perlmutter nahm seine Lesebrille ab. »Der am unteren Ende der Straße?«

Daley nickte. »Ich weiß schon. Ist eigentlich nicht wirklich logisch. Wir wissen, dass er die Interstate verlassen hat, stimmt's?«

»Wer hat ihn gefunden?«

»Pepe und Pashaian.«

»Sag ihnen, sie sollen den Parkplatz weiträumig absperren«, befahl er und erhob sich. »Das Auto nehmen wir uns eigenhändig vor.«

23

Grace legte für die Fahrt eine CD von *Coldplay* ein und hoffte auf Ablenkung. Es funktionierte nur bedingt. Einerseits wusste sie genau, was mit ihr geschah, ohne Zweifel. Doch andererseits war die Wahrheit einfach zu heftig. Sich ihr kompromisslos zu stellen, würde sie lähmen. Für diesen Zustand von Unwirklichkeit war vermutlich ihr Selbsterhaltungstrieb verantwortlich, das Bedürfnis, sich zu schonen und alles Wahrgenommene zu filtern. Dieser Zustand von Unwirklichkeit verlieh ihr die Kraft weiterzumachen, die Wahrheit zu suchen, ihren Mann zu finden, während sie sich in Wirklichkeit nackt, bloß und allein gelassen vorkam, sich am liebsten eingekrallt oder vielleicht geschrien hätte, bis der Arzt kommt.

Ihr Handy klingelte. Instinktiv warf sie einen Blick auf das Display, bevor sie den Anruf annahm. Wieder war es nicht Jack. Es war Cora. Grace drückte auf die entsprechende Taste und sagte: »Hallo!«

»Schwierig zu sagen, ob die Nachricht gut oder schlecht ist. Ich drück's mal so aus. Möchtest du zuerst die merkwürdige Nachricht hören oder lieber die verrückte?«

»Die merkwürdige.«

»Ich kann Gus mit der unterentwickelten Männlichkeit nicht erreichen. Der Kerl geht nicht ans Telefon. Kriege immer nur seinen Anrufbeantworter.«

Auf der *Coldplay*-CD ertönte die Stimme des Leadsängers. Passenderweise lautete der Song-Titel »Shiver«. Grace ließ beide

Hände in vorschriftsmäßiger Haltung am Steuer. Sie blieb auf der mittleren Spur und fuhr exakt die vorgeschriebene Geschwindigkeit. Rechts und links von ihr rasten die Autos vorbei.

»Was ist mit der verrückten Nachricht?«

»Erinnerst du dich, dass wir versucht haben, die Anrufliste von vorgestern Nacht hochzuholen? Ich meine die Liste von den Anrufen, die Jack getätigt haben könnte?«

»Ja, sicher.«

»Ich habe den Handy-Anbieter angerufen. Und so getan, als wäre ich du. Dachte, du hast nichts dagegen.«

»Habe ich auch nicht.«

»Gut. War sowieso egal. In den vergangenen drei Tagen hat Jack nur eine Nummer von seinem Handy aus angerufen. Deine. Gestern.«

»Der Anruf, den ich auf dem Polizeirevier erhalten habe.«

»So ist es.«

»Was ist daran denn verrückt?«

»Nichts. Komisch ist nur, was dein Anrufprotokoll zu Hause ergeben hat.«

Schweigen. Grace blieb auf dem Merritt Parkway, beide Hände in vorbildlicher Haltung am Steuer.

»Was ist damit?«

»Du weißt doch von Jacks Anruf in der Kanzlei seiner Schwester?«, fragte Cora.

»Ja. Ich habe die Wahlwiederholung gedrückt.«

»Und seine Schwester - wie heißt sie doch gleich?«

»Sandra Koval.«

»Sandra Koval, richtig. Sie hat dir gesagt, sie wäre gar nicht in der Kanzlei gewesen. Sie hätte nicht mit ihm gesprochen.«

»Stimmt.«

»Der Anruf hat aber neun Minuten gedauert.«

Grace lief es kalt über den Rücken. Sie zwang sich, die Hände am Steuer zu lassen. »Also hat sie gelogen.«

»Sieht ganz so aus.«
»Die Frage ist, was Jack ihr so ausführlich zu erzählen hatte.«
»Und was sie geantwortet hat.«
»Und warum sie deswegen gelogen hat.«
»Tut mir Leid, dass ich dir das sagen musste«, seufzte Cora.
»Nein, ist doch gut.«
»Inwiefern?«
»Ist doch immerhin eine Spur. Bisher schien Sandra eine Sackgasse zu sein. Jetzt wissen wir, dass sie da mit drin steckt.«
»Und was willst du in ihrem Fall machen?«
»Keine Ahnung«, erwiderte Grace. »Sie zur Rede stellen, schätze ich.«

Sie verabschiedeten sich, und Grace legte auf. Bei der Weiterfahrt versuchte sie, verschiedene Szenarien durchzuspielen. Aus dem CD-Player tönte »Trouble«. Sie bog in eine Exxon-Tankstelle ein. In New Jersey gab es keine Selbstbedienung an Tankstellen. Grace saß in ihrem Wagen, und es dauerte einige Momente, bis sie begriff, dass sie hier selbst tanken musste.

Sie kaufte eine Flasche Wasser aus dem Kühlregal des Minimarkts und warf das Wechselgeld in die Sammelbüchse einer Wohltätigkeitsorganisation. Sie hatte das Bedürfnis, weiter nachzudenken, vor allem über diese Verbindung zu Jacks Schwester, aber für Spitzfindigkeiten fehlte die Zeit.

Grace hatte die Telefonnummer der Kanzlei Burton und Crimstein noch im Kopf. Sie zückte ihr Handy und tippte die Zahlenkombination ein. Zwei Klingeltöne später bat sie mit Sandra Kovals Apparat verbunden zu werden. Sie war überrascht, als sich Sandra persönlich meldete.

»Du hast mich angelogen.«
Keine Antwort. Grace ging zum Wagen zurück.
»Der Anruf hat neun Minuten gedauert. Du hast mit Jack gesprochen.«
Wieder nur Stille.

»Was ist los, Sandra?«

»Keine Ahnung.«

»Warum hat Jack dich angerufen?«

»Ich lege jetzt auf. Bitte ruf mich nicht mehr an.«

»Sandra?«

»Hast du nicht gesagt, dass er sich inzwischen bei dir gemeldet hat?«

»Ja.«

»Willst du meinen Rat hören? Warte einfach, bis er wieder anruft.«

»Ich will deinen Rat nicht, Sandra. Ich will wissen, worüber er mit dir gesprochen hat.«

»Hör einfach auf damit.«

»Womit?«

»Telefonierst du von einem Handy aus?«

»Ja.«

»Wo bist du?«

»An einer Tankstelle in Connecticut.«

»Warum das denn?«

»Jetzt hör mal, Sandra.« Die Verbindung war plötzlich gestört. Grace wartete, bis der Empfang wieder besser war. Sie tankte und griff nach der Quittung. »Du bist die letzte Person, mit der mein Mann vor seinem Verschwinden gesprochen hat. Was du abgestritten hast und was sich als Lüge herausgestellt hat. Und trotzdem weigerst du dich, mir zu sagen, worüber du mit ihm gesprochen hast. Weshalb also sollte ich ausgerechnet dich in meine Pläne einweihen?«

»Gut argumentiert, Grace. Noch einen letzten Tipp, dann lege ich auf: Fahr nach Hause und kümmere dich um deine Kinder!«

Dann war die Leitung tot. Grace saß mittlerweile wieder im Wagen. Sie drückte die Wahlwiederholungstaste und bat, mit Sandras Büro verbunden zu werden. Niemand meldete sich. Sie

versuchte es erneut. Das gleiche Spiel. Was jetzt? Sollte sie wieder persönlich dort aufkreuzen?

Sie fuhr aus der Tankstelle. Zwei Meilen weiter sah Grace ein Schild mit der Aufschrift »SUNRISE - SENIORENSTIFT«. Grace war nicht sicher, was sie dort erwartete. Die Altersheime ihrer Jugend waren einstöckige Backsteingebäude gewesen, in denen alles der Zweckmäßigkeit untergeordnet war und die sie fatal an Grundschulen erinnert hatten. Das Leben hatte durchaus seine zynischen Seiten. Man begann und beendete es in einem dieser schlichten Backsteinbauten. Ein Leben wie im Kreisverkehr.

Das Sunrise-Seniorenstift allerdings entpuppte sich als ein dreistöckiges Gebäude, das wie die Nachbildung eines Hotels aus viktorianischer Zeit aussah. Es besaß all die Türmchen und Veranden dieser architektonischen Stilepoche und war in der leuchtend gelben Farbe gehalten, die an Frauenbildnisse alter Meister erinnerte. Dahinter allerdings erstreckte sich ein hässlicher Aluminium-Anbau. Der Garten war in einem Maße gepflegt, dass alles eine Spur zu ordentlich, beinahe wie aus Plastik aussah. Der Ort sollte eine Heiterkeit ausstrahlen, die etwas übertrieben wirkte. Der Komplex erinnerte Grace an das Epcot Center in Disney World - also an eine Spaß-Reproduktion, die man nie mit dem Original verwechseln würde.

Auf der Veranda am Eingang saß eine alte Frau in einem Schaukelstuhl. Sie las Zeitung. Sie wünschte Grace einen guten Morgen, was Grace erwiderte. Auch die Eingangshalle bemühte sich angestrengt um die Atmosphäre eines Hotels aus der guten alten Zeit. Die Wände zierten Ölgemälde in pompösen Rahmen, die aussahen, als stammten sie aus einem Kaufhaus-Ramschverkauf für 19.99 Dollar. Selbst wenn man niemals Renoirs »Mittagessen der Ruderer« oder Hoppers »Nachtfalken« gesehen hatte, war offensichtlich, dass es sich um berühmte Klassiker der Malerei handelte.

In der Lobby herrschte überraschend reger Betrieb. Natürlich waren ältere Leute in den unterschiedlichsten Stadien des

Alterns zahlreich vertreten. Einige konnten ohne Hilfe gehen, andere schlurften, einige stützten sich auf Stöcke, andere auf Gehhilfen, und etliche fuhren in Rollstühlen. Viele schienen munter, andere schläfrig.

Die Eingangshalle war sauber und hell, hatte jedoch den - Grace hasste sich für den Gedanken - typischen Alte-Leute-Geruch, das Aroma eines abgewetzten, muffigen Sofas. Überlagert wurde dieser mit etwas, das nach Kirschlimonade roch und Grace an die drei am Rückspiegel baumelnden Aromaspender in Funk-Taxis erinnerte. Leider gibt es Gerüche, die sich einfach nicht übertönen lassen.

Die einzige junge Person im Raum - eine Frau Mitte zwanzig - saß hinter einem Schreibtisch, der ebenfalls Historie vorgaukelte, in Wirklichkeit jedoch offensichtlich ein billiges Imitat war. Sie sah lächelnd zu Grace auf.

»Guten Morgen. Ich bin Lindsey Barclay.«

Grace erkannte die Stimme vom Telefon. »Ich möchte zu Mr. Dodd.«

»Bobby ist auf seinem Zimmer. Zweiter Stock, Zimmer 211. Ich bringe Sie hin.«

Sie stand auf. Lindsey war auf die Art hübsch, wie es nur die Jugend sein kann, mit jenem enthusiastischen Lächeln, das den Naiven oder den Menschenfängern von Sekten vorbehalten ist.

»Haben Sie was dagegen, wenn wir die Treppe nehmen?«

»Ganz und gar nicht.«

Viele der Bewohner blieben stehen und grüßten. Lindsey nahm sich für jeden Einzelnen Zeit, erwiderte fröhlich jeden Gruß, obwohl Grace, die Zynikerin, sich fragte, ob das nicht als Show für die Besucherin gedacht war. Dennoch kannte Lindsey alle mit Namen. Sie wusste stets etwas zu sagen, durchaus auch Persönliches, und die Senioren schienen das zu schätzen.

»Sind wohl hauptsächlich Frauen hier«, bemerkte Grace.

»Während meiner Ausbildung sagten sie uns, dass in Seniorenheimen landesweit fünf Frauen auf einen Mann kommen.«

»Donnerwetter.«

»Ja. Bobby witzelt immer, er habe ein Leben lang auf diese Chance gewartet.«

Grace lächelte.

Sie winkte ab. »Aber das ist nur Gerede. Seine Frau - er nennt sie >seine Maudie< - ist vor dreißig Jahren gestorben, ich glaube nicht, dass er seither eine Frau auch nur angesehen hat.«

Das brachte sie zum Schweigen. Der Korridor war ganz in Waldgrün gehalten, die Wände mit den inzwischen vertrauten Rockwell Drucken geschmückt: Hunde beim Pokern, Schwarz-Weiß-Aufnahmen aus Filmen wie *Casablanca* und *Der Fremde im Zug*. Grace hinkte neben Lindsey her. Lindsey merkte es - und Grace merkte es an ihren hastigen Seitenblicken -, doch wie die meisten Menschen sagte sie nichts.

»Wir bei *Sunrise* teilen unsere Häuser in unterschiedliche Nachbarschaften< ein«, erklärte Lindsey. »So nennen wir Korridore wie diesen. Jeder hat ein anderes Motto. Die Nachbarschaft hier heißt >Nostalgie<. Wir glauben, unsere Bewohner fühlen sich dadurch heimischer.«

Sie blieben vor einer Tür stehen. Auf einem Namensschild rechts stand »B. Dodd«. Lindsey klopfte. »Bobby?«

Keine Antwort. Sie öffnete trotzdem. Sie betrat einen kleinen, aber gemütlichen Raum. Zur Rechten befand sich eine winzige Kochnische. Auf dem Couchtisch, der so ausgerichtet war, dass man ihn von Couch und Bett aus sehen konnte, stand das große Schwarz-Weiß-Foto einer attraktiven Frau, die ein wenig wie Lena Horne, die Jazzsängerin, aussah. Auf dem mittlerweile vergilbten Bild war sie ungefähr vierzig.

»Das ist >seine Maudie<.«

Grace nickte, einen Moment gefangen von diesem Foto im Silberrahmen. Sie dachte erneut an »ihren Jack«. Zum ersten Mal gestattete sie es sich, das Undenkbare zu denken: dass Jack vielleicht nie wieder zurückkommen würde. Das war ein Gedanke,

den sie von dem Augenblick an verdrängt hatte, da sie den Anlasser des Minivans in der Auffahrt gehört hatte. Möglicherweise sah sie Jack nie wieder. Möglicherweise hielt sie ihn nie wieder in ihren Armen. Möglicherweise lachte sie nie wieder über einen seiner unanständigen Witze. Möglicherweise - und das war die Verbindung zu diesem Heim - wurde sie nie mit ihm alt.

»Alles in Ordnung?«

»Bestens.«

»Vermutlich ist Bobby oben bei Ira in >Reminiscence<. Sie spielen Karten.«

Sie traten rückwärts aus dem Zimmer. »Ist >Reminiscence< eine andere Nachbarschaft?«

»Nein. >Reminiscence< ist die Bezeichnung für den gesamten dritten Stock. Er ist unseren Alzheimerpatienten vorbehalten.«

»Oh.«

»Ira erkennt zwar seine Kinder nicht mehr, aber er spielt knallhart Poker.«

Sie traten wieder in den Korridor hinaus. Grace entdeckte eine Ansammlung von Fotos neben Bobby Dodds Tür. Sie sah genauer hin. Es war einer dieser Glassammeirahmen, die man benutzte, um Erinnerungsstücke auszustellen. Da waren militärische Orden. Ein alter vergilbter Baseball. Fotos von jedem Lebensabschnitt des Mannes. Ein Foto zeigte seinen ermordeten Sohn Bob Dodd. Es war das Bild, das sie vergangene Nacht im Computer gesehen hatte.

»Der Erinnerungskasten«, sagte Lindsey. »Jeder Bewohner bei uns hat ihn neben seiner Tür. Auf diese Weise weiß jeder, mit wem er es zu tun hat.«

Grace nickte. Die Reduzierung eines ganzen Menschenlebens auf eine Vitrine im Schlüsselschränkchenformat. Wie alles in diesem Haus war auch das passend und gruselig zugleich.

Um in den dritten Stock zu gelangen, mussten sie den Lift nehmen, der über eine kodierte Schalttafel betätigt wurde. »Ver-

hindert, dass unsere Bewohner überallhin ausschwärmen«, erklärte Lindsey.

Die dritte Etage war gemütlich, gut ausgestattet, mit reichlich Personal besetzt und Furcht einflößend. Die meisten Bewohner dämmerten in Rollstühlen vor sich hin wie welkende Blumen. Einige standen herum und traten von einem Bein auf das andere. Etliche führten Selbstgespräche. Alle hatten einen glasigen, leeren Blick.

Lindsey ging den Korridor entlang voraus. Wenige Sekunden später sagte sie: »Bobby!«

Bobby Dodd erhob sich vom Kartentisch. Adrett, war das erste Wort, das Grace bei seinem Anblick in den Sinn kam. Er sah frisch und sprühend aus. Er hatte fast schwarze faltige Haut wie ein Krokodil. Er war elegant gekleidet, trug ein Tweedjackett, Mokassins und eine breite rote Krawatte mit passendem Einstechtuch. Sein graues Haar war kurz geschnitten und glatt gekämmt. Selbst als Grace erklärte, dass sie wegen seines ermordeten Sohnes gekommen war, veränderte sich seine heitere Miene nicht. Sie suchte nach Anzeichen von Trauer und Verzweiflung wie feuchte Augen, ein Zittern in der Stimme, doch Bobby Dodd ließ sich nichts dergleichen anmerken. War es möglich, dass man Schicksalsschläge im Alter leichter wegsteckte, überlegte Grace. War es die Nähe des Unvermeidlichen, die den Menschen gegen Erschütterungen dieser Art immun werden ließ?

Bobby Dodd wollte helfen, wusste jedoch nicht viel. Grace erkannte das sofort. Sein Sohn hatte ihn zwei Mal im Monat besucht. Bobs Sachen waren zusammengepackt und an ihn geschickt worden, doch er hatte die Sendung noch nicht geöffnet.

»Das Paket haben wir eingelagert«, informierte Lindsey Grace.

»Haben Sie was dagegen, wenn ich mir die Sachen mal ansehe?«

Bobby Dodd tätschelte ihr Knie. »Ganz und gar nicht, Kindchen. «

»Wir müssten es Ihnen schicken«, sagte Lindsey. »Unser Lager ist außerhalb.«

»Es ist sehr wichtig für mich.«

»Ich kann es Ihnen per Express schicken. Dann haben Sie es morgen.«

»Danke.«

Lindsey ließ sie allein.

»Mr. Dodd -«

»Sagen Sie Bobby zu mir.«

»Also, Bobby«, sagte Grace. »Wann hat Sie Ihr Sohn zum letzten Mal besucht?«

»Drei Tage bevor er ermordet wurde.«

Die Worte kamen schnell und spontan. Endlich sah sie ein Aufflackern von Gefühlen hinter der gelassenen Fassade.

»War er irgendwie anders als sonst?«

»Anders?«

»Wirkte er zerstreut, unkonzentriert...«

»Nein.« Dann: »Zumindest habe ich es nicht bemerkt.«

»Worüber haben Sie gesprochen?«

»Wir hatten uns nie viel zu sagen. Manchmal haben wir über seine Mutter geredet. Meistens haben wir nur ferngesehen. Wir haben hier Kabelfernsehen, wissen Sie.«

»Hat Julian ihn begleitet?«

»Nein.«

Das kam zu schnell. Seine Miene wurde verschlossen.

»Hat sie Sie jemals besucht?«

»Manchmal.«

»Aber nicht das letzte Mal?«

»Nein.«

»Hat Sie das überrascht?«

»Das? Nein, das« - er betonte das nachdrücklich - »hat mich nicht überrascht.«

»Was dann?«

Er sah weg und biss sich auf die Unterlippe. »Sie war nicht auf der Beerdigung.«

Grace glaubte, sich verhört zu haben. Bobby Dodd nickte, als habe er ihre Gedanken erraten.

»Ganz recht. Die eigene Ehefrau.«

»Hatten die beiden Eheprobleme?«

»Falls dem so war, hat Bobby es nie erwähnt.«

»Hatten sie Kinder?«

»Nein.« Er rückte seine Krawatte zurecht, und sein Blick schweifte kurz ab. »Warum interessiert Sie das alles, Mrs. Lawson?«

»Sagen Sie bitte Grace zu mir.«

Er erwiderte nichts. Er sah sie aus weisen, traurigen Augen an. Vielleicht war die Antwort auf die Ungerührtheit alter Menschen einfacher: diese Augen hatten Schlimmes gesehen. Sie wollten nicht noch mehr sehen.

»Mein Mann ist verschwunden«, antwortete Grace. »Ich glaube - ich weiß es nicht sicher - aber möglicherweise bestand eine Verbindung.«

»Wie heißt Ihr Mann?«

»Jack Lawson.«

Er schüttelte den Kopf. Der Name sagte ihm nichts. Sie fragte ihn, ob er wisse, wie sie Jillian Dodd erreichen könne. Erneut nur Kopfschütteln. Sie gingen zum Lift. Bobby kannte den Code nicht. Daher wurden sie von einem Pfleger begleitet. Sie fuhren schweigend vom dritten in den ersten Stock.

Als sie die Tür erreichten, dankte Grace ihm.

»Ihr Mann«, begann Bobby. »Sie lieben ihn doch, oder?«

»Sehr sogar.«

»Hoffentlich sind Sie stärker als ich.« Bobby Dodd ging davon. Grace dachte an das Foto im Silberrahmen in seinem Zimmer, das von seiner Maudie, und machte sich dann allein auf den Weg zum Ausgang.

Perlmutter wurde klar, dass sie keine rechtliche Befugnis hatten, Rocky Conwells Wagen aufzubrechen. Er zog Daley zu sich herüber. »Hat DiBartola Dienst?«

»Nein.«

»Ruf Rocky Conwells Frau an. Frag sie, ob sie einen Schlüssel für den Wagen hat. Sag ihr, dass wir ihn gefunden haben und ihre Erlaubnis brauchen, ihn zu durchsuchen.«

»Sie ist seine Exfrau. Hat sie da überhaupt Rechte?«

»Genug - für unsere Zwecke jedenfalls«, sagte Perlmutter.

»Okay.«

Daley brauchte nicht lange. Die Ehefrau war kooperativ. Sie fuhren an den Maple Garden Apartments in der Maple Street vorbei. Daley rannte hinauf und holte die Schlüssel. Fünf Minuten später fuhren sie auf den Parkplatz an der Bushaltestelle.

Es gab keinen Grund, ein Verbrechen zu vermuten. Wenn überhaupt, musste die Tatsache, dass man den Wagen an diesem »Park-and-Ride«-Parkplatz gefunden hatte, zu der gegenteiligen Annahme verleiten. Hier parkte man, um mit dem Bus weiterzufahren. Von hier aus gab es eine direkte Busverbindung ins Zentrum von Manhattan. Eine zweite Linie brachte die Passagiere zur Nordspitze der berühmten Insel in die Nähe der George Washington Bridge. Weitere Busse beförderten Reisende zu den drei wichtigsten Flughäfen in der Umgebung - JFK, LaGuardia, Newark Liberty - und schließlich in die ganze Welt. Nein, das Auffinden von Rocky Conwells Wagen verleitete weiß Gott nicht zu dem Verdacht, hier könnte ein Verbrechen geschehen sein.

Zumindest vorerst nicht.

Pepe und Pashaian, die beiden Cops, die den Wagen bewachten, hatten es nicht bemerkt. Perlmutters Blick glitt zu Daley.

Dessen Miene verriet ebenfalls nichts. Sie wirkten allesamt selbstzufrieden, erwarteten, dass die Aktion in eine Sackgasse führte.

Pepe und Pashaian rückten ihre Gürtel zurecht und kamen mit beschwingten Schritten auf Perlmutter zu. »Hallo, Captain!«

Perlmutter wandte den Blick nicht vom Wagen.

»Sollen wir die Fahrkartenverkäufer befragen?«, erkundigte sich Pepe. »Vielleicht hat einer von denen Conwell ein Ticket verkauft.«

»Glaube ich nicht«, sagte Perlmutter.

Die drei jüngeren Männer hörten etwas aus der Stimme ihres Vorgesetzten heraus. Sie schauten einander an und zuckten die Schultern. Perlmutter erklärte sich nicht.

Conwells Wagen war ein Toyota Celica. Ein Kleinwagen, altes Modell. Aber Größe und Alter waren unbedeutend. Auch der Rost an den Kotflügelrändern, zwei fehlende Radkappen und die Tatsache, dass die übrigen beiden so verdreckt waren, dass kaum zu erkennen war, wo das Metall endete und das Gummi begann, spielte keine Rolle. Nein, nichts von alledem machte Perlmutter Kopfzerbrechen.

Er starrte auf das Heck des Wagens und dachte an die Kleinstadt-Sheriffs in den Horrorfilmen, in denen etwas hochgradig faul ist, die Menschen sich merkwürdig benehmen, die Leichen sich stapeln und der Sheriff, der gute, smarte, ehrliche und überforderte Gesetzesgüter, alledem hilflos gegenüber steht. So fühlte sich Perlmutter in diesem Moment, da das Heck des Wagens mit dem Kofferraum so ungewöhnlich tief lag.

Viel zu tief.

Dafür konnte es nur eine Erklärung geben. Im Kofferraum musste sich etwas Schweres befinden.

Natürlich konnte das alles Mögliche sein. Rocky Conwell war Footballspieler gewesen. Vermutlich trainierte er mit Gewichten. Vielleicht transportierte er Hanteln. Die Antwort konnte so

einfach sein. Der gute alte Rocky schleppte vielleicht seine Gewichte überall mit sich herum. Vielleicht war er auf dem Weg gewesen, sie zu dem Apartment in der Maple Street zurück zu bringen, in dem seine Exfrau lebte. Sie hatte sich Sorgen um ihn gemacht. Sie wollten sich versöhnen. Vielleicht hatte Rocky seinen Wagen voll gepackt - gut, nicht seinen Wagen, nur den Kofferraum, denn Perlmutter konnte sehen, dass nichts auf dem Rücksitz lag - jedenfalls hatte er vielleicht einiges eingepackt, um wieder bei ihr einzuziehen.

Perlmutter schwenkte die Schlüssel, als er sich dem Toyota Celica näherte. Daley, Pepe und Pashaian blieben zurück. Perlmutter sah auf die Schlüssel herab. Rockys Frau - er glaubte sich zu erinnern, dass sie Lorraine hieß, war sich jedoch nicht sicher - hatte die Nachbildung eines Footballhelms der Penn State University als Schlüsselanhänger. Er sah alt und abgewetzt aus. Das Emblem, der Kopf des Pumas, war kaum noch zu erkennen. Perlmutter fragte sich, woran sie wohl dachte, wenn sie den Schlüsselanhänger betrachtete, und warum sie ihn noch immer benutzte.

Er hielt vor dem Kofferraum inne und sog die Luft ein. Kein Hauch. Er steckte den Schlüssel ins Schloss und drehte ihn um. Das Schloss sprang mit einem dumpfen Knacken auf. Er hob den Deckel. Die Luft aus dem Innenraum entwich beinahe mit einem hörbaren Zischen. Und jetzt war auch der Gestank eindeutig.

Etwas Großes war in den Kofferraum gezwängt worden, wie ein überdimensionales Kissen. Ohne Vorwarnung entfaltete es sich beinahe wie ein gigantischer Kasperle aus der Schachtel. Perlmutter sprang zurück, als der Kopf heraus kullerte und hart auf den Asphalt aufschlug.

Was allerdings keine Rolle mehr spielte. Rocky Conwell war längst tot.

Und was jetzt?

Grace starb vor Hunger. Sie fuhr über die George Washington Bridge, nahm die Ausfahrt Jones Road und hielt bei einem chinesischen Restaurant an, das interessanterweise »Bei Baumgart« hieß. Sie aß stumm, fühlte sich so einsam wie nie zuvor und versuchte, Haltung zu bewahren. Was war geschehen? Vorgestern - war es wirklich erst zwei Tage her? - hatte sie ihre Abzüge aus dem Fotogeschäft abgeholt. Das war alles. Das Leben war gut gewesen. Sie hatte einen Ehemann, den sie liebte und zwei wunderbare, aufgeweckte Kinder. Sie hatte Zeit zu malen. Alle waren gesund und das Bankkonto gut gefüllt gewesen. Und dann hatte sie ein Foto gesehen, ein altes Foto, und seither ...

Grace hatte Josh mit dem Sauerkrautbart schon beinah vergessen.

Er hatte den Film entwickelt. Er hatte seltsamerweise, kurz nachdem sie die Fotos abgeholt hatte, den Laden verlassen. Er musste derjenige gewesen sein, da war sie sicher, der das verdammte Foto in ihren Stapel geschmuggelt hatte.

Sie griff nach ihrem Handy, ließ sich von der Auskunft die Nummer des Fotogeschäfts in Kasselton geben und nahm sogar die Zusatzkosten dafür in Kauf, dass man sie direkt verband. Beim dritten Klingeln meldete sich jemand.

»Fotolabor.«

Grace sagte nichts. Es bestand kein Zweifel. Sie hätte den gelangweilten Leck-mich-doch-Slang jederzeit und überall wieder erkannt. Am anderen Ende war Josh, der Sauerkrautbart. Er war wieder im Laden.

Einen Augenblick war sie versucht, einfach aufzulegen, aber sie hatte das Gefühl, er könnte das als Warnung verstehen und sich veranlasst fühlen, wieder unterzutauchen. Sie verstellte die

Stimme, lispelte etwas und erkundigte sich, wann Ladenschluss sei.

»Na um sechs«, informierte sie Sauerkrautbart.

Sie bedankte sich noch, doch er hatte bereits aufgelegt. Die Rechnung lag schon auf dem Tisch. Sie bezahlte und versuchte, nicht zum Wagen zu rennen. Die Route 4 war leer. Sie raste an der dichten Kette von Einkaufszentren vorbei und fand unweit des Fotoladens einen Parkplatz. Ihr Handy klingelte.

»Hallo?«

»Carl Vespa hier.«

»Oh, hallo.«

»Tut mir Leid wegen gestern. Ich meine, dass ich Ihnen Jimmy X ohne Vorwarnung präsentiert habe.«

Sie überlegte, ob sie ihm von Jimmy X's nächtlichem Besuch erzählen sollte, und entschloss sich dagegen. Die Zeit war noch nicht reif. »Schon in Ordnung.«

»Ich weiß, es ist Ihnen egal, aber es sieht so aus, als würde Wade Larue frei kommen.«

»Vielleicht ganz in Ordnung so.«

»Vielleicht.« Doch Vespa klang alles andere als überzeugt.
»Sind Sie sicher, dass Sie keinen Schutz brauchen?«

»Hundert Pro.«

»Falls Sie Ihre Meinung ändern ...«

»Rufe ich an.«

Es entstand eine seltsame Pause. »Was von Ihrem Mann gehört?«

»Nein.«

»Hat er eine Schwester?«

Grace nahm das Handy in die andere Hand. »Ja. Warum?«

»Heißt sie Sandra Koval?«

»Ja. Was hat sie damit zu tun?«

»Wir sprechen später darüber.«

Er legte auf. Grace starnte auf ihr Handy. Was zum Teufel soll-

te das nun wieder? Sie schüttelte den Kopf. Es war zwecklos, ihn noch einmal anzurufen. Sie versuchte, sich auf andere Dinge zu konzentrieren.

Grace ergriff ihre Handtasche und hinkte hastig zum Fotoladen. Ihr Bein schmerzte. Jeder Schritt kostete Überwindung. Sie hatte das Gefühl, einen Klotz am Bein zu haben. Grace kämpfte um jeden Meter. Sie war noch drei Ladengeschäfte entfernt, als ihr ein Mann im Anzug in den Weg trat.

»Mrs. Lawson?«

Ein seltsamer Gedanke beschlich Grace, als sie den Fremden betrachtete: Sein sandfarbenes Haar hatte beinahe die gleiche Farbe wie sein Anzug, so dass beide aus dem gleichen Material zu bestehen schienen.

»Ja, bitte?«, fragte sie.

Der Mann griff in die Jackettasche und zog ein Foto heraus. Er hielt es ihr unter die Nase. »Haben Sie dieses Bild ins Internet gestellt?«

Es war eine Kopie des geheimnisvollen Fotos von der Blondine und der Rothaarigen.

»Wer sind Sie?«

»Ich heiße Scott Duncan«, antwortete der Mann mit dem sandfarbenen Haar. Er deutete auf die Blondine, die Frau, die zu Jack aufsah, diejenige, deren Gesicht ein dickes X verdeckte.

»Das«, fuhr Scott Duncan fort, »ist ein Foto meiner Schwester.«

26

Perlmutter hatte Lorraine Conwell die schreckliche Nachricht so schonend wie möglich beigebracht.

Er war schon häufig Überbringer schlechter Nachrichten gewesen. Normalerweise handelte es sich um Autounfälle auf der Route 4 oder dem Garden State Parkway. Lorraine Conwell war

zuerst in Tränen ausgebrochen. Dann hatte Benommenheit von ihr Besitz ergriffen und die Tränen getrocknet.

Jetzt saß Lorraine Conwell steif und aufrecht da. Ihre Lippen zitterten ein wenig. Sie wirkte klein und hilflos, und es kostete Perlmutter Überwindung, sie nicht einfach in die Arme zu nehmen.

»Rocky und ich«, begann sie. »Wir wollten wieder zusammenziehen.«

Perlmutter nickte aufmunternd.

»Ist meine Schuld, wissen Sie. Ich habe Rocky gezwungen zu gehen. Hätte ich nicht tun sollen.« Sie sah mit ihren veilchenblauen Augen zu ihm auf. »Er war anders, als wir uns kennen gelernt haben. Damals hatte er noch Träume. Er war so selbstsicher. Aber als er nicht mehr Football spielen konnte, das hat ihn fertig gemacht. Damit konnte ich nicht leben.«

Perlmutter nickte erneut. Er wollte ihr helfen, ihr Gesellschaft leisten, aber für eine ungekürzte Lebensgeschichte fehlte ihm Zeit. Er musste die Sache beschleunigen und sich dann verabschieden. »Gab es jemanden, der Rocky ans Leder wollte? Hatte er Feinde?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Niemanden.«

»Er hat im Gefängnis gesessen.«

»Ja. Das war idiotisch. Er war in eine Kneipenschlägerei geraten. Dabei ist er ausgeflippt.«

Perlmutter warf Daley einen Blick zu. Er wusste von der Schlägerei. Sie waren der Sache bereits auf der Spur, versuchten festzustellen, ob das Opfer sich hatte rächen wollen. Bislang gab es keine Hinweise darauf.

»Hatte Rocky einen Job?«

»Ja.«

»Wo?«

»In Newark. Er hat in der Budweiser-Brauerei gearbeitet. In der Filiale am Flughafen.«

»Sie haben uns gestern angerufen«, bemerkte Perlmutter.

Sie nickte, den Blick unverwandt geradeaus gerichtet.

»Sie haben mit Officer DiBartola gesprochen.«

»Ja. Er war sehr nett.«

Richtig. »Sie sagten ihm, Rocky sei von der Arbeit nicht nach Hause gekommen.«

Sie nickte.

»Ihr Anruf kam am frühen Morgen. Sie sagten, ex habe die Nacht durchgearbeitet.«

»Das stimmt.«

»Hatte er Nachschicht in der Brauerei?«

»Nein. Er hatte noch einen zweiten Job.« Sie wand sich.
»Schwarzarbeit.«

»Und was hat er da gemacht?«

»Er hat für diese Frau gearbeitet!«

»Was gearbeitet?«

Sie wischte sich mit einem Finger eine Träne weg. »Rocky hat nicht viel erzählt. Ich glaube, er hat für sie gerichtliche Vorladungen überbracht und so.«

»Können Sie uns den Namen dieser Frau nennen?«

»Klang irgendwie ausländisch. Ich kann's nicht aussprechen.«

Perlmutter musste nicht lange nachdenken. »Indira Khariwalla?«

»Genau. So heißt sie.« Lorraine Conwell sah ihn an. »Kennen Sie sie?«

Er kannte sie. War lange her, aber ja, Perlmutter kannte sie ziemlich gut.

*

Grace hatte Scott Duncan das Foto gegeben, auf dem alle fünf Personen zu sehen waren. Er konnte sich offenbar nicht satt sehen, besonders nicht an seiner Schwester. Sein Finger glitt über ihr Gesicht. Grace konnte es kaum mit ansehen.

Sie saßen mittlerweile bei Grace zu Hause in der Küche. Sie unterhielten sich bereits seit einer halben Stunde.

»Und das haben Sie vor zwei Tagen bekommen?«, fragte Scott Duncan.

»Ja.«

»Und dann ist Ihr Mann ... Das ist er doch, oder?« Scott Duncan deutete auf Jacks Bild.

»Ja.«

»Er ist auf und davon?«

»Er ist verschwunden«, sagte sie. »Er ist nicht auf und davon.«

»Richtig. Sie glauben, dass man ihn entführt hat?«

»Ich habe keine Ahnung, was ihm zugestoßen ist. Ich weiß nur, dass er in Schwierigkeiten ist.«

Scott Duncans Blick blieb auf das alte Foto gerichtet. »Weil er Sie irgendwie gewarnt hat? Davon gesprochen hat, er braucht >Abstand<?«

»Mr. Duncan, ich wüsste gern, wie Sie auf dieses Bild gestoßen sind. Und vor allem, wie Sie mich ausfindig machen konnten.«

»Sie haben dieses Foto als Spam-Post verschickt. Jemand hat das Foto erkannt und es an mich weitergeleitet. Ich habe den Absender zurückverfolgt und ihn ein bisschen unter Druck gesetzt.«

»Ist das der Grund, weshalb wir keine Antworten bekommen haben?«

Duncan nickte. »Ich wollte zuerst mit Ihnen reden.«

»Ich habe Ihnen alles gesagt, was ich weiß. Ich wollte gerade den Kerl im Fotoladen zur Rede stellen, als Sie aufgetaucht sind.«

»Den knöpfen wir uns noch vor. Keine Angst.«

Er konnte den Blick nicht von dem Foto wenden. Geredet hatte nur sie. Alles, was sie von ihm erfahren hatte, war, dass diese Blondine seine Schwester war. Grace deutete auf das Gesicht mit dem X. »Erzählen Sie mir von ihr.«

»Sie hieß Geri. Sagt Ihnen der Name was?«

»Tut mir Leid. Nein.«

»Ihr Mann hat sie nie erwähnt? Geri Duncan.«

»Nicht dass ich wüsste.« Dann: »Sie sagten >hieß<.«

»Wie?«

»Sie sagten, sie hieß Geri.«

Duncan nickte. »Sie ist mit einundzwanzig bei einem Brand ums Leben gekommen. In ihrem Zimmer im Studentenheim.«

Grace erstarnte. »Dann hat sie an der Tufts University studiert, stimmt's?«

»Ja. Woher wissen Sie das?«

Jetzt ergab das alles einen Sinn - warum ihr das Gesicht des Mädchens bekannt vorgekommen war. Grace hatte sie nicht gekannt, aber damals war ihr Bild in den Zeitungen erschienen. Grace war damals in physiotherapeutischer Behandlung gewesen und hatte zu viele Illustrierte gelesen. »Ich erinnere mich, davon gelesen zu haben. War das nicht ein Unfall? Kurzschluss oder so?«

»Das habe ich immer geglaubt. Bis vor drei Monaten.«

»Was ist passiert?«

»Die Staatsanwaltschaft hat einen Mann verhaftet, der sich Monte Scanion nennt. Ein Auftragskiller. Er hat dafür gesorgt, dass es wie ein Unfall aussah.«

Grace versuchte das zu verarbeiten. »Und davon haben Sie erst vor drei Monaten erfahren?«

»Ja.«

»Haben Sie Nachforschungen angestellt?«

»Ich bin immer noch dabei. Aber inzwischen sind Jahre vergangen.« Seine Stimme klang jetzt weicher. »Sind nicht mehr viele Spuren zu finden - nach all der Zeit.«

Grace wandte sich ab.

»Ich habe herausgefunden, dass Geri zu diesem Zeitpunkt mit einem Jungen befreundet war - einem Ortsansässigen namens Shane Alworth. Sagt Ihnen der Name was?«

»Nein.«

»Sicher nicht?«

»Ziemlich sicher nicht.«

»Er war vorbestraft. Nichts Ernstes. Aber ich habe ihn überprüft.«

»Und?«

»Er ist verschwunden.«

»Verschwunden?«

»Keine Spur von ihm. Ich kann keine Arbeitspapiere von ihm finden. Ich kann nicht den Schimmer eines Shane Alworth im Steuerzahlerregister entdecken. Es gibt keine Sozialversicherungsnummer für seinen Namen.«

»Und wie lange schon?«

»Sie meinen, seit wann er verschwunden ist?«

»Ja.«

»Ich habe die letzten zehn Jahre überprüft. Nichts.« Duncan griff in seine Jackettasche und zog ein weiteres Foto heraus. Er gab es Grace. »Erkennen Sie ihn?«

Sie betrachtete das Bild eingehend. Da bestand kein Zweifel. Es war der andere Junge auf ihrem Foto. Sie sah auf. Duncan nickte.

»Unheimlich, was?«

»Woher haben Sie das Foto?«, fragte sie.

»Von Shane Alworth' Mutter. Sie behauptet, ihr Sohn lebe in einer kleinen Stadt in Mexiko. Angeblich ist er Missionar oder so ähnlich und deshalb hier nirgendwo registriert. Shane hat noch einen Bruder in St. Louis, der als Psychologe arbeitet. Er bestätigt die Aussagen der Mutter.«

»Aber Sie kaufen den beiden das nicht ab?«

»Sie vielleicht?«

Grace legte das Foto auf den Tisch. »Wir kennen jetzt drei Personen auf diesem Bild«, sagte sie mehr zu sich selbst. »Da ist Ihre Schwester, die ermordet wurde. Ihr Freund Shane Alworth, der verschwunden ist. Und mein Mann, der unmittelbar nachdem er das Foto gesehen hatte, fortgefahren ist, ohne zu sagen, wohin. Stimmt das so ungefähr?«

»Ja, das stimmt.«

»Was hat Shanes Mutter sonst noch gesagt?«

»Dass man ihn nicht erreichen kann. Er sei irgendwo am Amazonas im Dschungel, glaubt sie.«

»Dschungel? Amazonas? Mexiko?«

»Ihr Geographie-Verständnis ist ziemlich wirr.«

Grace schüttelte den Kopf und deutete auf das Foto. »Bleiben also noch die anderen beiden Frauen. Irgendein Hinweis, wer sie sind?«

»Nein. Noch nicht. Ich habe Geris Leiche exhumieren lassen. Das hat Zeit gekostet. Außerdem wird eine umfassende Autopsie gemacht. Mal sehen, ob sie irgendwelche Beweise finden. Aber die Hoffnung ist gering. Das ...«, er deutete auf das Foto aus dem Internet, »... ist die einzige gute Spur, die ich bisher gefunden habe.«

Die Hoffnung, die aus seiner Stimme sprach, störte: sie irgendwie. »Ist vielleicht nur ein harmloses Bild«, sagte sie.

»Das glauben Sie doch selbst nicht.«

Grace legte die Hände auf den Tisch. »Glauben Sie, mein Mann hatte was mit dem Tod Ihrer Schwester zu tun?«

Duncan rieb sich das Kinn. »Gute Frage«, murmelte er.

Sie wartete.

»Vermutlich hatte er was damit zu tun. Aber ich glaube nicht, dass er sie getötet hat, falls Sie das meinen. Irgendetwas muss vor langer Zeit mit diesen jungen Leuten passiert sein. Meine Schwester kam bei einem Zimmerbrand ums Leben. Ihr Mann scheint nach Europa geflüchtet zu sein. Frankreich, sagten Sie; oder?«

»Ja.«

»Und Shane Alworth ist ebenfalls wie vom Erdboden verschwunden. Ich meine, das hängt doch alles irgendwie zusammen. Gibt keine andere Erklärung.«

»Meine Schwägerin weiß etwas.«

Scott Duncan nickte. »Sagten Sie nicht, sie sei Anwältin?«

»Ja. Bei Burton und Crimstein.«

»Das ist schlecht. Ich kenne Hester Crimstein. Wenn sie uns

freiwillig nichts sagen will, werde ich kaum etwas ausrichten können.«

»Was machen wir also?«

»Wir klopfen auf den Busch.«

»Klopfen auf den Busch?«

Er nickte. »Ist die einzige Methode, die Sache ins Rollen zu bringen.«

»Dann sollten wir damit anfangen, uns diesen Josh vom Fotoladen vorzuknöpfen«, sagte Grace. »Er hat mir dieses Foto zugesteckt. «

Duncan stand auf. »Wäre immerhin ein Ansatz.«

»Gehen Sie gleich zu ihm?«

»Ja.«

»Dann möchte ich mitkommen.«

»Gut. Gehen wir.«

»Captain Perlmutter! Wie er leibt und lebt. Was verschafft mir die Ehre?«

Indira Khariwalla war klein und hatte die Haut einer Dörrpflaume. Ihr dunkler Teint verriet wie ihr Name die Inderin aus Bombay. Sie war noch immer eine attraktive Frau, aber längst nicht mehr die exotische Verführerin, die sie in der Blüte ihrer Jugend gewesen war.

»Ist lange her«, sagte er.

»Ja.« Das Lächeln, einst von umwerfendem Charme, wirkte angestrengt, ihre Haut knitterig und brüchig. »Aber lassen wir die Vergangenheit lieber ruhen.«

»Ganz in meinem Sinn.«

Als Perlmutter in Kasselton angefangen hatte, war sein Partner Steve Goedert gewesen, ein altgedienter Polizist kurz vor seiner Pensionierung und ein großartiger Kumpel. Sie hatten eine tiefe Freundschaft füreinander entwickelt. Goedert hatte drei

Kinder, alle erwachsen, und eine Frau namens Susan. Perlmutter hatte keine Ahnung, wie Goedert Indira kennen gelernt hatte. Jedenfalls hatten sie eine Affäre gehabt. Susan war dahinter gekommen.

Lange Rede kurzer Sinn, die Folge war eine hässliche Scheidung gewesen.

Als die Anwälte mit Goedert fertig waren, war er pleite. Er verdingte sich als Privatdetektiv und spezialisierte sich zynischerweise auf Ehebruch. Zumindest behauptete er dies. Perlmutter allerdings glaubte, dass er mit falschen Karten spielte - Klienten auf hinterhältige Weise in die Falle lockte. Und Indira als Köder benutzte. Sie näherte sich dem Ehemann, verführte ihn und Goedert machte Fotos. Perlmutter riet ihm mehrfach, damit aufzuhören. Ehebruch war kein Kinderspiel. Es war nicht lustig, Männer derart auf die Probe zu stellen.

Es dauerte nicht lange, bis Goedert an der Flasche hing. Auch er besaß eine Waffe und setzte eines Tages seinem Leben ein Ende. Nach seinem Tod machte Indira allein weiter. Sie übernahm die Detektei, ließ Goederts Namen aber an der Tür.

»Verdammst lange her«, sagte sie leise.

»Hast du ihn geliebt?«

»Geht dich nichts an.«

»Du hast sein Leben ruiniert.«

»Glaubst du wirklich, dass ich so viel Macht über die Männer habe?« Sie rutschte unruhig auf ihrem Stuhl hin und her. »Was kann ich für dich tun, Captain Perlmutter?«

»Du hast einen Angestellten namens Rocky Conwell.«

Sie antwortete nicht.

»Ich weiß, er arbeitet schwarz bei dir. Aber das interessiert mich nicht.«

Schweigen. Er knallte ein ungeschöntes Foto von Conwells Leiche auf den Tisch.

Indiras Augen zuckten in der Absicht in Richtung Foto, alles

als unwesentlich abzutun, und konnte doch den Blick nicht davon wenden. »Himmel, die Berge!«

Perlmutter wartete. Doch Indira sagte nichts mehr. Sie starre noch einen Moment auf das Foto, dann warf sie den Kopf in den Nacken.

»Seine Frau sagt, er habe für dich gearbeitet.«

Sie nickte.

»Und was hat er gemacht?«

»Nachschichten.«

»Was hat er während dieser Nachschichten gemacht?«

»Sachpfändungen. Gelegentlich hat er auch Vorladungen überbracht.«

»Was sonst noch?«

Sie sagte nichts.

»Wir haben eine Kamera mit Weitwinkelobjektiv und ein Fernglas in seinem Wagen gefunden.«

»Na und?«

»Sieht verdammt danach aus, als habe er jemanden beschattet.«

Sie sah ihn an. In ihren Augen schimmerten Tränen. »Glaubst du, er ist dabei ermordet worden?«

»Wäre eine logische Folgerung. Sicher weiß ich es erst, wenn du mir sagst, auf wen du ihn angesetzt hastest.«

Indira wandte den Blick ab. Sie begann mit dem Stuhl zu wippen.

»Hat er vorgestern Nacht jemand beschattet?«

»Ja.«

Erneutes Schweigen.

»Was genau war sein Auftrag, Indira?«

»Kann ich nicht sagen.«

»Warum nicht?«

»Ich habe Klienten. Die haben Rechte. Du kennst das Procedere, Stu.«

»Du bist keine Anwältin.«

»Nein, aber ich kann für Anwälte arbeiten.«

»Soll das heißen, dass er einen Job im Auftrag eines Anwalts durchgeführt hat?«

»Das soll gar nichts heißen.«

»Möchtest du dir das Foto noch mal ansehen?«

Sie hätte beinahe gelächelt. »Meinst du, das löst mir die Zunge?« Trotzdem warf Indira noch einen Blick darauf. »Ich sehe kein Blut«, bemerkte sie.

»Gab auch keines.«

»Er ist nicht erschossen worden?«

»Nein, ist er nicht. Weder Schusswaffe noch Messer waren im Spiel.«

Sie schien verwirrt. »Wie ist es dann passiert?«

»Weiß ich noch nicht. Der Pathologe hat ihn gerade auf dem Tisch. Aber ich habe da eine Vermutung. Interessiert?«

Sie war es nicht. Dennoch nickte sie bedächtig.

»Er ist erstickt.«

»Du meinst, man hat ihn erwürgt?«

»Kaum. Waren keine Würgemarkale am Hals.«

Sie runzelte die Stirn. »Rocky war ein großer Bursche. Hatte die Kraft eines Ochsen. Muss Gift gewesen sein oder so was Ähnliches.«

»Glaube ich nicht. Der Polizeiarzt meinte, sein Kehlkopf sei
• ziemlich ramponiert aus.«

Sie schien perplex.

»Genauer ausgedrückt, hat ihm jemand die Kehle zerquetscht wie ein rohes Ei.«

»Soll das heißen, jemand hat ihm mit bloßen Händen den Hals umgedreht?«

»Genaueres wissen wir noch nicht.«

»Unmöglich. Dazu war er einfach zu kräftig gebaut«, wiederholte sie.

»Hinter wem war er her?«, wollte Perlmutter wissen.

»Lass mich kurz telefonieren. Warte im Flur.«

Er gehorchte. Er musste nicht lange warten.

Als Indira herauskam, war sie kurz angebunden. »Ich kann dir nichts sagen«, erklärte sie. »Tut mir Leid.«

»Befehl des Anwalts?«

»Ich kann dir nichts sagen.«

»Ich komme wieder. Mit einem richterlichen Befehl.«

»Viel Glück«, sagte sie und wandte sich ab. Und Perlmutter hatte den Eindruck, dass sie es fast ehrlich meinte.

27

Grace und Scott Duncan kehrten zum Fotolabor zurück. Graces Mut sank, als sie eintraten und sie Sauerkrautbart nirgends entdecken konnte. Bruce, der stellvertretende Geschäftsführer, stand hinter der Theke. Er warf sich in die Brust. Als Scott Duncan seine Dienstmarke zückte, fiel er sofort wieder in sich zusammen. »Josh hat gerade Mittagspause«, sagte er.

»Wissen Sie, wo er die verbringt?«

»Normalerweise geht er zu *Taco Bell*. Liegt gleich die Straße hinunter.«

Grace kannte den Imbiss. Sie lief als Erste hinaus, aus Angst, erneut Joshs Spur zu verlieren. Scott Duncan folgte. Unmittelbar nachdem sie das *Taco Bell* betreten hatten und Grace der Duft von gebratenem Speck entgegenschlug, entdeckte sie auch schon Josh.

Und was gleichermaßen wichtig war, Josh entdeckte sie. Seine Augen wurden groß.

Scott Duncan stand neben ihr. »Ist er das?«

Grace nickte.

Josh, der Sauerkrautbart, saß allein an einem Tisch. Er hielt den Kopf jetzt leicht gesenkt, das Haar hing ihm wie ein Vorhang ins Gesicht. Sein Gesichtsausdruck - Grace hatte den Verdacht,

dass er zu keinem anderen fähig war - wirkte griesgrämig. Er biss in seinen Taco, als sei dies eine Beleidigung für seine Lieblings-Grunge-Gruppe. Er hatte die Kopfhörer aufgesetzt. Das Kabel fiel in die Sour Cream. Grace widerstrebe Besserwisserei, aber sich den ganzen Tag mit dieser Art von Musik voll zu dröhnen, konnte wirklich nicht gesund sein. Grace mochte Musik. Wenn sie allein war, drehte sie sie häufig auf volle Lautstärke, sang mit, tanzte, was auch immer. Es war also nicht die Musik, nicht einmal die Lautstärke, die sie störte. Aber welchen Einfluss hatte es wohl auf den Geisteszustand eines jungen Menschen, wenn ständig diese zornigen, harten Rhythmen in seinen Ohren vibrierten? Akustische Ausgrenzung, Einsamkeit hinter einer Mauer aus Rhythmen und, um Elton John zu zitieren, Unentrinnbarkeit. Nicht ein Geräusch des Lebens, das um ihn herum tobte, drang bis zu ihm durch. Nicht der geringste Gesprächsfetzen. Ein künstlicher Soundtrack zum Film des eigenen Lebens.

Das konnte nicht gesund sein.

Josh senkte den Kopf noch tiefer, tat, als sähe er sie nicht. Grace ließ ihn nicht aus den Augen, während sie auf ihn zugingen. Er war so jung. Er sah bemitleidenswert einsam aus, wie er so dasaß. Sie dachte an seine Hoffnungen und Träume, und dass er aussah, als sei ihm ein Lebensweg voller Enttäuschungen bereits vorherbestimmt. Sie dachte an Joshs Mutter, wie sehr sie sich bemüht haben und welche Sorgen sie sich machen musste. Sie dachte an ihren eigenen Sohn, ihren kleinen Max, und was sie tun würde, wenn er je auf diese Weise abzurutschen (drohte).

Grace und Scott Duncan blieben vor Joshs Tisch stehen. Er nahm noch einen Bissen und hob dann langsam den Blick. Die Musik, die aus seinen Kopfhörern drang, war so laut, dass Grace sogar den Text verstehen konnte. Es schien um Schlampen und Nutten zu gehen. Scott Duncan übernahm die Regie. Sie ließ es zu.

»Erkennen Sie die Dame hier?«, fragte Scott.

Josh zuckte die Schultern. Er stellte die Musik leiser.

»Nehmen Sie die Dinger runter!«, befahl Duncan. »Sofort!« Er gehorchte, ließ sich dabei jedoch Zeit.

»Ich habe gefragt, ob Sie die Dame hier erkennen.«

Josh sah in Graces Richtung. »Ja, schätze schon.«

»Woher kennen Sie sie?«

»Von der Arbeit.«

»Sie arbeiten im Fotolabor. Richtig?«

»Ja.«

»Und Mrs. Lawson ist eine Kundin?«

»Hab ich doch gesagt.«

»Erinnern Sie sich, wann sie das letzte Mal im Laden gewesen ist?«

»Nein.«

»Denken Sie nach!«

Er zuckte die Achseln.

»Wie wär's mit vor zwei Tagen? Könnte das sein?«

erneutes Schulterzucken. »Könnte sein.«

Scott Duncan hielt den Umschlag des Labors in der Hand.
»Sie haben diesen Film entwickelt. Stimmt's?«

»Wenn Sie's sagen.«

»Nein, ich frage Sie. Sehen Sie sich den Umschlag an.«

Er tat es. Grace schwieg. Josh hatte Duncan nicht gefragt, wie er hieß. Er hatte nicht gefragt, was sie von ihm wollten. Das machte sie stutzig.

»Ja, den Film hab ich entwickelt.«

Duncan zog das Foto heraus, auf dem seine Schwester zu sehen war. Er legte es auf den Tisch. »Haben Sie das Foto in Mrs. Lawsons Umschlag gesteckt?«

»Nein«, sagte Josh.

»Sind Sie sicher?«

»Absolut.«

Grace wartete einen Moment. Sie wusste, dass er log. Dann ergriff sie zum ersten Mal das Wort. »Woher wollen Sie das wissen?«

Beide sahen sie an. »Wie meinen?«, fragte Josh.

»Wie entwickeln Sie die Filme?«

»Was heißt wie?«, fragte er noch einmal.

»Sie legen die Filmrolle in die Maschine ein«, fuhr Grace fort.

»Die Fotos kommen in einem Stapel raus. Dann stecken Sie den Stapel in den Umschlag. Ist das richtig?«

»Ja.«

»Sehen Sie sich jedes Foto an, das Sie entwickeln?«

Er schwieg. Er sah sich beinahe Hilfe suchend um.

»Ich habe Sie bei der Arbeit beobachtet«, sagte Grace. »Sie lesen Ihre Zeitschriften. Sie hören Ihre Musik. Sie überprüfen nicht jedes Foto. Ich frage Sie daher, Josh, woher wollen Sie wissen, welche Fotos in diesem Stapel waren?«

Josh sah zu Scott Duncan. Von dort konnte er keine Hilfe erwarten. Er wandte sich wieder an sie. »Ist komisch. Mehr weiß ich nicht.«

Grace wartete.

»Das Foto sieht uralt aus. Hat dasselbe Format, aber das ist kein Kodak-Papier. Das wollte ich damit sagen. Hab es noch nie zuvor gesehen.« Josh war mit sich zufrieden. Seine Augen leuchteten auf, erwärmten sich für seine Lüge. »Genau. Ich dachte, dass er's so gemeint hat. Als er sagte, ob ich's reingesteckt hätte. Ob ich's schon mal gesehen hätte.«

Grace sah ihn einfach nur an.

»Hören Sie. Ich habe keine Ahnung, was durch die Maschine läuft. Aber den Abzug habe ich noch nie gesehen. Mehr weiß ich nicht, okay?«

»Josh?«

Das war Scott Duncan. Josh wandte sich ihm zu.

»Der Abzug ist in Mrs. Lawsons Fotostapel gelandet. Haben Sie eine Ahnung, wie das passiert sein könnte?«

»Vielleicht hat sie das Foto selbst aufgenommen.«

»Hat sie nicht?«, widersprach Duncan.

Josh zuckte erneut ausgiebig mit den Schultern. Er musste kräftige Schultern haben von dem häufigen Gezucke.

»Erzählen Sie mal, wie das funktioniert. Wie entwickeln Sie diese Bilder?«

»Wie ich schon gesagt hab. Ich lege den Film in die Maschine. Die macht den Rest. Ich stell nur das Format und die Zahl ein.«

»Zahl? Welche Zahl?«

»Na, Sie wissen schon. Die Anzahl der Abzüge von jedem Negativ ... eins, zwei... je nach Wunsch.«

»Und die Abzüge kommen dann in einem Stapel raus?«

»So isses.«

Josh war jetzt entspannter, wähnte sich in sicherem Fahrwasser.

»Und Sie stecken die Bilder dann in einen Umschlag?«

»Richtig. In den Umschlag, den der Kunde bereits ausgefüllt hat. Dann lege ich die Umschläge in alphabetischer Reihenfolge ab. Das is alles.«

Scott Duncan sah Grace an. Sie sagte nichts. Er zückte seine Dienstmarke. »Wissen Sie, was diese Marke bedeutet?«

»Nein.«

»Sie bedeutet, dass ich für die Staatsanwaltschaft der Vereinigten Staaten arbeite. Sie bedeutet, dass ich Ihnen das Leben verdammt unangenehm machen kann, falls Sie mich ärgern. Kapiert?«

Josh sah plötzlich etwas verängstigt aus. Er brachte ein Nicken zustande.

»Ich frage Sie also noch einmal: Wissen Sie etwas über dieses Foto?«

»Nein. Das schwör ich.« Er sah sich um. »Ich muss jetzt wieder ins Labor zurück.«

Er stand auf. Grace vertrat ihm den Weg. »Warum sind Sie vorgestern früher aus dem Laden weggegangen?«

»Was is?«

»Ungefähr eine Stunde, nachdem ich meine Abzüge abgeholt hatte, bin ich zurückgekommen. Da waren Sie nicht mehr da. Und auch am nächsten Morgen nicht. Also. Was ist passiert?«

»War krank«, sagte er.

»Ach ja?«

»Ja.«

»Geht's Ihnen jetzt wieder besser?«

»Schon.« Er wollte sich an ihr vorbeidrängen.

»Komisch«, fuhr Grace fort. »Der Geschäftsführer hat nämlich gesagt, Sie hätten einen Notfall in der Familie gehabt. Haben Sie ihm das erzählt?«

»Ich muss wieder an die Arbeit«, zischte er, und diesmal drängte er sich an ihr vorbei und stürmte aus dem Restaurant.

*

Beatrice Smith war nicht zu Hause.

Eric Wu brach ohne Probleme in ihr Haus ein. Er machte einen Rundgang. Niemand zu Hause. Ohne die Handschuhe auszuziehen, stellte er den Computer an. Ihre PIM-Software - das ist die Abkürzung für Personal Information Manager, eine Art Terminkalender - war von Time & Chaos. Er öffnete die Datei und ging ihren Terminkalender durch.

Beatrice Smith war zu Besuch bei ihrem Sohn, einem Arzt in San Diego. Sie kam erst in zwei Tagen zurück. Das rettete ihr das Leben. Wu dachte über die verschlungenen Wege des Schicksals nach. Er konnte nicht anders. Er überprüfte Beatrice Smith' Terminkalender in den beiden zurückliegenden und den zwei kommenden Monaten. Keinerlei Reisen mit Übernachtungen waren verzeichnet. Zu jedem anderen Zeitpunkt, an dem er hätte kommen können, wäre Beatrice Smith' Leben zu Ende gewesen. Wu sah die Dinge gern durch diese Brille, vergegenwärtigte sich gern, dass es die kleinen Dinge des Lebens waren, das Unbewusste, die Dinge, die wir weder wissen noch kontrollieren können, die den

Ausschlag gaben. Man konnte es Schicksal, Glück, Zufall oder Gott nennen. Wu fand es faszinierend.

Beatrice Smith hatte eine Doppelgarage. Ihr brauner Landrover stand auf der rechten Seite. Der linke Platz war frei. Auf dem Beton zeichnete sich ein Ölfleck ab. Wu nahm an, dass dort Maurys Wagen gestanden hatte. Beatrice ließ ihn jetzt offenbar stets frei - Wu musste dabei an Freddy Sykes' Mutter denken - wie eine Seite des Ehebettes. Wu parkte den Ford Windstar eben dort. Er öffnete den Kofferraum. Jack Lawson sah mitgenommen aus. Er nahm ihm die Fußfesseln ab, damit er gehen konnte. Die Hände ließ er an den Gelenken gefesselt. Wu führte den Mann ins Haus. Jack Lawson stürzte zwei Mal. Die Blutzufuhr zu seinen Beinen war noch gestört. Wu hielt ihn am Hemdkragen aufrecht.

»Ich nehme Ihnen den Knebel ab«, sagte Wu.

Jack Lawson nickte. Wu sah es an Lawsons Augen. Der Widerstand des Mannes war gebrochen. Wu hatte ihn nicht übermäßig verletzt - jedenfalls noch nicht -, aber wenn jemand lange genug allein mit seinen Gedanken im Dunkeln gelegen hat, nimmt die Psyche Schaden. Das war in jedem Fall gefährlich. Der Schlüssel zur Heiterkeit, das wusste Wu, war Beschäftigung, war immer in Bewegung zu bleiben. Dann stellten sich Fragen nach Schuld oder Unschuld nicht. Man denkt nicht an Vergangenheit oder Träume, Freuden oder Enttäuschungen. Man sorgt sich nur noch ums Überleben. Verletzen oder verletzt werden. Töten oder getötet werden.

Wu nahm ihm den Knebel ab. Lawson bettelte nicht, noch flehte er oder stellte Fragen. Über dieses Stadium war er hinaus. Wu band ihn mit den Beinen an einen Stuhl. Er durchsuchte Speisekammer und Kühlschrank. Sie aßen beide schweigend. Anschließend spülte Wu das Geschirr ab und räumte auf. Jack Lawson blieb an den Stuhl gefesselt.

Wus Handy klingelte. »Ja?«

»Wir haben ein Problem.«

Wu wartete.

»Als du ihn dir geschnappt hast, hatte er eine Kopie des Fotos dabei, richtig?«

»Ja.«

»Und er hat gesagt, es gäbe keine weiteren Abzüge?«

»Ja.«

»Das stimmt nicht.«

Wu schwieg.

»Seine Frau hat eine Kopie. Und sie geht damit hausieren.«

»Verstehe.«

»Kümmerst du dich darum?«

»Nein«, sagte Wu. »Ich kann in die Gegend nicht zurück.«

»Warum nicht?«

Wu antwortete nicht.

»Vergiss, dass ich gefragt habe. Wir bitten Martin. Er weiß über ihre Kinder Bescheid.«

Wu sagte nichts. Die Idee gefiel ihm nicht, aber das behielt er für sich.

»Wir kümmern uns darum«, sagte die Stimme am Telefon, bevor aufgelegt wurde.

28

»Josh lügt«, sagte Grace.

Sie waren wieder auf der Main Street. Wolken verdichteten sich bedrohlich, doch vorerst blieb es bei hoher Luftfeuchtigkeit. Scott Duncan deutete auf ein Gebäude weiter oben. »Ich könnte jetzt einen Kaffee bei Starbucks brauchen«, gestand er.

»Warten Sie. Sie glauben nicht, dass er lügt?«

»Er ist nervös. Das ist ein Unterschied.«

Scott Duncan zog die Glastür auf. Grace ging hinein. Vor der Theke hatte sich eine Schlange gebildet. Es gibt wohl immer

eine Schlange bei *Starbucks*. Aus den Lautsprechern tönte ein altmodischer Blues gesungen von Billie Holiday, Dinah Washington oder Nina Simone. Als das Lied zu Ende war, setzte eine Mädchenstimme begleitet von einer Westerngitarre ein. Grace tippte auf Jewel, Aimee Mann oder Lucinda Williams.

»Was ist mit seinen Ungereimtheiten?«, fragte sie.

Scott Duncan runzelte die Stirn.

»Womit soll was sein?«

»Sieht Ihr Freund Josh wie jemand aus, der bereitwillig mit Behörden kooperiert?«

»Nein.«

»Also was erwarten Sie dann?«

»Sein Boss sagt, es habe einen Notfall in der Familie gegeben. Und er erzählt uns, er sei krank gewesen.«

»Das ist eine Ungereimtheit«, stimmte er zu.

»Aber?«

Scott Duncan zuckte übertrieben mit den Schultern, womit er Josh kopierte. »Ich habe eine Menge Fälle bearbeitet. Und wissen Sie, was ich dabei in Bezug auf Widersprüche gelernt habe?«

Sie schüttelte den Kopf. Im Hintergrund sprang der Milchschäumer an. Grace fühlte sich an das Getöse der Autostaubsau-ger an Tankstellen erinnert.

»Es gibt sie. Würde mich misstrauischer machen, wenn da gar keine wären. Die Wahrheit hat immer viele Gesichter. Hätte seine Geschichte ganz plausibel geklungen, wäre ich misstrauischer. Würde mich automatisch fragen, ob er sie erfunden und auswendig gelernt hat. Eine Lüge widerspruchsfrei zu erzählen, ist nicht schwierig. Aber was diesen Josh angeht ... fragen Sie ihn zwei Mal, was er zum Frühstück gegessen hat, und er kriegt's mit Sicherheit nicht mehr auf die Reihe.«

Sie rückten in der Schlange weiter auf. Die Bedienung hinter der Theke fragte nach ihren Wünschen. Duncan sah Grace an. Sie bestellte einen doppelten geeisten Espresso. Er nickte und

sagte: »Für mich dasselbe.« Er bezahlte mit einer *Starbucks*-Kundenkarte. Dann warteten sie auf ihre Getränke.

»Sie meinen also, er hat die Wahrheit gesagt?«, fragte Grace.

»Ich weiß nicht. Jedenfalls haben bei mir die Alarmglocken nicht geläutet.«

Grace war sich nicht so sicher. »Er muss es gewesen sein.«

»Warum?«

»Es kommt niemand anderes in Frage.«

Sie nahmen ihre Getränke und fanden einen Tisch in Fenster Nähe. »Erzählen Sie's mir noch mal der Reihe nach«, bat er.

»Was?«

»Wie's gewesen ist. Sie haben die Abzüge abgeholt. Josh hat Ihnen den Umschlag gegeben. Haben Sie sich die Fotos sofort angesehen?«

Grace starrte zur Decke und dann nach rechts. Sie versuchte sich an die Einzelheiten zu erinnern. »Nein.«

»Gut. Sie haben den Umschlag also genommen. Haben Sie ihn in Ihre Handtasche gesteckt?«

»Ich hab ihn in der Hand behalten.«

»Und dann?«

»Bin ich in den Wagen gestiegen.«

»Den Umschlag in der Hand?«

»Ja.«

»Wohin haben Sie ihn dann getan?«

»Auf die Konsole gelegt. Zwischen den beiden Vordersitzen.«

»Wohin sind Sie gefahren?«

»Ich wollte Max von der Schule abholen.«

»Haben Sie auf dem Weg irgendwo angehalten?«

»Nein.«

»Die Fotos waren also die ganze Zeit über in Ihrem Besitz?«

Grace musste unwillkürlich lächeln. »Sie klingen wie beim Check in am Flughafen.«

»Dort löchern Sie einen schon lange nicht mehr mit Fragen.«

»Mein letzter Flug ist auch schon eine ganze Weile her.« Sie lächelte dümmlich und merkte, weshalb sie plötzlich ziellos abgeschweift war. Duncan schien denselben Gedanken zu haben. Ihr war etwas eingefallen - etwas, das sie nicht weiter vertiefen wollte.

»Was?«, fragte er.

Sie schüttelte den Kopf.

»Mag sein, dass ich nicht bemerkt habe, dass Josh uns was verschweigt. Sie machen es mir leichter. Also was gibt's?«

»Nichts.«

»Ach kommen Sie schon, Grace.«

»Die Fotos sind die ganze Zeit bei mir gewesen.«

»Aber?«

»Das ist doch Zeitverschwendung. Ich weiß, dass Josh es gewesen ist. Es gibt keine andere Möglichkeit.«

»Aber?«

Sie holte tief Luft. »Ich sage das jetzt nur einmal. Und damit ist das Thema für mich erledigt. Okay?«

Duncan nickte.

»Es gab eine Person, die könnte - ich betone könnte - an die Fotos herangekommen sein.«

»Wer?«

»Ich habe im Wagen gesessen und auf Max gewartet. Dabei habe ich den Umschlag geöffnet und mir die ersten Fotos angesehen. Dann kam meine Freundin Cora.«

»Ist sie zu Ihnen in den Wagen gestiegen?«

»Ja.«

»Wo saß sie?«

»Auf dem Beifahrersitz.«

»Und die Fotos lagen auf der Konsole neben ihr?«

»Nein. Nicht mehr.« Ihre Stimme klang ganz kratzbürstig, so gereizt war sie. Die Wendung, die die Geschichte genommen hatte, passte ihr nicht. »Habe ich doch gerade gesagt. Ich war dabei, mir die Bilder anzusehen.«

»Aber Sie haben den Umschlag wieder beiseite gelegt?«

»Irgendwann, ja. Schätze schon.«

»Auf die Konsole?«

»Nehme ich an. Ich kann mich nicht erinnern.«

»Also hätte Ihre Freundin etwas damit anstellen können.«

»Nein. Ich bin die ganze Zeit über dabei gewesen.«

»Wer ist zuerst ausgestiegen?«

»Ich glaube, wir sind beide gleichzeitig ausgestiegen.«

»Sie haben eine leichte Gehbehinderung.«

Sie sah ihn an. »Na und?«

»Das Aussteigen muss für Sie doch umständlich sein.«

»Ich schaffe es ganz gut.«

»Ich bitte Sie, Grace. Helfen Sie mir. Es ist doch möglich - ich sage nicht wahrscheinlich -, dass Ihre Freundin das Foto in den Umschlag geschmuggelt hat, während Sie mit Aussteigen beschäftigt waren.«

»Möglich, sicher. Aber sie hat es nicht getan.«

»Auf keinen Fall?«

»Auf keinen Fall.«

»Sie vertrauen ihr so bedingungslos?«

»Ja. Aber selbst wenn nicht, ich meine, denken Sie doch mal nach. Was unterstellen Sie ihr? Dass sie das Foto in der Hoffnung mit sich herumgeschleppt hat, dass ich einen Umschlag mit Abzügen in meinem Wagen habe?«

»Nicht unbedingt. Vielleicht wollte sie es ursprünglich unbedeutend in Ihre Handtasche stecken. Oder ins Handschuhfach. Oder unter den Sitz. Keine Ahnung. Dann hat sie aber den Umschlag mit den Fotos gesehen und ...«

»Nein.« Grace hob die Hand. »So kommen wir nicht weiter. Es war nicht Cora. Reine Zeitverschwendungen.«

»Wie heißt Cora mit Nachnamen?«

»Das tut nichts zur Sache.«

»Sagen Sie's mir, und es ist erledigt.«

»Lindley. Cora Lindley.«

»Okay«, sagte er. »Belassen wir's dabei.« Trotzdem notierte er sich etwas auf einen kleinen Zettel.

»Und jetzt?«, fragte Grace.

Duncan sah auf die Uhr. »Ich muss wieder ins Büro.«

»Und was soll ich tun?«

»Durchsuchen Sie Ihr Haus. Für den Fall, dass Ihr Mann dort etwas versteckt hat... vielleicht haben Sie ja Glück.«

»Sie meinen, ich soll in den Sachen meines Mannes herumwühlen?«

»Klopfen Sie auf den Busch, Grace.« Er wandte sich zum Gehen. »Bleiben Sie am Ball. Ich melde mich bald wieder. Versprochen.«

29

Das Leben ging weiter.

Grace musste Lebensmittel einkaufen. Unter den gegebenen Umständen mochte das vielleicht seltsam klingen. Vor allem da ihre beiden Kinder auch mit einer eintönigen Diät vom Pizzadienst frohgemut überleben würden. Dennoch brauchten sie einige Grundnahrungsmittel wie Milch, Orangensaft (die Marke mit Kalziumzusatz und niemals das Fruchtkonzentrat), Eier, Brotaufstrich, Frühstücksflocken, Brot, Pasta, Spaghettisauce. Möglich, dass das Einkaufen sich auch als Balsam für die Seele erwies. War es doch ein Stück Normalität, die, wenn auch keine tröstliche, so doch im Ansatz wenigstens eine therapeutische Wirkung haben konnte.

Grace hielt vor dem King's Supermarkt am Franklin Boulevard an. Stammgeschäfte kannte sie nicht. Ihre Freundinnen hatten ausgesprochene Favoriten unter den Supermärkten und dachten nicht im Traum daran, bei der Konkurrenz fremdzugehen. Grace überließ die Auswahl dem Zufall. Denn Tropicana

Orangensaft blieb, wo immer man ihn auch kaufte, einfach nur Orangensaft der Marke Tropicana.

In diesem Fall lag King's Supermarkt Starbucks schlicht am nächsten. Damit war ihr die Entscheidung abgenommen.

Sie griff sich einen Einkaufswagen und tat so, als sei sie einfach eine Durchschnittshausfrau an einem ganz normalen Wochentag. Dieser Zustand dauerte nicht lange. Plötzlich musste sie wieder an Scott Duncan und seine Schwester denken und daran, was das alles wohl zu bedeuten habe mochte.

Was, überlegte Grace, bedeutet das alles für mich von jetzt an?

Zuallererst verwarf Grace die so genannte »Cora-Connection«. Sie existierte schlicht nicht. Duncan kannte Cora nicht. Er war von Berufs wegen misstrauisch. Grace wusste es besser. Cora war ein verrücktes Huhn, kein Zweifel. Aber das war gerade der Grund gewesen, weshalb sich Grace von Anfang an zu ihr hingezogen gefühlt hatte. Sie waren sich beim Schulkonzert begegnet, kurz nachdem die Lawsons in die Stadt gezogen waren. Während ihre Kinder die klassischen Lieder zum Schulanfang malträtiert hatten, hatten Grace und Cora in der Lobby ausharren müssen, da sie zu spät gekommen waren, um einen Sitzplatz zu ergattern. Cora hatte sich zu Grace herübergebeugt und geflüstert: »War leichter, beim Springsteen-Konzert in die erste Reihe zu kommen.« Grace hatte gelacht. Und so hatte ihre Freundschaft begonnen.

Aber Spaß beiseite und trotz aller Voreingenommenheit: Welches Motiv sollte Cora denn gehabt haben? Der beste Tipp war noch immer Josh mit dem Sauerkrautbart. Ganz logisch, dass er nervös war. Und er war grundsätzlich gegen jede Art: von Autorität. Doch da musste noch mehr dahinter stecken, da war Grace sicher. Cora konnten sie vergessen. Sie sollten sich auf Josh konzentrieren. Dort lag irgendwo der Hund begraben.

Max hatte im Moment eine Vorliebe für Speck. Es gab einen neumodischen Fertigspeck, den er bei einem Freund gegessen hatte. Sie sollte ihn unbedingt auch kaufen. Grace überprüfte die

Inhaltsstoffe. Wie alle anderen Amerikaner bemühte sie sich gegenwärtig, die Kohlenhydratzufuhr zu reduzieren. Das Zeug hatte überhaupt keine Kohlenhydrate. Kein einziges kleines Kohlenhydrat war angegeben. Dafür genügte der Natriumgehalt, um einem größeren Teich Meerwasserqualität zu verleihen. Kohlenhydrate dagegen waren Fehlanzeige.

Sie vertiefte sich weiter in die Zutatenliste - ein interessantes Potpourri von Begriffen, die sie hätte im Lexikon nachschlagen müssen -, als sie das eindeutige Gefühl beschlich, beobachtet zu werden. Die Packung noch immer auf Augenhöhe, wandte sie langsam den Blick. Am Ende des Ganges, auf der Höhe des Kühlregals mit Salami und Lyoner Wurst, stand ein Mann und starrte sie unverhohlen an. Niemand sonst war im Regalgang zu sehen. Er war groß, vielleicht einen Meter achtzig. Er trug einen Zehntage-Bart, Bluejeans, ein kastanienbraunes T-Shirt und eine schwarze Bomberjacke aus glänzendem Material. Auf seiner Baseballkappe prangte das Nike-Emblem.

Grace war der Mann völlig unbekannt. Er starrte sie noch einen Moment weiter an, dann begann er zu sprechen. Seine Stimme war ein kaum vernehmbares Flüstern.

»Mrs. Lamb«, sagte er zu ihr. »Zimmer 17.«

Im ersten Moment begriff sie erst einmal gar nichts. Sie stand nur da, unfähig, sich zu bewegen. Nicht, dass sie ihn nicht gehört hatte - sie hatte jedes Wort verstanden -, aber diese Äußerung aus dem Mund eines Fremden entbehrte jedes logischen Zusammenhangs, jeder Bedeutung für ihre Person.

In den ersten beiden Sekunden jedenfalls. Dann überkam es sie mit der Wucht einer Flutwelle ...

Mrs. Lamb. Zimmer 17 ...

Mrs. Lamb war Emmas Lehrerin. Zimmer 17 war Emmas Klassenzimmer.

Der Mann war bereits im Gehen begriffen, eilte den Regalgang entlang.

»Warten Sie!«, rief Grace. »He, Sie da!«

Der Mann drehte sich an der Ecke um. Grace lief hinter ihm her, versuchte, ihre Schritte zu beschleunigen, doch ihr schlimmes Bein, das verdammt Bein, behinderte sie. Sie erreichte das Ende des Ganges an der Rückwand bei der Geflügeltheke. Sie sah nach rechts und links.

Keine Spur von dem Fremden.

Was jetzt?

Mrs. Lamb. Zimmer 17 ...

Sie wandte sich nach rechts, kontrollierte jeden Regalgang im Vorübergehen. Ihre Hand glitt in ihre Handtasche, tastete nach dem Handy.

Ruhig bleiben, ermahnte sie sich. Ruf in der Schule an.

Grace versuchte schneller zu gehen, doch ihr Bein war plötzlich schwer wie Blei. Je mehr sie sich beeilte, desto heftiger zog sie ihr Bein nach. Als sie schließlich zu rennen versuchte, kam sie sich vor wie Quasimodo auf den Stufen des Glockenturms. Wie sie dabei aussah, spielte in diesem Moment natürlich keine Rolle. Sie musste nur funktionieren. Doch genau darin bestand das Problem. Sie war nicht schnell genug.

Mrs. Lamb. Zimmer 17 ...

Wenn er meinem Baby etwas angetan hat, wenn er sie auch nur schräg angesehen hat...

Grace hatte den letzten Gang erreicht, den Gang mit den Kühlregalen für Milch und Eier, den Gang, der zu weit vom Eingang entfernt lag, um zu spontanen Käufen zu animieren. Sie machte sich zur Ladenfront auf, hoffte, ihn auf diese Weise wieder zu finden. Im Gehen fummelte sie an ihrem Handy herum, und es war kein leichtes Unterfangen, währenddessen ihre Telefonliste nach der Nummer der Schule zu durchforsten.

Die Nummer war nicht gespeichert.

Mist. Grace wettete, dass die anderen Mütter, die patenten, guten Mütter mit dem selbstbewussten Lächeln und dem perfekten

Freizeitprogramm für ihre Kinder - dass genau die Telefonnummer der Schule in ihrem Mobiltelefon gespeichert hatten.

Mrs. Lamb. Zimmer 17 ...

Versuch die Auskunft, du Trottel. Wähle 411-

Sie drückte die Tasten. Als sie das Ende des Ganges erreicht hatte, sah sie die Reihe der Kassen entlang.

Keine Spur von dem Mann.

Im Telefon meldete sich die tiefe, donnernde Stimme: Verizon 411. Dann ein Ping und eine Frauenstimme ertönte: »Für Auskünfte in Englisch bleiben Sie in der Leitung. Para espanol, *por favor numero dos.*«

Und in diesem Moment, als sie dem Angebot in Spanisch lauschte, entdeckte Grace den Fremden.

Er stand bereits außerhalb des Supermarkts. Sie sah ihn durch die Panzerglassscheibe. Er trug noch immer die Mütze und die Windjacke. Er schlenderte sorglos - zu sorglos, wie sie fand - fröhlich pfeifend einher und ließ die Arme locker an seiner Seite pendeln. Sie wollte schon loslaufen, als etwas - etwas in der Hand des Mannes sie zur Salzsäure erstarrten ließ.

Das war unmöglich.

Erneut begriff sie nicht sofort. Der Anblick, der Impuls, den das Auge an das Gehirn weitergab, erreichte sein Ziel nicht, sondern löste eine Art Kurzschluss aus. Wieder dauerte es nicht lange. Nur ein oder zwei Sekunden.

Grace' Hand mit dem Telefon sank herab und hing leblos herunter. Der Mann ging weiter. Panik - eine nie gekannte Panik, ein Gefühl, angesichts dessen das Massaker von Boston zur Lappalie ver kam - legte sich tonnenschwer auf ihre Brust. Der Mann war fast schon außer Sichtweite. Auf seinem Gesicht lag ein Lächeln. Er pfiff noch immer. Seine Arme pendelten ausladend vor und zurück.

Und in seiner Hand, seiner rechten Hand, der Hand, die der Fensterscheibe zugewandt war, hielt er eine Frühstücksbox von Batman.

»Mrs. Lawson«, sagte Sylvia Steiner, die Direktorin der Willard-Schule zu Grace in einem Ton, den Schulleiter normalerweise anschlagen, wenn sie es mit hysterischen Eltern zu tun haben. »Mit Emma ist alles in Ordnung. Und mit Max ebenfalls.«

Als Grace endlich den Ausgang des Supermarkts erreicht hatte, war der Mann mit der Batman-Frühstücksbox verschwunden. Sie begann zu schreien, rief um Hilfe, doch die anderen Supermarktkunden glotzten sie nur an wie eine entlaufene Irre. Für Erklärungen war keine Zeit. Sie hinkte so schnell sie konnte zum Wagen, rief die Schule an, während sie mit einer Geschwindigkeit durch die Stadt raste, die einem Michael Schumacher imponierte hätte, und stürmte das Büro der Schulleitung.

»Ich habe mit beiden Lehrern gesprochen. Die Kinder sind in ihren Klassen.«

»Ich möchte sie sehen.«

»Das ist natürlich Ihr gutes Recht. Darf ich trotzdem einen Vorschlag machen?«

Sylvia Steiner sprach so verdammt langsam, dass Grace ihr beinahe an die Gurgel gesprungen wäre.

»Sie haben natürlich einen furchtbaren Schreck bekommen. Aber atmen Sie einfach mal tief durch. Fassen Sie sich. Sie machen Ihren Kindern nur Angst, wenn sie Sie in diesem Zustand sehen.«

Ein Teil in Grace hätte ihr am liebsten diese herablassende, selbstsichere Maske samt der mit Haarlack fixierten Frisur vom Kopf gerissen. Ein anderer Teil in ihr, der größere Teil, begriff, dass die Frau Recht hatte.

»Ich muss sie einfach sehen«, sagte Grace.

»Verstehe. Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Wir werfen einen Blick durchs Türfenster. Da können Sie die beiden sehen. Wäre das für Sie in Ordnung, Mrs. Lawson?«

Grace nickte.

»Gut. Dann kommen Sie. Ich begleite Sie.« Direktorin Steiner warf der Sekretärin hinter dem Schreibtisch einen Blick zu. Mrs. Dinsmont ihrerseits versuchte angestrengt, nicht die Augen zu verdrehen. Jede Schule hat so eine allwissende, alles sehende Dame im Direktoratsvorzimmer. War vermutlich Vorschrift.

Die Korridore explodierten förmlich vor Farbe. Kinderzeichnungen rührten Grace stets zu Tränen. Die Stücke waren wie Schnappschüsse, ein unwiederbringlicher Augenblick. Ihre künstlerischen Fähigkeiten reifen und ändern sich. Irgendwann ist die Unschuld für immer dahin, ist nur noch in einem Bild mit Fingerfarben, einem Ausmalbild oder in krakeliger Handschrift verewigt.

Als Erstes erreichten sie Max' Klassenzimmer. Grace stellte sich hinter die Scheibe. Sie entdeckte ihren Sohn sofort. Max hatte ihr den Rücken zugewandt, den Kopf in den Nacken gelegt. Er saß im Schneidersitz in einem Halbkreis auf dem Fußboden. Seine Lehrerin, Miss Lyons, thronte auf dem Stuhl. Sie las ein Bilderbuch vor, das sie hochhob, damit die Kinder es sehen konnten, während sie weitersprach.

»Alles in Ordnung?«, fragte Direktorin Steiner.

Grace nickte.

Sie gingen den Korridor weiter entlang. Grace sah die Nummer 17...

Mrs. Lamb. Zimmer 17 ...

... an der Tür. Ein Schauer lief ihr über den Rücken und sie versuchte, in gemessenen Schritten weiterzugehen. Direktorin Steiner, das wusste sie, hatte mittlerweile gemerkt, dass sie ein Bein nachzog. Ihr Bein schmerzte wie seit Jahren nicht mehr. Sie spähte durch die Glasscheibe. Ihre Tochter war da, genau so, wie es sein sollte. Grace kämpfte mit den Tränen. Emma hielt den Kopf gesenkt. Sie kaute auf dem Radiergummi am oberen Ende ihres Bleistifts. Tief in Gedanken versunken. Warum, so fragte

sich Grace, röhrt es uns so tief, wenn wir unsere Kinder unberührt beobachten? Was genau versuchen wir zu erkennen?

Und jetzt?

Tief atmen. Ruhe bewahren. Mit ihren Kindern war alles in Ordnung. Das war die Hauptsache. Denk nach. Sei vernünftig.

Ruf die Polizei an. Das war der nächste logische Schritt.

Direktorin Steiner hüstelte gekünstelt. Grace sah sie an.

»Ich weiß, es klingt verrückt«, sagte Grace, »aber ich muss unbedingt Emmas Frühstücksbox sehen.«

Grace hatte einen überraschten oder resignierten Blick erwartet, doch Sylvia Steiner nickte nur. Sie stellte keine Fragen und hatte bisher ihr seltsames Verhalten auch mit keinem Wort hinterfragt. Grace war ihr dafür dankbar.

»Die Frühstücksboxen werden allesamt in der Cafeteria aufbewahrt«, erklärte sie. »Jede Klasse hat ihren eigenen Behälter. Soll ich es Ihnen zeigen?«

»Ja, bitte.«

Die Behälter standen alle ordentlich aufgereiht. Sie fanden den großen blauen Behälter mit der Aufschrift »Susan Lamb, Zimmer 17« und begannen ihn zu durchsuchen.

»Wie sieht die Box aus?«, fragte Direktorin Steiner.

Grace wollte gerade antworten, da sah sie die Batman-Box. POW stand in grellgelben Lettern darauf. Sie hob sie hoch. Emmas Name prangte auf der Unterseite.

»Ist sie das?«

Grace nickte.

»Sehr beliebt in diesem Jahr.«

Es kostete sie große Überwindung, die Box nicht an ihre Brust zu drücken. Sie legte sie zurück, als wäre sie aus venezianischem Glas. Schweigend kehrten sie zum Direktorat zurück. Grace war versucht, die Kinder aus der Schule zu nehmen. Es war halb drei Uhr nachmittags. In einer halben Stunde hatten sie sowieso Schluss. Aber das war nicht gut. Sie würden es nur mit der Angst

zu tun bekommen. Sie brauchte Zeit zum Nachdenken, um sich ihre Antwort zurechtzulegen, und sowieso: Waren Emma und Max nicht hier, umgeben von allen anderen, am sichersten?

Grace bedankte sich erneut bei der Direktorin. Sie schüttelten sich die Hand.

»Kann ich sonst noch etwas für Sie tun?«, fragte die Direktorin.

»Nein, ich glaube nicht.«

Grace ging hinaus. Draußen auf dem Weg blieb sie stehen.

Sie schloss für einen Moment die Augen. Ihre Angst verflog nicht einfach, sondern verwandelte sich in schiere, primitive Wut. Sie fühlte, wie sich ihre Nackenhaare aufstellten. Dieses Schwein. Dieses Schwein hatte ihre Tochter bedroht.

Und was jetzt?

Die Polizei. Sie sollte die Polizei anrufen. Das war der logische Schritt. Das Telefon war in ihrer Hand. Sie wollte gerade wählen, als ein simpler Gedanke sie innehalten ließ: Was genau sollte sie sagen?

Hallo, ich war heute im Supermarkt, verstehen Sie, und da war dieser Kerl bei der Wursttheke. Also und der flüstert mir den Namen der Lehrerin meiner Tochter zu. Richtig, der Lehrerin. Oh, und die Klassenzimmernummer. Ja, an der Wursttheke. Gleich neben dem abgepackten Fleisch. Und dann ist er weggerannt. Später habe ich ihn mit der Frühstücksbox meiner Tochter gesehen. Draußen vor dem Supermarkt. Was er getan hat? Er ist da einfach gegangen. Also, nein. Eigentlich war's gar nicht Emmas Frühstücksbox. Sah nur genauso aus. Die mit dem Batman-Motiv. Nein, offen gedroht hat er mir nicht. Wie bitte? Ja, ich bin die Frau, die gestern ihren Mann als entführt gemeldet hat. Richtig. Dann hat mein Mann angerufen und gesagt, er brauchte Abstand. Klar war ich das. Genau die hysterische Zicke ...

Gab es eine andere Möglichkeit?

Sie ging die Sache erneut in Gedanken durch. Die Polizei hielt sie bereits für eine Irre. Konnte sie die Beamten vom Gegenteil überzeugen? Vielleicht. Was würden die Cops tun? Würden sie

einen Polizisten zum Schutz ihrer Kinder abstellen? Wohl kaum. Nicht einmal dann, wenn sie ihnen die Dringlichkeit der Angelegenheit glaubhaft machen konnte.

Dann fiel ihr Scott Duncan ein.

Er arbeitete bei der Staatsanwaltschaft. Er hatte Einfluss. Er hatte Macht. Und vor allem würde er ihr glauben.

Duncan hatte ihr seine Handy-Nummer gegeben. Sie suchte in ihrer Handtasche danach. Fand sie nicht. Hatte sie den Zettel im Wagen gelassen? Vermutlich. Machte nichts. Er hatte gesagt, er müsse ins Büro zurück. Das Büro des Generalstaatsanwalts befand sich vermutlich in Newark. Mittlerweile musste er dort sein.

Sie blieb stehen und drehte sich zur Schule um. Ihre Kinder waren dort drinnen. Seltsamer Gedanke, aber sie konnte ihn nicht unterdrücken. Ihre Kinder verbrachten hier ihre Tage, getrennt von ihr in dieser Festung aus Backstein, und ein Teil von Grace empfand das als seltsam überwältigend. Sie wählte die Auskunft, bat um die Nummer der Generalstaatsanwaltschaft in Newark und ließ sich für einen Aufpreis von 35 Cents verbinden.

»Generalstaatsanwaltschaft von New Jersey.«

»Scott Duncan bitte.«

»Augenblick.«

Nach zwei Klingeltönen meldete sich eine Frauenstimme.
»Goldberg«, sagte diese.

»Ich möchte mit Scott Duncan sprechen.«

»Um welchen Fall handelt es sich?«

»Wie bitte?«

»Ich brauche das Aktenzeichen.«

»Ich möchte nur Mr. Duncan sprechen.«

»Darf ich fragen, in welcher Angelegenheit.«

»Es ist privat.«

»Tut mir Leid. Da kann ich nicht helfen. Scott Duncan arbeitet nicht mehr hier. Ich habe die meisten seiner Fälle übernommen. Wenn ich Ihnen irgendwie behilflich sein kann ...«

Grace hielt das Handy weit von sich. Starre es auf die Entfernung an. Legte auf. Sie stieg wieder in den Wagen und betrachtete den Backsteinbau, in dem sich ihre Kinder befanden. Sie betrachtete ihn lange und fragte sich, ob es irgendjemanden gab, dem sie sich vorbehaltlos anvertrauen konnte, bevor sie eine Entscheidung traf.

Sie nahm erneut das Handy. Sie wählte die Nummer.

»Ja?«

»Grace Lawson hier.«

Drei Sekunden später meldete sich Carl Vespa: »Alles in Ordnung?«

»Ich habe meine Meinung geändert«, erklärte Grace. »Ich brauche Ihre Hilfe.«

31

»Sein Name ist Eric Wu.«

Perlmutter war wieder im Krankenhaus. Er hatte sich bemüht, eine richterliche Verfügung zu bekommen, um Indira Khariwalla zu zwingen, die Identität ihres Klienten preiszugeben, doch der örtliche Staatsanwalt war auf mehr Hindernisse gestoßen als erwartet. In der Zwischenzeit taten die Jungs vom Labor ihre Arbeit. Die Fingerabdrücke waren mittlerweile beim NCIC (National Crime Information Centre), und wenn man Daley glauben durfte, hatte man bereits die Identität des Täters festgestellt.

»Ist er vorbestraft?«, fragte Perlmutter.

»Er ist vor drei Monaten aus Waiden entlassen worden.«

»Weswegen hat er gesessen?«

»Bewaffneter Überfall in Tateinheit mit schwerer Körperverletzung«, sagte Daley. »Wu hat einen Deal gemacht. Ich hab mich umgehört. Ist ein ganz schlimmer Finger.«

»Wie schlimm?«

»So, dass man sich in die Hose scheißt. Wenn nur zehn Prozent stimmen, was man sich über den Kerl erzählt, lass ich von jetzt an nachts meine Barney-Dinosaurier-Lampe brennen.«

»Erzähl mehr.«

»Aufgewachsen in Nordkorea. Vollwaise seit früher Kindheit. Hat eine Weile in den Staatsgefängnissen für politische Dissidenten gearbeitet. Hat ein Talent für Akupressur, was immer das bedeuten mag. Mit der Methode hat er diesen Sykes fertig gemacht. Ist so was wie ein Kung-Fu-Trick. Er hat Sykes damit das Rückgrat so gut wie ausgerenkt. Angeblich hat er mal die Ehefrau irgendeines Typen gekidnappt. Hat sie zwei Stunden bearbeitet. Danach hat er den Mann angerufen und ihm gesagt, er solle mal zuhören. Die Frau hat geschrien. Ihm - dem Ehemann - gesagt, dass sie ihn hasst. Hat ihn verflucht. Das war das letzte, was der von ihr gehört hat.«

»Hat er die Frau umgebracht?«

Daleys Miene war ungewöhnlich ernst. »Das ist es ja. Hat er nicht.«

Die Temperatur im Raum fiel um mindestens zehn Grad. »Versteh ich nicht.«

»Wu hat sie laufen lassen. Sie hat nie wieder ein Wort gesprochen. Sie sitzt nur da und wippt mit dem Oberkörper vor und zurück. Kommt der Ehemann auch nur in ihre Nähe, flippt sie aus und fängt an zu schreien.«

»Heiliger Strohsack.« Perlmutter kroch die Kälte in die Knochen. »Hast du noch so eine Barney-Nachttischlampe?«

»Ja, zwei. Aber die brauche ich alle beide.«

»Und was wollte der Kerl von Freddy Sykes?«

»Keinen Schimmer.«

Charlaine Swain tauchte am Ende des Korridors auf. Seit der Schießerei hatte sie das Krankenhaus nicht verlassen. Irgendwann hatte sie sich überreden lassen, mit Freddy Sykes zu sprechen. Es war eine seltsame Szene gewesen. Sykes hatte nur ge-

weint. Charlaine hatte versucht, Informationen aus ihm herauszubekommen. Bis zu einem gewissen Grad war das gelungen. Freddy Sykes schien nichts zu wissen. Er hatte keine Ahnung, wer sein Peiniger gewesen war oder weshalb ihn jemand hatte verletzen wollen. Sykes war nur ein kleiner Buchhalter, der allein lebte und mit niemandem etwas zu schaffen hatte.

»Es hängt alles zusammen«, sagte Perlmutter.

»Hast du eine Theorie?«

»Ansatzweise.«

»Lass mal hören.«

»Fängt mit der Registrierung der Mautkarten an.«

»Okay.«

»Jack Lawson und Rocky Conwell haben diese Mautstelle an der Ausfahrt zur gleichen Zeit passiert«, sagte Perlmutter.

»Richtig.«

»Ich glaube, wir wissen jetzt, warum. Conwell hat für einen Privatdetektiv gearbeitet.«

»Für deine Freundin India Soundso.«

»Indira Khariwalla. Und sie ist wohl kaum eine Freundin. Aber das spielt keine Rolle. Was passt - und das ist das Einzige, was wirklich passt-, ist, dass Conwell auf Lawson angesetzt war.«

»Womit die auf den Mautkarten gespeicherten Zeiten erklärt wären.«

Perlmutter nickte, versuchte, das Puzzle zusammenzusetzen. »Was ist als Nächstes passiert? Conwell endet als Leiche. Der Pathologe sagt, dass er in der Nacht kurz vor Mitternacht gestorben ist. Wie wir wissen, hat er die Mautstelle um 10 Uhr 26 passiert. Und nicht lang danach ist er seinem Mörder begegnet.« Perlmutter rieb sich das Gesicht. »Der logische Verdächtige wäre Jack Lawson. Er merkt, dass ihm jemand folgt. Er stellt Conwell zur Rede. Er tötet ihn.«

»Passt«, sagte Daley.

»Passt nicht. Denk mal nach. Rocky Conwell war ein Hüne,

ein Muskelmann und in Hochform. Glaubst du, Lawson hätte ihn einfach so umbringen können? Mit bloßen Händen?«

»Heiliger Strohsack.« Daley dämmerte etwas. »Eric Wu?«

Perlmutter nickte. »Passt doch, oder? Irgendwie muss Conwell Wu in die Quere gekommen sein. Wu hat ihn umgebracht, seine Leiche in den Kofferraum verfrachtet und ihn auf dem Busparkplatz abgestellt. Charlaine Swain zufolge hat Wu einen Ford Windstar gefahren. Gleiches Modell und Farbe wie Jack Lawsons Wagen.«

»Und in welcher Beziehung stehen Lawson und Wu?«

»Keine Ahnung.«

»Vielleicht arbeitet Wu für Lawson?«

»Möglich. Genaues wissen wir nicht. Was wir wissen, ist, dass Lawson lebt - oder zumindest nach Conwells Tod noch gelebt hat.«

»Stimmt. Er hat ja seine Frau angerufen. Bei uns auf dem Revier. Und was dann?«

»Wenn ich das bloß wüsste.«

Perlmutter betrachtete Charlaine Swain. Sie stand am Ende des Korridors und starrte durch das Fenster in das Zimmer ihres Mannes. Perlmutter war versucht, zu ihr zu gehen. Doch was hätte er ihr sagen sollen?

Daley stupste ihn an. Sie drehten sich beide um. Officer Veronique Baltrus trat aus dem Lift. Baltrus war seit drei Jahren in der Abteilung. Sie war achtunddreißig, hatte dickes schwarzes Haar und eine stets gebräunte Haut. Sie trug Uniform, die so viel Figur erkennen ließ, wie das mit Gürtel und Halfter möglich war, doch in ihrer Freizeit bevorzugte sie Jogginganzüge aus Lycra oder alles, was ihren flachen, gebräunten Bauch sehen ließ. Sie war zierlich, hatte dunkle Augen, und jeder Kerl auf dem Revier, Perlmutter eingeschlossen, hatte ein Faible für sie.

Veronique Baltrus war sowohl außerordentlich hübsch als auch eine Computerfachfrau - was eine interessante, wenn auch auf-

reibende Tätigkeit war. Sechs Jahre zuvor hatte sie für einen Bademoden-Einzelhändler in New York City gearbeitet, als die Sache mit dem Stalker begonnen hatte. Der Stalker rief sie an. Er schickte E-Mails. Er belästigte sie bei der Arbeit. Seine Waffe war hauptsächlich der Computer, die beste Tarnung für Feiglinge und alle, die unerkannt bleiben wollten. Die Polizei hatte nicht genügend Personal, um ihm auf die Spur zu kommen. Außerdem glaubten sie, dass dieser spezielle Stalker nicht bis zum Äußersten gehen würde.

Das war ein Irrtum gewesen.

An einem ruhigen Herbstabend wurde Veronique Baltrus Opfer eines brutalen Überfalls. Ihr Peiniger konnte fliehen. Doch Veronique kam wieder auf die Beine. Sie, die bereits gut mit Computern umgehen konnte, perfektionierte ihr Können und wurde zur Expertin. Sie nutzte ihre Fähigkeiten, um ihrem Peiniger auf die Spur zu kommen - er schickte ihr weiterhin E-Mails und drohte mit einer Wiederholung - und überführte ihn. Er bekam seine gerechte Strafe. Danach kündigte sie ihre Stelle und ging zur Polizei.

Auch wenn sie jetzt Uniform trug und ganz normal Dienst tat, war sie dennoch die inoffizielle Computerexpertin des Bezirks. Perlmutter war der einzige, der ihre Geschichte kannte. Das war Teil der Vereinbarung gewesen, als sie sich für den Job beworben hatte.

»Hast du was für uns?«, fragte er sie.

Veronique Baltrus lächelte. Sie hatte ein hübsches Lächeln. Perlmutters »Faible« für sie war anders als das der übrigen Kollegen. Es entsprang nicht ausschließlich sexuellem Verlangen. Veronique Baltrus war die erste Frau seit Marions Tod, die überhaupt Gefühle in ihm weckte. Perlmutter ließ es allerdings bei der bloßen Einsicht bewenden. Alles andere wäre nicht professionell. Es wäre unanständig. Und ehrlich gesagt, spielte Veronique in einer anderen Liga.

Sie machte eine Geste in Richtung Charlaine Swain. »Wir müssen ihr vermutlich dankbar sein.«

»Inwiefern.«

»AI Singer.«

Das, so hatte Sykes Charlaine gesagt, war der Name, den Eric Wu benutzt hatte, als er sich für einen Boten ausgegeben hatte. Als Charlaine gefragt hatte, wer AI Singer sei, hatte sich Sykes etwas gewunden und geleugnet, irgendeinen Mr. Singer zu kennen. Er behauptete, die Tür aus purer Neugier geöffnet zu haben. »Und ich dachte schon, dass AI Singer frei erfunden ist«, sagte Perlmutter.

»Ja und nein«, entgegnete Baltrus. »Ich habe Mr. Sykes' Computer sehr gründlich durchforstet. Er war Mitglied bei einer Online-Partnervermittlung und hat ziemlich regelmäßig mit einem Mann namens AI Singer korrespondiert.«

Perlmutter zog eine Grimasse. »Eine Kontaktbörse für Schwule?«

»Bisexuell«, verbesserte sie ihn. »Hast du damit ein Problem?«

»Nein. Dann war AI Singer also... wie sagt man... sein Online-Liebhaber?«

»AI Singer existiert nicht. Das war ein Pseudonym.«

»Ist das im Netz nicht üblich - besonders bei der Kontakt suche unter Schwulen? Benutzt man da kein Pseudonym?«

»Schon«, räumte Baltrus ein. »Aber lass dir erklären. Mr. Wu gibt vor, etwas abliefern zu wollen. Er benutzt den Namen AI Singer. Wie sollte Wu von AI Singer wissen, wenn er nicht...«

»Willst du behaupten, Eric Wu ist AI Singer?«

Baltrus nickte, stemmte die Hände in die Hüften. »Das nehme ich doch stark an. Also meiner Meinung nach hat das so funktioniert: Wu geht ins Internet. Er benutzt den Namen AI Singer. Er lernt dadurch einige Leute kennen - potenzielle Opfer. In diesem Fall trifft er Freddy Sykes. Er bricht in sein Haus ein und verletzt ihn schwer. Ich bin sicher, er hätte Sykes im Endeffekt umgebracht.«

»Meinst du, er hat das nicht zum ersten Mal gemacht?«

»Ja, das meine ich.«

»Dann ist er so eine Art bisexueller Serien-Sexualtäter?«

»Das weiß ich nicht. Aber es passt zu den Vorgängen, die ich im Computer gefunden habe.«

Perlmutter überlegte. »Hat dieser AI Singer noch andere Online-Partner?«

»Noch drei.«

»Ist einer davon überfallen worden?«

»Noch nicht, nein. Sie sind alle wohlauf.«

»Was meinst du dann mit >Serientäter<?«

»Ist noch zu früh, um das zu sagen. Aber Charlaine Swain hat uns einen riesigen Gefallen getan. Wu hat Sykes' Computer benutzt. Vermutlich hatte er vor, ihn vor seiner Abreise zu zerstören, aber Charlaine hat ihn vertrieben, bevor er dazu gekommen ist. Ich bin noch dabei, alles in einen logischen Zusammenhang zu bringen. Es ist definitiv noch eine weitere Online-Persönlichkeit im Spiel. Ich kenne den Namen noch nicht, aber er benutzt *yenta-match.com.Jewish Singles.*«

»Woher wissen wir, dass es nicht Freddy Sykes ist?«

»Ganz einfach, weil derjenige, der die Seite angeklickt hat, das in den vergangenen vierundzwanzig Stunden getan hat.«

»Dann muss es Wu gewesen sein.«

»Richtig.«

»Trotzdem versteh ich noch nicht ganz. Warum sollte er noch eine andere Kontaktbörse benutzen?«

»Um weitere Opfer an Land zu ziehen«, antwortete Baltrus. »Also, ich glaube, das funktioniert etwa so: Wu loggt sich unter verschiedenen falschen Namen und persönlichen Daten bei dieser Kontaktbörse ein. Hat er einen Namen einmal erfolgreich benutzt, wie zum Beispiel >Singer<, verabschiedet er sich endgültig aus der entsprechenden Kontaktbörse. Er hat die Person >AI Singer< benutzt, um an Freddy Sykes heranzukommen. Und er weiß sicher, dass die Polizei das zurückverfolgen kann.«

»Das heißt, >AI Singer< ist danach für ihn unbrauchbar geworden?«

»Richtig. Dafür hat er weiterhin unter anderen Pseudonymen andere Dienste benutzt. Damit können wir davon ausgehen, das er das nächste Opfer bereits im Visier hat.«

»Hast du schon eines der anderen Pseudonyme ausfindig machen können?«

»Bin kurz davor«, sagte Baltrus. »Ich brauche nur noch eine richterliche Verfügung für yenta-match.com.«

»Glaubst du, die kriegst du?«

»Die einzige Person, zu der Wu unseres Wissens nach zuletzt Kontakt aufgenommen hat, ist jemand von der *yenta-match*-Seite. Ich schätze, er hat sein nächstes Opfer bereits ausgewählt. Wenn wir herauskriegen können, welchen Namen er benutzt hat und mit wem er Kontakt aufgenommen hat...«

»Bleib am Ball!«

»Mache ich.«

Veronique Baltrus eilte davon. Auch wenn es verwerflich sein mochte - denn immerhin war er ihr Vorgesetzter -, sah Perlmutter ihr mit einem Verlangen nach, das ihn an Marion erinnerte.

32

Zehn Minuten später traf Grace zwei Querstraßen von der Schule entfernt auf Carl Vespas Chauffeur, den unseligen Cram.

Cram erschien zu Fuß. Grace hatte keine Ahnung, wo er seinen Wagen gelassen hatte. Sie hatte einfach nur so da gestanden und von weitem die Schule betrachtet, als jemand ihr auf die Schulter tippte. Sie zuckte zusammen, ihr Herz klopfte zum Zerspringen. Als sie sich umdrehte und sein Gesicht sah ... war das nicht unbedingt tröstlich.

Cram zog die Augenbrauen hoch. »Sie haben angerufen?«

»Wie sind Sie hergekommen?«

Cram schüttelte den Kopf. Aus der Nähe, nun da sie ihn ge-

nau betrachten konnte, sah der Mann noch abstoßender aus, als sie ihn in Erinnerung hatte. Seine Haut war von Pockennarben entstellt. Nase und Mund erinnerten an die Schnauze eines Tieres, und sein Piratenlächeln wirkte wie zur Fratze erstarrt. Cram war älter, als sie angenommen hatte, vermutlich Ende fünfzig. Sein Körper war dennoch sehnig und muskulös. Er hatte jenen wilden Ausdruck im Blick, den sie stets mit Psychopathen in Verbindung gebracht hatte, und fand ihn dennoch im Augenblick der Gefahr auf gewisse Weise beruhigend. Er war der Mann, den man sich, wenn überhaupt, nur in einem Raubtierkäfig an seiner Seite wünschte.

»Erzählen Sie mir alles von Anfang an«, forderte Cram.

Grace begann mit Scott Duncan und kam dann zu ihrer Ankunft im Supermarkt. Sie erzählte, was der unrasierte Mann zu ihr gesagt hatte, wie er durch den Regalgang verschwunden und mit der Batman Frühstücksbox in der Hand wieder aufgetaucht war. Cram kaute auf einem Zahnstocher. Er hatte dünne Finger. Seine Nägel waren zu lang.

»Beschreiben Sie ihn.«

Sie tat es, so gut sie konnte. Als sie fertig war, spuckte Cram den Zahnstocher aus und schüttelte den Kopf. »Ist das wirklich wahr?«

»Was?«

»Eine Bomberjacke? Mein Gott, in welchem Film sind wir hier eigentlich?«

Grace lachte nicht.

»Jetzt sind Sie sicher«, sagte er. »Ihre Kinder sind sicher.«

Sie glaubte ihm.

»Um wie viel Uhr ist die Schule aus?«

»Drei Uhr.«

»Prima.« Er sah blinzelnd zum Schulgebäude hinüber. »Herrgott, habe ich das Ding gehasst!«

»Sie sind hier zur Schule gegangen?«

Cram nickte. »Bin ein Willard-Schüler. Jahrgang 1957.« Sie

versuchte ihn sich als kleinen Schuljungen vorzustellen. Irgendwie gelang es ihr nicht. Er wandte sich zum Gehen.

»Warten Sie«, sagte sie. »Was soll ich jetzt tun?«

»Holen Sie Ihre Kinder ab und bringen Sie sie nach Hause.«

»Und wo werden Sie sein?«

Crams Grinsen wurde breiter. »In der Nähe.« Im nächsten Moment war er verschwunden.

Grace wartete am Zaun. Allmählich trafen immer mehr Mütter ein, fanden sich in Gruppen zusammen, unterhielten sich. Grace verschränkte die Arme vor der Brust in dem Versuch, mit dieser abweisenden Körperhaltung alle Gesprächsversuche abzuwimmeln. Es gab Tage, da konnte sie an dem fröhlichen Geschnatter teilnehmen. Heute war kein solch ein Tag.

Ihr Handy klingelte. Sie hob es ans Ohr und meldete sich.

»Haben Sie die Zeichen der Zeit jetzt begriffen?«

Die Stimme war männlich und klang gedämpft. Grace fühlte, wie sie Gänsehaut bekam. »Hören Sie auf herumzuschnüffeln, hören Sie auf, Fragen zu stellen, hören Sie auf, das Foto herumzuzeigen. Wenn nicht, schnappen wir uns zuerst Emma.«

Klick.

Grace schrie nicht laut auf. Sie wollte nicht schreien. Sie steckte das Handy ein. Ihre Hände zitterten. Sie sah auf ihre Hände herab, als gehörten sie nicht zu ihr. Sie konnte nicht aufhören, zu zittern. Ihre Kinder würden gleich herauskommen. Sie vergrub die Hände tief in den Taschen und versuchte zu lächeln. Es gelang nicht. Sie biss sich auf die Unterlippe und hielt die Tränen in Schach.

»Hallo du, alles in Ordnung?«

Grace fuhr beim Klang der Stimme zusammen. Es war Cora.

»Was machst du hier?«, fragte Grace. Die Worte entfuhren ihr mit unbeabsichtigter Schärfe.

»Na, was glaubst du denn? Ich hole Vickie ab.«

»Dachte, sie ist bei ihrem Vater.«

Cora schien verwirrt. »Nur gestern Nacht. Er hat sie heute Morgen in die Schule gebracht. Du meine Güte, was ist denn mit dir los?«

»Kann nicht darüber reden.«

Cora wusste ganz offensichtlich nicht, was sie davon halten sollte. Die Schulglocke schrillte. Beide Frauen wandten sich ab. Grace war verunsichert. Sie wusste, dass Scott Duncan in Bezug auf Cora Unrecht hatte - mehr noch, sie wusste inzwischen, dass Scott Duncan ein Lügner war - und dennoch - einmal ausgesprochen, wollte das Misstrauen gegenüber ihrer Freundin sie nicht mehr loslassen. Es ließ sich nicht einfach ausknipsen wie eine lästige Lampe.

»Ich habe einfach nur Angst, okay?«

Cora nickte. Vickie tauchte als Erste auf. »Wenn du mich brauchst...«

»Danke.«

Cora ging ohne ein weiteres Wort. Grace wartete allein. Ihr Blick schweifte auf der Suche nach den vertrauten Gesichtern über den steten Strom von Schulkindern, der aus dem Tor drängte. Emma trat in die Sonne hinaus und hob die Hand über die Augen. Kaum hatte sie ihre Mutter entdeckt, verzog sich ihr Gesicht zu einem Lächeln. Sie winkte.

Grace unterdrückte einen erleichterten Aufschrei. Ihre Finger umklammerten den Maschendraht krampfhaft, um nicht zu ihrer Tochter zu laufen und sie überschwänglich in die Arme zu schließen.

*

Als Grace, Emma und Max nach Hause kamen, stand Cram bereits in der Veranda.

Emma sah die Mutter fragend an, doch bevor Grace etwas sagen konnte, lief Max den Gartenweg hinunter. Er hielt vor Cram

abrupt an, legte den Kopf in den Nacken und starrte in das Piratenlächeln.

»Hi«, sagte Max zu Cram.

»Hi.«

»Sie sind doch der, der die Riesen-Limo neulich gefahren hat, oder?«, fragte Max.

»Bin ich.«

»Is das cool? Die Riesenkiste zu fahren?«

»Sehr.«

»Ich bin Max.«

»Ich bin Cram.«

»Cooler Name.«

»Ja. Ja, isser.«

Max machte eine Faust und hielt sie hoch. Cram tat es ihm gleich und sie berührten sich mit den Fingerknöcheln in einem kumpelhaften Gruß. Grace und Emma kamen dazu.

»Cram ist ein Freund der Familie«, sagte Grace. »Er wird mir ein wenig helfen.«

Emma gefiel das nicht. »Helfen, wobei?« Sie richtete ihren angeekelten Blick auf Cram, was gleichermaßen verständlich wie unhöflich war, doch jetzt war kaum die rechte Zeit für Erziehungsmaßnahmen. »Wo ist Daddy?«

»Auf Geschäftsreise«, sagte Grace.

Emma sagte kein Wort mehr. Sie ging ins Haus und lief die Treppe hinauf.

Max sah blinzelnd zu Cram auf. »Kann ich was fragen?«

»Klar doch«, antwortete Cram.

»Nennen Sie alle Freunde Cram?«

»Ja.«

»Nur Cram?«

»Is nur ein Wort.« Er zwinkerte mit den Augenbrauen. »Wie Cher oder Fabio.«

»Wer?«

Cram kicherte.

»Und warum nennen die Sie so?«

»Warum sie mich Cram nennen?«

»Ja.«

»Wegen meiner Zähne.« Er machte den Mund weit auf. Als Grace den Mut fasste, hinzusehen, bot sich ihr ein Anblick, der wie das verrückte Werk eines durchgeknallten Zahnarztes wirkte. Die Zähne standen wie Kraut und Rüben dicht gedrängt und in Überzahl auf der rechten Gebisshälfte. Gegenüber dagegen taten sich leere Taschen aus entzündlichem Rosa dort auf, wo eigentlich Zähne hätten sein sollen. »>Cram< wie zu viel >Kram oder Durcheinander, verstehst du?«, sagte er.

»Wow«, seufzte Max. »Das is so cool.«

»Willst du wissen, wie meine Zähne so geworden sind?«

Grace parierte sofort. »Nein, danke.«

Cram sah sie an. »Gut reagiert.«

Cram wie Kram. Sie warf noch einen Blick auf das missratene Gebiss. Frankenstein wäre vielleicht passender gewesen.

»Max, hast du Hausaufgaben auf?«

»Hm, ja, Mom.«

»Dann ab mit dir. Sofort!«

Max sah Cram an. »Ich verdufte«, sagte er. »Wir reden später weiter.«

Sie wiederholten den Gruß mit den Fingerknöcheln, dann stürmte Max mit der hemmungslosen Energie eines Sechsjährigen davon. Das Telefon klingelte. Grace warf einen Blick auf das Display. Es war Scott Duncan. Sie entschied sich, ihn dem Anrufbeantworter zu überlassen - ein Gespräch mit Cram war jetzt wichtiger. Sie gingen in die Küche. Am Tisch saßen zwei Männer. Grace blieb wie angewurzelt stehen. Keiner der beiden Fremden würdigte sie eines Blickes. Sie unterhielten sich im Flüsterton. Grace wollte etwas sagen, doch Cram machte ihr ein Zeichen, ihm ins Freie zu folgen.

»Wer sind die beiden?«

»Sie arbeiten für mich.«

»Und was, bitte schön, arbeiten sie?«

»Machen Sie sich deswegen keinen Kopf.«

Natürlich machte sie sich Gedanken, doch in diesem Moment gab es Dringenderes. »Der Kerl hat mich angerufen«, sagte sie. »Auf meinem Handy.« Sie berichtete, was die Stimme gesagt hatte. Cram verzog keine Miene. Als sie fertig war, zog er eine Zigarette heraus.

»Haben Sie was dagegen, wenn ich rauche?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Ich rauche nicht im Haus.«

Grace sah sich um. »Sind wir deshalb hier draußen?«

Cram antwortete nicht. Er zündete die Zigarette an, inhalierte tief und ließ den Rauch durch beide Nasenlöcher entweichen. Grace sah zum rückwärtigen Garten der Nachbarn hinüber. Niemand war zu sehen. Ein Hund bellte. Das Motorengeräusch eines Rasenmähers dröhnte irgendwo wie der Rotor eines Helikopters.

Grace sah ihn an. »Andere Menschen zu bedrohen, ist Ihnen nicht fremd, stimmt's?«

»Richtig.«

»Also, wenn ich tue, was er sagt - wenn ich aufhöre - glauben Sie, er lässt uns in Ruhe?«

»Vermutlich.« Er zog so heftig und hastig an seiner Zigarette, dass es aussah, als rauche er Gras. »Aber die eigentliche Frage ist doch, warum die wollen, dass Sie aufhören.«

»Und das heißt?«

»Das heißt, dass Sie der Wahrheit nahe gekommen sind. Offenbar haben Sie da einen Nerv getroffen.«

»Kann mir nicht vorstellen inwiefern.«

»Mr. Vespa hat angerufen. Er möchte heute Abend mit Ihnen sprechen.«

»Worüber denn?«

Cram zuckte mit den Schultern.

Sie wandte sich ab.

»Bereit für noch mehr schlechte Nachrichten?«, fragte Cram.

Sie drehte sich zu ihm um.

»Ihr Computerraum. Dieses Zimmer ganz hinten.«

»Was ist damit?«

»Ist verwanzt. Eine akustische Wanze, eine sogar mit Kamera.«

»Eine Kamera?« Sie war fassungslos. »In meinem Haus?«

»Ja. Eine versteckte Kamera. In einem Buch im Regal. Ziemlich leicht zu finden, vorausgesetzt man sucht danach. Das Zeug kriegen Sie in jedem Laden für Sicherheitseinrichtungen. Im Internet werden diese Dinger ebenfalls angeboten. Man versteckt sie in einer Uhr, einem Rauchmelder oder so.«

Grace versuchte, das zu verdauen. »Sie meinen, jemand überwacht uns?«

»So isses.«

»Wer?«

»Keine Ahnung. Glaube nicht, dass die Polizei dahinter steckt. Ist ein bisschen zu amateurhaft, das Ganze. Meine Jungs haben das Haus auf den Kopf gestellt. Bis jetzt haben sie nicht mehr gefunden.«

»Wie lange ...« Sie versuchte zu begreifen, was das alles zu bedeuten hatte. »Wie lange ... ich meine, seit wann sind die Wanze und die Kamera denn da?«

»Das lässt sich nicht feststellen. Jedenfalls bin ich aus diesem Grund mit Ihnen ins Freie gegangen. Damit wir offen reden können. Ich weiß, Sie haben in letzter Zeit 'ne Menge wegstecken müssen. Halten Sie noch mehr aus?«

Sie nickte, auch wenn ihr schon der Schädel brummte.

»Also erstens. Die Geräte. Die sind technisch nicht gerade auf dem neuesten Stand. Haben eine Reichweite von maximal dreißig Metern. Außerdem verfügen die Dinger über keinerlei Speicherkapazität. Das heißt, die Daten müssen irgendwohin, zum

Beispiel zu einem Van, übertragen werden. Ist Ihnen aufgefallen, dass so ein Fahrzeug in letzter Zeit länger in der Straße geparkt hat?«

»Nein.«

»Dachte ich's mir. Vermutlich werden die Daten zu einem Videorecorder weitergeleitet.«

»Zu einem ganz normalen Videokassettenrecorder?«

»Exakt.«

»Und der muss sich in einem Umkreis von dreißig Metern vom Haus befinden?«

»Ja.«

Sie sah sich um, als sei das Gerät irgendwo im Garten versteckt. »Wie häufig muss die Kassette gewechselt werden?«

»Höchstens alle 24 Stunden.«

»Haben Sie eine Ahnung, wo der Recorder stecken könnte?«

»Noch nicht. Manchmal ist er im Keller oder in der Garage. Vermutlich haben diese Leute Zugang zum Haus, so dass sie die Kassette jederzeit wechseln können.«

»Moment mal. Was meinen Sie mit >Zugang zum Haus<?«

Er zuckte die Achseln. »Sie haben immerhin eine Kamera und eine Wanze hier installiert, oder?«

Wieder stieg Wut in ihr hoch und flammte in ihren Augen auf. Graces Blick schweifte zu ihren Nachbarn hinüber. *Zugang zum Haus.* Wer hatte Zugang zum Haus, fragte sie sich. Und eine leise Stimme antwortete ...

Cora.

Blödsinn. Ausgeschlossen. Grace schüttelte den Gedanken ab. »Wir müssen also diesen Recorder finden.«

»Richtig.«

»Wir lauern ihnen auf«, sagte sie. »Dann sehen wir, wer die Kassette abholt.«

»Wäre eine Möglichkeit«, bemerkte Cram.

»Haben Sie einen besseren Vorschlag?«

»Nicht wirklich.«

»Was denn sonst? Folgen wir dem Kerl, um zu sehen, wohin er uns führt?«

»Das ist auch eine Möglichkeit.«

»Aber ... ?«

»Ist riskant. Wir könnten seine Spur verlieren.«

»Was schlagen Sie also vor?«

»Wenn ich entscheiden könnte, würde ich ihn schnappen - ihn in die Mangel nehmen.«

»Und wenn er schweigt - sich dumm stellt?«

Cram gab wieder den lächelnden Piraten. Allmählich begann Grace, sich an den gruseligen Anblick zu gewöhnen. Er konnte nichts dafür. Er verbreitete nicht absichtlich Angst. Was auch immer mit ihm geschehen sein mochte, es war seine ganz normale Mimik. Und es sprach Bände, dieses Gesicht. Ließ ihre Frage zu reiner Rhetorik verkommen.

Grace wollte protestieren, ihm sagen, dass sie ein kultivierter Mensch sei und die Sache auf ganz legale Art und mit Anstand zu regeln gedenke. Stattdessen hörte sie sich sagen: »Die haben meine Tochter bedroht.«

»Ja, das haben sie.«

Grace sah ihn an. »Ich kann nicht auf die Forderungen dieser Leute eingehen. Selbst wenn ich wollte. Ich kann nicht einfach die Augen verschließen und so tun, als sei nichts passiert.«

Er sagte nichts.

»Ich habe doch gar keine Wahl, oder? Ich muss kämpfen.«

»Ich sehe keinen anderen Ausweg.«

»Das haben Sie die ganze Zeit über gewusst.«

Cram neigte den Kopf leicht zur Seite. »Sie doch auch.«

Sein Handy klingelte. Cram klappte es auf, sprach jedoch kein Wort, nicht einmal ein Hallo kam über seine Lippen. Wenige Sekunden später klappte er das Handy wieder zu. »Jemand biegt in die Auffahrt ein«, bemerkte er schließlich.

Sie sah durch die Fliegengittertür hinaus. Ein Ford Taunus hielt vor dem Haus. Scott Duncan stieg aus und ging den Gartenweg entlang.

»Kennen Sie den?«, fragte Cram.

»Das«, sagte Grace, »ist Scott Duncan.«

»Der Typ, der Sie angelogen hat? Der behauptet hat, für den Generalstaatsanwalt zu arbeiten?«

Grace nickte.

»Vielleicht«, sagte Cram, »sollte ich in der Nähe bleiben.«

*

Sie blieben im Freien. Scott Duncan stand neben Grace. Cram blieb im Hintergrund aber sichtbar. Duncans Blick schweifte immer wieder in Crams Richtung ab. »Wer ist das?«

»Das muss Sie nicht interessieren.«

Grace sah Cram an. Er verstand das Zeichen und kehrte ins Haus zurück. Sie und Scott Duncan waren jetzt allein.

»Was wollen Sie?«, fragte sie.

Duncan erstaunte ihr Ton. »Stimmt was nicht, Grace?«

»Bin nur überrascht, dass Sie schon wieder Büroschluss haben. Dachte, bei der Staatsanwaltschaft gäbe es mehr zu tun.«

Er schwieg.

»Hat's Ihnen die Sprache verschlagen, Mr. Duncan?«

»Sie haben in meinem Büro angerufen.«

»Volltreffer«, sagte Grace. »Oh, warten Sie. Ich korrigiere mich. Ich habe das Büro des Generalstaatsanwalts angerufen. Ganz offensichtlich arbeiten Sie da gar nicht.«

»Es ist nicht so, wie Sie denken.«

»Wie aufschlussreich.«

»Ich hätte es Ihnen gleich sagen müssen.«

»Was Sie nicht sagen.«

»Hören Sie, was ich gesagt habe, war durchaus richtig.«

»Bis auf den Teil, dass Sie für den Generalstaatsanwalt arbe-

ten. Ich meine, das kann man wohl kaum als richtig bezeichnen, oder? Oder hat vielleicht Miss Goldberg gelogen?«

»Soll ich's Ihnen jetzt erklären oder nicht?«

Seine Stimme war scharf geworden. Grace machte ihm ein Zeichen, fortzufahren.

»Es hat gestimmt, was ich Ihnen erzählt habe. Ich habe dort gearbeitet. Vor drei Monaten hat dieser Auftragskiller Monte Scanion verlangt, mit mir zu sprechen. Niemand konnte sich vorstellen, was er von mir wollte. Ich war ein unbedeutender Staatsanwalt. Korruption in der Politik war mein Aufgabenbereich. Weshalb sollte ein Killer unbedingt mit mir reden wollen? Und bei diesem Gespräch ist es dann rausgekommen.«

»Dass er Ihre Schwester umgebracht hat?«

»Ja.«

Sie wartete. Sie gingen auf die Veranda und setzten sich. Cram stand hinter einem Fenster und beobachtete sie. Sein Blick wanderte zu Scott Duncan, verharrte dort einige lange Sekunden, schweifte weiter durch den Garten und wieder zurück zu Duncan.

»Er kommt mir irgendwie bekannt vor«, bemerkte Duncan und deutete auf Cram. »Vielleicht erinnert er mich auch nur an die karibischen Piraten in Disney World. Fehlt nur noch die schwarze Augenklappe.«

Grace rutschte unruhig auf ihrem Stuhl hin und her. »Sie wollten mir erzählen, weshalb Sie mich angelogen haben.«

Duncan fuhr sich mit der Hand durchs sandfarbene Haar. »Als Scanion gesagt hat, dass dieser Brand im Studentenheim kein Unfall war ... Sie wissen nicht, was das für mich bedeutet hat. Es hat mein ganzes Leben auf den Kopf gestellt ... Einfach so.« Er schnippte mit dem Finger. »Zumindest das Leben in den letzten fünfzehn Jahren. Nichts stimmte mehr. Ich war nicht mehr derselbe Mensch. Ich war nicht mehr der Mann, dessen Schwester bei einem tragischen Unfall umgekommen war. Ich war ein Mann, dessen Schwester ermordet und deren Tod nie gesühnt worden war.«

»Aber jetzt haben Sie den Killer«, bemerkte Grace. »Er hat gestanden.«

Duncan lächelte freudlos. »Scanion hat es treffend ausgedrückt. Er war ein todbringendes Werkzeug. Er hat sich selbst mit einer Schusswaffe verglichen. Aber ich war hinter der Person her, die am Abzug gesessen hat. Ich war wie besessen. Ich habe versucht, meinen Job zu erledigen und nebenbei nach dem wahren Mörder zu suchen. Irgendwann habe ich angefangen, meine Arbeit zu vernachlässigen. Also hat mein Boss - die Oberstaatsanwältin - mir nahe gelegt, meinen Abschied zu nehmen.« Er sah sie an.

»Und warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt?«

»Hielt es nicht gerade für eine gute Empfehlung ... dass man mich praktisch gezwungen hat, von meinem Amt zurückzutreten. Ich habe noch immer beste Verbindungen zur Staatsanwaltschaft. Ich habe noch immer Freunde bei den Justizbehörden. Aber damit wir uns richtig verstehen, alles, was ich tue, ist meine Privatangelegenheit.«

Ihre Blicke trafen sich. »Sie verschweigen mir noch immer etwas«, sagte Grace.

Er zögerte.

»Was ist es?«

»Eines sollten wir klarstellen.« Duncan stand auf, fuhr sich erneut durchs Haar, wandte sich ab. »Im Augenblick versuchen wir beide, Ihren Mann zu finden. Unsere Allianz ist nur vorübergehend. In Wahrheit haben wir ganz unterschiedliche Ziele. Machen wir uns nichts vor. Was ist, wenn wir Jack gefunden haben? Wollen wir beide wirklich die Wahrheit ans Licht bringen?«

»Ich will nur meinen Mann zurück.«

Er nickte. »Das habe ich mit *unterschiedlichen Zielen* gemeint. Deshalb können wir nur vorübergehend Verbündete sein. Sie wollen Ihren Mann. Ich will den Mörder meiner Schwester.«

Ihre Blicke trafen sich. Sie hatte begriffen.

»Und was jetzt?«, fragte Grace.

Er zückte das mysteriöse Foto und hielt es hoch. Der Anflug eines Lächelns huschte über sein Gesicht.

»Was ist?«

»Ich kenne den Namen der Rothaarigen auf dem Bild«, sagte Scott Duncan. Grace wartete ab.

»Sie heißt Sheila Lambert. Besuchte die Vermont University im gleichen Jahr wie Ihr Mann ...« Er deutete auf Jack und fuhr mit dem Finger nach rechts. «... und Shane Alworth.«

»Und wo ist sie jetzt?«

»Das ist der Punkt, Grace. Niemand weiß es.«

Sie schloss die Augen. Sie erschauderte.

»Ich habe das Foto an die Fakultät geschickt. Ein pensionierter Dekan hat sie einwandfrei wieder erkannt. Ich habe alle Hebel in Bewegung gesetzt, aber sie bleibt unauffindbar. In den vergangenen zehn Jahren ist keine Spur von Sheila Lambert zu entdecken. Es ist, als habe sie niemals existiert. Keine Einkommenssteuerakte, keine Sozialversicherungsnummer, nichts.«

»Ähnlich wie bei Shane Alworth.«

»Exakt wie bei Shane.«

Grace überlegte. »Fünf Personen sind auf dem Foto. Die eine, Ihre Schwester, wird ermordet. Von zwei anderen, Shane Alworth und Sheila Lambert, fehlt seit Jahren jede Spur. Der vierte, mein Mann, flieht nach Europa und gilt seit zwei Tagen als vermisst. Und die fünfte im Bunde, also von der kennen wir nicht mal den Namen.«

Duncan nickte.

»Und was machen wir jetzt?«

»Ich habe doch mit Shane Alworth' Mutter gesprochen. Erinnern Sie sich?«

»Die Dame mit den wirren Geographiekenntnissen?«

»Als ich sie das erste Mal besucht habe, hatte ich keine Ahnung von diesem Foto oder ihrem Mann oder allem anderen. Ich

möchte ihr das Bild zeigen. Bin auf ihre Reaktion gespannt. Und Sie sollten dabei sein.«

»Warum?«

»Nur so ein Gefühl. Mehr nicht. Evelyn Alworth ist eine alte Frau. Sie ist gefühlsbetont und sie hat Angst. Beim ersten Mal bin ich als Ermittler der Staatsanwaltschaft bei ihr gewesen. Ich weiß nicht, vielleicht... wenn Sie mich als besorgte Ehefrau und Mutter begleiten ... vielleicht ist sie dann zugänglicher.«

Grace zögerte. »Wo wohnt sie?«

»In einer Eigentumswohnung in Bedminster. Die Fahrt dauert knapp dreißig Minuten.«

Cram zeigte sich wieder. Scott Duncan nickte in seine Richtung.

»Sagen Sie, was macht dieser gruselige Kerl eigentlich bei Ihnen?«, fragte Duncan.

»Ich kann jetzt nicht mitfahren.«

»Warum nicht?«

»Ich habe Kinder. Ich kann sie hier nicht allein lassen.«

»Dann nehmen Sie die Kinder eben mit. Direkt gegenüber dem Haus ist ein Spielplatz. Dauert ja nicht lange.«

Cram stand plötzlich in der Tür. Er winkte Grace zu sich. »Entschuldigen Sie«, murmelte sie und lief zu Cram. Scott Duncan blieb zurück.

»Was ist los?«, fragte Grace.

»Emma. Sie ist oben und weint.«

Grace fand ihre Tochter in der klassischen Haltung der Verzweifelten - das Gesicht im Laken vergraben auf dem Bett, das Kissen über dem Kopf. Ihr Schluchzen war nur gedämpft zu hören. Es war lange her, seit Emma so geweint hatte. Grace setzte sich auf die Bettkante. Sie wusste, was kommen würde. Als Emma wieder sprechen konnte, fragte sie nach ihrem Daddy. Grace antwortete, er sei auf Geschäftsreise. Emma sagte, sie glaube ihr nicht. Emma wollte die Wahrheit wissen. Grace wiederholte,

Jack wäre nur geschäftlich unterwegs. Alles wäre in bester Ordnung. Emma ließ nicht locker. Sie wollte wissen, wo Daddy wäre, warum er nicht angerufen hätte, wann er nach Hause käme. Grace erfand Erklärungen, die in ihren Ohren ziemlich plausibel klangen - Jack wäre in London, wüsste nicht, wie lange er dort bleiben müsse. Er hätte angerufen, als Emma geschlafen hatte. London liege in einer anderen Zeitzone.

Sie wusste nicht, ob Emma ihr das abnahm.

Grace gehörte nicht zu den Eltern, die alles mit ihren Kindern besprachen. Die oberste Aufgabe einer Mutter war es, ihre Kinder zu beschützen. Emma war nicht alt genug für die Wahrheit. So einfach war das.

Wenige Minuten später sagte sie Max und Emma, sie sollten sich anziehen, sie würden einen Ausflug machen. Beide Kinder packten ihre Gameboys und stiegen in den Fond des Wagens. Scott Duncan machte Anstalten, sich auf den Beifahrersitz zu setzen. Cram verstellte ihm den Weg.

»Wo liegt das Problem?«, fragte Duncan.

»Ich möchte mit Mrs. Lawson sprechen, bevor es losgeht. Bleiben Sie hier.«

Duncan ahmte einen militärischen Gruß nach. Cram warf ihm einen Blick zu, der hätte töten können. Er und Grace gingen ins Hinterzimmer. Cram schloss die Tür.

»Sie sollten nicht mit ihm fahren«, begann Cram.

»Vielleicht nicht. Aber ich muss es tun.«

Cram kaute auf der Unterlippe. Es gefiel ihm zwar nicht, doch er hatte Verständnis. »Haben Sie eine Handtasche dabei?«

»Ja.«

»Zeigen Sie mal her.«

Sie hob ihre Handtasche hoch. Cram zog eine Pistole aus dem Gürtel. Sie war klein, wirkte beinahe wie ein Spielzeug. »Das ist eine Glock 26, Kaliber 9 Millimeter.«

Grace hob abwehrend die Hände. »Nein, das will ich nicht.«

»Stecken Sie sie in die Handtasche. Man kann sie auch in einem Halfter am Fußgelenk tragen, aber dazu müssten Sie eine Hose anziehen.«

»Ich habe noch nie geschossen.«

»Erfahrung wird überbewertet. Man zielt mitten auf die Brust und drückt ab. Ist nicht kompliziert.«

»Ich mag Schusswaffen nicht.«

Cram schüttelte den Kopf.

»Was soll das?«

»Wenn ich mich nicht täusche, ist Ihre Tochter heute ernsthaft bedroht worden, oder?«

Das brachte sie zum Schweigen. Cram steckte die Pistole in ihre Tasche. Sie wehrte sich nicht.

»Wie lange werden Sie weg sein?«, fragte Cram.

»Ungefähr zwei Stunden. Höchstens.«

»Mr. Vespa will um 19 Uhr hier sein. Er sagt, es sei wichtig. Sie müssten reden.«

»Ich werde da sein.«

»Meinen Sie, diesem Duncan ist zu trauen?«

»Weiß ich nicht genau. Aber mein Gefühl sagt mir, dass wir bei ihm sicher sind.«

Cram nickte. »Dann will ich mal lieber auf Nummer sicher gehen.«

»Wie denn?«

Cram schwieg. Er begleitete sie hinaus. Duncan telefonierte mit seinem Handy. Grace gefiel der Ausdruck in Duncans Gesicht überhaupt nicht. Er beendete das Gespräch, als er sie kommen sah.

»Was gibt's?«

Scott Duncan schüttelte den Kopf. »Können wir fahren?«

Cram ging auf ihn zu. Duncan wich nicht zurück, ängstigte sich jedoch unübersehbar. Cram blieb dicht vor ihm stehen und winkte mit dem Finger. »Zeigen Sie mir mal Ihre Brieftasche.«

»Wie meinen?«

»Sehe ich wie jemand aus, der sich gern wiederholt?«

Scott Duncan sah Grace an. Sie nickte. Cram winkte noch immer mit dem Finger. Duncan gab ihm seine Brieftasche. Cram nahm sie mit zu einem Tisch und setzte sich. Hastig durchsuchte er den Inhalt und machte sich dabei Notizen.

»Was machen Sie da?«, fragte Duncan.

»Während Sie unterwegs sind, Mr. Duncan, werde ich mich über Sie erkundigen.« Er sah auf. »Falls Mrs. Lawson etwas zustößt - werde ich ...« Er machte eine Kunstpause. »... angemessen reagieren. Habe ich mich klar ausgedrückt?«

Duncan sah Grace an. »Wer zum Teufel ist dieser Kerl?«

Grace war bereits an der Tür. »Uns passiert schon nichts, Cram.«

Cram zuckte die Schultern und warf Duncan die Brieftasche zu. »Eine angenehme Fahrt, wünsche ich.«

In den ersten Minuten im Auto sagte niemand ein Wort. Max und Emma hatten Kopfhörer auf und spielten auf ihren Gameboys. Scott Duncan saß neben ihr, die Hände im Schoß.

»Wer war das am Telefon?«, fragte Grace.

»Eine Gerichtsmedizinerin.«

Grace wartete.

»Ich habe Ihnen doch erzählt, dass die Leiche meiner Schwester exhumiert wurde.«

»Ja.«

»Die Polizei hielt eine Obduktion nicht für nötig. Zu teuer. Ist vermutlich verständlich. Jetzt habe ich die Kosten übernommen. Ich kenne diese Person. Sie hat für einen Gerichtsmediziner gearbeitet, der auch privat Autopsien vorgenommen hat.«

»Und die hat Sie gerade angerufen?«

»Ja. Ihr Name ist Sally Li.«

»Und?«

»Und sie möchte mich dringend sprechen.« Duncan sah sie

von der Seite an. »Ihr Büro ist in Livingston. Wir können auf dem Rückweg vorbeifahren.« Er sah wieder in Fahrtrichtung. »Ich möchte, dass Sie mitkommen. Einverstanden?«

»In ein Leichenschauhaus?«

»Nein, nichts dergleichen. Sally nimmt die Autopsien im St. Barnabas Hospital vor. Wir fahren zu ihrem Büro, wo sie die Schreibtischarbeit erledigt. Gibt auch ein Vorzimmer, wo wir die Kinder abstellen können.«

Grace sagte nichts.

Die Bedminster Eigentumswohnanlage war ein riesiger, einheitlicher Komplex, wie es die Bezeichnung eigentlich schon erwarten lässt. Jedes Haus hatte die gleiche hellbraune Aluminiumverkleidung aus Fertigteilen, drei Etagen mit Tiefgarage, wie das Gebäude zur Rechten und zur Linken, das dahinter und das davor. Die Anlage sah aus wie ein endloser khakifarberner Ozean.

Grace kannte den Weg dorthin gut. Es war Jacks Route ins Büro. Sie hatten kurz überlegt, ob sie in diese Siedlung ziehen sollten. Weder Jack noch Grace waren begeisterte Heimwerker. Eigentumswohnungen hatten den Vorteil, dass man sich für eine monatliche Gebühr weder um Reparaturen noch um den Garten kümmern musste. Es gab Tennisplätze, einen Swimmingpool und einen Kinderspielplatz. Dennoch war die Eintönigkeit der Anlage kaum zu überbieten. Vorstädte an sich sind bereits eine Subkultur der Gleichförmigkeit. Warum sollte man diese also auf die Spitze treiben, indem man auch noch das eigene Heim gleichschaltete?

Max hatte den komplexen, grellbunt leuchtenden Spielplatz schon entdeckt, noch bevor der Wagen anhielt. Er wartete ungeduldig darauf, zur Schaukel laufen zu können. Emma gab sich eher gelangweilt. Sie behielt ihren Gameboy in der Hand. Normalerweise hätte Grace protestiert - Gameboys waren nur im Auto erlaubt, besonders wenn die Alternative Spiele an der frischen Luft waren -, aber wieder einmal schien für Prinzipienreiterei jetzt nicht der richtige Zeitpunkt.

Grace legte die Hand schützend über die Augen, als die beiden losliefen. »Ich kann sie doch hier nicht allein lassen.«

»Mrs. Alworth wohnt gleich dort drüben«, sagte Duncan.
»Wenn wir draußen vor der Tür bleiben, behalten wir sie im Auge.«

Sie gingen auf den Eingang im Erdgeschoss zu. Auf dem Spielplatz war es ruhig. Es regte sich kein Lüftchen. Grace atmete tief ein. Es roch nach frisch gemähtem Gras. Sie standen Seite an Seite, sie und Duncan. Er klingelte. Grace wartete und fühlte sich wie eine Zeugin Jehovas.

Eine knarzige Stimme, einer Hexe aus einem alten Disney-Film nicht unähnlich, ertönte: »Wer ist da?«

»Mrs. Alworth?«

»Wer ist da?«, schnarrte es erneut.

»Ich bin es, Scott Duncan, Mrs. Alworth.«

»Wer?«

»Scott Duncan. Wir haben vor gar nicht langer Zeit miteinander gesprochen. Über Ihren Sohn, Shane.«

»Gehen Sie weg! Ich habe Ihnen nichts zu sagen.«

»Wir bräuchten Ihre Hilfe. Dringend.«

»Ich weiß nichts. Gehen Sie!«

»Bitte, Mrs. Alworth. Ich muss mit Ihnen über Ihren Sohn reden.«

»Ich habe schon alles gesagt. Shane lebt in Mexiko. Er ist ein guter Junge. Er hilft den Armen.«

»Wir brauchen Auskünfte über einige seiner Freunde von früher.« Scott Duncan sah Grace an, nickte ihr aufmunternd zu.

»Mrs. Alworth«, begann Grace.

Die kratzige Stimme klang jetzt vorsichtiger. »Wer sind Sie?«

»Ich bin Grace Lawson. Ich glaube, Ihr Sohn hat meinen Mann gekannt.«

Schweigen. Grace wandte sich von der Tür ab und beobachtete Max und Emma. Max war auf der Rutschbahn. Emma saß im Schneidersitz daneben und spielte auf ihrem Gameboy.

Durch die Tür fragte die Stimme: »Wer ist Ihr Mann?«

»Jack Lawson.«

Nichts.

»Mrs. Alworth?«

»Kenne ich nicht.«

»Wir haben ein Foto«, sagte Scott Duncan. »Wir würden es Ihnen gern zeigen.«

Die Tür wurde geöffnet. Mrs. Alworth trug ein Hauskleid, das mindestens aus der Zeit vor der Invasion in der Schweinebucht stammen musste. Sie war Mitte siebzig, kräftig gebaut, die Sorte mollige alte Tante, in deren Umarmung man förmlich versinkt. Als Kind hasst man diese Art körperlicher Vereinnahmung. Als Erwachsener sehnt man sich danach. Sie hatte ausgeprägte Krampfadern. Auf ihrem enormen Busen schaukelte eine Lesebrille an einer Kette. Sie roch nach Zigarettenrauch.

»Ich hab nicht den ganzen Tag Zeit«, erklärte sie. »Zeigen Sie mir das Foto!«

Scott Duncan reichte ihr den Abzug.

Lange sagte die alte Frau kein Wort.

»Mrs. Alworth?«

»Warum hat jemand die hier ausgestrichen?«, fragte sie.

»Sie war meine Schwester.«

Sie warf ihm einen hastigen Blick zu. »Sagten Sie nicht, Sie seien von der Staatsanwaltschaft?«

»Bin ich auch. Meine Schwester wurde ermordet. Ihr Name war Geri Duncan.«

Mrs. Alworth wurde leichenblass. Ihre Unterlippe zitterte.
»Sie ist tot?«

»Ermordet. Vor 15 Jahren. Erinnern Sie sich an sie?«

Mrs. Alworth schien völlig die Fassung zu verlieren. Sie wandte sich an Grace und keifte: »Worauf starren Sie da eigentlich dauernd?«

Grace hatte sich zu Max und Emma umgewandt. »Auf meine

Kinder.« Sie deutete zum Spielplatz hinüber. Mrs. Alworth folgte ihrem Blick. Sie erstarrte. Sie schien in Gedanken verloren, völlig verunsichert.

»Haben Sie meine Schwester gekannt?«, wollte Duncan wissen.

»Was hat das mit mir zu tun?«

»Ja oder nein? Kannten Sie meine Schwester?« Duncans Stimme war streng geworden,

»Ich erinnere mich nicht. Ist lange her.«

»Ihr Sohn war eng mit ihr befreundet.«

»Er ist mit 'ner Menge Mädels gegangen. Shane war ein hübscher Junge. Genau wie sein Bruder Paul. Der ist Psychologe in Missouri. Warum lassen Sie mich nicht in Ruhe? Reden Sie mit ihm.«

»Bitte denken Sie nach.« Scott wurde lauter. »Meine Schwester ist ermordet worden.« Er deutete auf Shane Alworth auf dem Bild. »Das ist doch Ihr Sohn, Mrs. Alworth?«

Sie starnte lange auf das seltsame Foto. Dann nickte sie.

»Wo ist er?«

»Hab ich doch schon gesagt. Shane lebt in Mexiko, Er hilft den Armen.«

»Wann haben Sie zum letzten Mal mit ihm gesprochen?«

»Vergangene Woche.«

»Hat er Sie angerufen?«

»Ja.«

»Wo?«

»Was meinen Sie mit >Wo<?«

Scott Duncan trat einen Schritt vor. »Ich habe Ihre Anrufliste überprüft, Mrs. Alworth. Sie haben im letzten Jahr weder einen Anruf aus dem Ausland erhalten noch eine ausländische Nummer gewählt.«

»Shane benutzt immer eine Telefonkarte«, kam es ein wenig zu prompt. »Vielleicht werden die von den Telefongesellschaften nicht erfasst. Woher soll ich das wissen?«

Duncan trat noch einen Schritt näher. »Hören Sie, Mrs. Alworth. Und hören Sie mir gut zu. Meine Schwester ist tot. Ihr Sohn ist verschwunden. Dieser Mann hier ...« Er deutete auf das Bild von Jack. »... der Ehemann meiner Begleiterin, Jack Lawson, wird ebenfalls vermisst. Und diese Frau hier ...« Sein Finger berührte das rothaarige Mädchen. »... heißt Sheila Lambert. Von ihr fehlt in den letzten zehn Jahren ebenfalls jede Spur.«

»Ich sage Ihnen doch, ich habe damit nichts zu schaffen«, beharrte Mrs. Alworth.

»Fünf Personen sind auf dem Foto. Vier davon konnten wir identifizieren. Alle sind verschwunden. Eine ist tot. Könnte gut sein, dass auch die restlichen nicht mehr am Leben sind.«

»Ich habe doch schon gesagt, Shane ist...«

»Sie lügen, Mrs. Alworth. Ihr Sohn ist Absolvent der Vermont University. Genau wie Jack Lawson und Sheila Lambert. Sie müssen befreundet gewesen sein. Er war der Freund meiner Schwester. Das wissen wir beide. Also, was ist mit ihnen passiert? Wo ist Ihr Sohn?«

Grace legte die Hand auf Scotts Arm. Mrs. Alworth starre jetzt zum Spielplatz hinüber. Sie betrachtete die Kinder. Ihre Unterlippe zitterte. Sie war aschfahl. Tränen rannen ihr über die Wangen. Sie schien wie benommen. Grace versuchte ihr den Blick zu verstellen.

»Mrs. Alworth«, sagte sie sanft.

»Ich bin eine alte Frau.«

Grace wartete ab.

»Ich habe euch nichts zu sagen.«

»Ich versuche, meinen Mann zu finden«, erklärte Grace. Mrs. Alworth' Blick ruhte noch immer auf dem Spielplatz. »Ich versuche, ihren Vater zu finden.«

»Shane ist ein guter Junge. Er hilft den Armen.«

»Was ist mit ihm geschehen?«, fragte Grace.

»Lassen Sie mich in Ruhe.«

Grace versuchte den Blick der älteren Frau auf sich zu ziehen, doch sie schien nichts mehr zu registrieren. »Seine Schwester...« Grace deutete auf Duncan. »... mein Mann, Ihr Sohn. Was immer ihnen zugestoßen ist, es geht uns alle an. Wir wollen helfen.«

Doch die alte Frau schüttelte nur den Kopf und wandte sich ab. »Mein Sohn braucht Ihre Hilfe nicht. Und jetzt gehen Sie. Bitte.« Sie trat in ihr Haus zurück und schloss die Tür.

33

Zurück im Wagen sagte Grace: »Sie haben Mrs. Alworth' Telefonverbindungen auf Telefongespräche mit dem Ausland überprüft ... ?«

Duncan schüttelte den Kopf. »Das war ein Bluff.«

Die Kinder waren wieder mit ihren Gameboys beschäftigt. Scott Duncan rief die Gerichtsmedizinerin an. Sie erwartete sie.

»Wir kommen der Antwort näher, oder?«, sagte Grace.

»Ich glaube, ja.«

»Gut möglich, dass Mrs. Alworth die Wahrheit sagt. Ich meine, von ihrem Standpunkt aus.«

»Wie kommen Sie darauf?«, fragte er.

»Damals, vor 15 Jahren, muss etwas passiert sein. Jack hat sich nach Übersee abgesetzt. Vielleicht haben Shane Alworth und Sheila Lambert dasselbe getan. Ihre Schwester ist aus einem unerfindlichen Grund geblieben und ermordet worden.«

Er sagte nichts. Seine Augen glänzten plötzlich feucht. Seine Mundwinkel zuckten.

»Scott?«

»Sie hat mich angerufen. Geri, meine ich. Zwei Tage vor diesem Brand.«

Grace wartete ab.

»Ich war auf dem Sprung. Verstehen Sie. Geri war von jeher

sehr emotional. Immer melodramatisch. Sie hat gesagt, sie müsse mir was Wichtiges mitteilen, aber ich dachte, das kann warten. Dachte, sie wollte sich wieder mal über eine ihrer neuesten Schwärmereien auslassen ... Aromatherapie, ihre neue Rockband, ihre Malerei, was auch immer. Habe versprochen, sie später wieder anzurufen.«

Er hielt inne und zuckte mit den Schultern. »Aber dann hab ich's vergessen.«

Grace wusste darauf nichts zu sagen. Tröstliche Worte waren in diesem Fall möglicherweise unangebracht. Sie umfasste das Steuerrad und sah in den Rückspiegel. Emma und Max saßen auf dem Rücksitz, die Köpfe über ihre Computer gebeugt, während die Daumen die Knöpfe an den kleinen Konsolen bearbeiteten. Sie fühlte, wie es sie wieder einmal zu überwältigen drohte, das pure Hochgefühl, das Normalität, das Glück des Alltäglichen bei ihr auslöste.

»Ist es okay, wenn wir jetzt bei der Gerichtsmedizinerin vorbeifahren?«, fragte Duncan.

Grace zögerte.

»Ist nur eine Meile weit entfernt. Biegen Sie an der nächsten Ampel einfach links ab.«

Wer A sagt, muss auch B sagen, dachte Grace. Sie fuhr. Er wies ihr den Weg. Eine Minute später deutete er in Fahrtrichtung. »Das Eckgebäude da vorn ist es.«

Das Ärztehaus schien von Zahnärzten und Kieferorthopäden beherrscht. Als sie die Eingangstür öffneten, schlug ihnen der Geruch von Desinfektionsmitteln entgegen. Scott Duncan deutete auf einen Namen auf der großen Tafel. »Sally Li, Dr. med. Das ist sie.« Die Tafel sagte ihnen, dass ihr Büro im Erdgeschoss lag.

Einen Empfang gab es nicht. Eine Klingel ertönte, als sie die Tür öffneten. Das Büro war entsprechend spartanisch eingerichtet. Das Mobiliar bestand aus zwei durchgesessenen Sofas und einer flackernden Deckenbeleuchtung, die selbst auf dem Floh-

markt keinen Käufer mehr gefunden hätte. Der ausliegende Le-
sestoff war ein Katalog von Instrumenten für Pathologen.

Eine Frau asiatischer Herkunft, Mitte vierzig und mit müdem
Blick, steckte den Kopf aus der Tür, die zum eigentlichen Büro
führte. »Hallo, Scott.«

»Hallo, Sally.«

»Wen hast du mitgebracht?«

»Grace Lawson«, antwortete er. »Sie hilft mir.«

»Freut mich«, sagte Sally. »Bin gleich bei euch.«

Grace erlaubte den Kindern, weiter mit ihren Gameboys zu
spielen. Die Gefahr und in diesem Fall gleichzeitig das Großar-
tige bei diesen Spielen war, dass durch sie die Außenwelt voll-
kommen ausgeblendet wurde.

Sally öffnete die Tür. »Kommt rein.«

Sie trug saubere Chirurgenkleidung und Schuhe mit hohen
Absätzen. In der Brusttasche ihres Kittels steckte eine Packung
Marlboro. Das Büro, wenn man es so nennen wollte, sah aus, als
sei hier kürzlich eine Bombe eingeschlagen. Überall lagen Pa-
piere herum, ergossen sich wasserfallähnlich über den Schreib-
tisch und quollen aus Regalen. Dazwischen lagen aufgeschla-
gene Pathologiebücher. Ihr Schreibtisch aus Metall wirkte
reichlich altersschwach. Bilder, Fotos oder andere persönliche
Gegenstände waren nirgends zu entdecken - mit Ausnahme ei-
nes überdimensionalen Aschenbechers, der in der Mitte des
Schreibtischs unangefochten seinen Platz behauptete. Überall
stapelten sich turmhoch Fachzeitschriften. Etliche dieser Stapel
waren bereits eingestürzt. Sally hatte sich nicht die Mühe ge-
macht, sie wieder aufzuschichten. Sie sank auf den Stuhl hinter
dem Schreibtisch.

»Werfen Sie das Zeug einfach auf den Boden. Setzt euch.«

Grace nahm einen Stapel Papiere vom Stuhl und nahm Platz.
Duncan tat es ihr gleich. Sally verschränkte die Hände und legte
sie in den Schoß.

»Patientenpsychologie ist nicht mein Ding, das wissen Sie, Scott.«

»Ja, weiß ich.«

»Zum Glück können sich meine Patienten nie beschweren.« Sie war die Einzige, die lachte.

»Jetzt wisst ihr, weshalb mich niemand zum Essen einlädt.« Sally griff nach einer Lesebrille und kramte in den Akten. »Wo habe ich denn ... Wartet, hier ist es.«

Sally fischte einen braunen Umschlag aus dem Chaos.

»Ist das der Autopsiebericht meiner Schwester?«, fragte Duncan.

»Ja.«

Sie schob ihn zu Duncan hinüber. Er öffnete ihn. Grace beugte sich zu ihm. Darüber stand in Großbuchstaben DUNCAN, GERI. Fotos waren beigelegt. Auf einem entdeckte Grace ein braunes Skelett, das auf einem Tisch ausgebreitet lag. Sie wandte sich entsetzt ab.

Sally Li hatte jetzt die Füße auf den Schreibtisch gelegt, die Hände im Nacken verschränkt. »Also, Scott ... wollen Sie von mir die ganze Prozedur erklärt bekommen oder genügt Ihnen eine kurze Zusammenfassung?«

»Das Wesentliche, bitte.«

»Ihre Schwester war zum Zeitpunkt ihres Todes schwanger.« Duncan zuckte wie unter einem Peitschenhieb zusammen. Grace rührte sich nicht.

»Ich kann nicht sagen, in welchem Monat sie war. Aber mehr als im vierten oder fünften Monat dürfte sie kaum gewesen sein.«

»Das begreife ich nicht«, sagte Duncan. »Die müssen doch schon damals eine Autopsie durchgeführt haben.«

Sally nickte. »Da bin ich sicher.«

»Warum haben sie es dann nicht entdeckt?«

»Wollen Sie meine Meinung hören? Sie haben es entdeckt.«

»Aber ich hatte keine Ahnung«

»Warum sollten Sie? Sie waren damals Student. Vermutlich haben sie es Ihrer Mutter oder Ihrem Vater gesagt. Sie waren nur der Bruder. Und ihre Schwangerschaft hatte mit der Todesursache nichts zu tun. Sie ist bei einem Brand in einem Studentenheim umgekommen. Die Tatsache, dass sie schwanger war, war irrelevant.«

Scott Duncan saß einfach nur da. Er sah von Grace zu Sally Li.

»Können Sie eine DNA-Analyse des Fötus vornehmen?«

»Vermutlich. Warum?«

»Wie lange dauert ein solcher Vaterschaftstest?«

Grace überraschte die Frage nicht.

»Sechs Wochen.«

»Geht es auch schneller?«

»Ich kann's versuchen. Aber versprechen kann ich nichts.«

Scott wandte sich an Grace. Sie wusste, was er dachte. »Geri war mit Shane Alworth befreundet«, sagte sie.

»Sie haben das Foto gesehen.«

Hatte sie. Die Art und Weise, wie Geri zu Jack aufgesehen hatte. Geri hatte nicht gewusst, dass die Kamera auf sie gerichtet war. Alle waren noch dabei gewesen, sich für das Foto in Stellung zu bringen. Doch das, was die Kamera eingefangen hatte, Geris Gesichtsausdruck, nun, der verriet, dass Jack mehr gewesen sein musste als nur ein guter Kumpel.

»Machen Sie den Test«, schlug Grace vor.

34

Charlaine hielt Mikes Hand, als seine Lider zuckten und er die Augen aufschlug.

Sie rief schrill nach einem Arzt, der das Offensichtliche umgehend als ein »gutes Zeichen« wertete. Mike hatte furchtbare Schmerzen. Der Arzt legte ihm eine intravenöse Morphiumpumpe. Mike weigerte sich zuerst, wieder einzuschlafen. Er zog eine

Grimasse und versuchte, die Schmerzen auszuhalten. Charlaine blieb bei ihm und hielt seine Hand. Als die Schmerzen schlimmer wurden, klammerte er sich fest an sie.

»Geh nach Hause«, sagte Mike. »Die Kinder brauchen dich.«

Sie bedeutete ihm, still zu sein. »Versuch zu schlafen.«

»Du kannst hier nichts für mich tun. Geh nach Hause.«

»Pssst.«

Mike sank erneut in Schlaf. Sie schaute auf ihn herab. Sie erinnerte sich an die Tage an der Vanderbilt University. Eine bunte Skala von Emotionen überwältigte sie. Da war Liebe und Zuneigung, dessen war sie sicher, aber was Charlaine im Augenblick Angst machte, war - auch während sie Mikes Hand hielt, und sogar als sie die starke Verbindung zu diesem Mann fühlte, der das Leben mit ihr teilte, sogar als sie betete und mit Gott, den sie so lange ignoriert hatte, einen Handel schloss -, dass sie wusste, dass diese Gefühle nicht von Dauer sein würden. Das war das Beängstigende an der Sache. Mitten in dieser Gefühlsaufwallung wusste Charlaine, dass die Zuneigung abebben würde, dass das, was sie empfand, einen flüchtigen Charakter hatte, und sie hasste sich dafür, dass sie es wusste.

Vor drei Jahren hatte Charlaine eine Selbsthilfeveranstaltung in der Continental Arena in East Rutherford besucht. Der Redner war dynamisch und kraftvoll, Charlaine war begeistert gewesen. Sie hatte sämtliche Hörkassetten gekauft. Sie hatte begonnen zu tun, was er vorschlug - hatte sich Ziele gesetzt, sich daran gehalten, sich überlegt, was sie vom Leben erwartete, versucht, den Dingen eine Perspektive zu geben, hatte ihre Prioritäten geordnet und restrukturiert, so dass sie Fortschritte machen konnte - doch noch während dieser Bemühungen, selbst als sich ihr Leben zum Besseren veränderte, hatte sie gewusst, dass es nicht von Dauer sein würde. Es war nur eine vorübergehende Veränderung, eine neue Lebensweise, ein Bewegungsprogramm, eine Diät gewesen - und diesmal war es genauso.

Und es würde kein Glück bis ans Ende aller Tage geben.

Hinter ihr ging die Tür auf. »Ihr Mann ist aufgewacht, habe ich gehört.«

Es war Captain Perlmutter. »Ja.«

»Ich habe gehofft, mit ihm sprechen zu können.«

»Da müssen Sie noch warten.«

Perlmutter machte einen Schritt ins Zimmer. »Sind die Kinder noch bei ihrem Onkel?«

»Er hat sie zur Schule gebracht. Wir wollen, dass das Leben ganz normal für sie weitergeht.« Perlmutter trat neben sie. Sie wandte den Blick nicht von Mike. »Haben Sie was herausgefunden?«

»Der Mann, der auf Ihren Mann geschossen hat ... Er heißt Eric Wu. Sagt Ihnen das was?«

Sie schüttelte den Kopf. »Wie sind Sie darauf gekommen?«

»Durch die Fingerabdrücke in Sykes' Haus.«

»Ist er vorbestraft?«

»Ja. Er ist gerade auf Bewährung frei.«

»Was hat er getan?«

»Das Urteil lautete auf schwere Körperverletzung. Allerdings nimmt man an, dass er noch viel mehr auf dem Kerbholz hat.«

Das überraschte sie nicht. »Schwere Verbrechen?«

Perlmutter nickte. »Darf ich Sie was fragen?«

Sie zuckte mit den Achseln.

»Sagt Ihnen der Name Jack Lawson etwas?«

Charlaine runzelte die Stirn. »Hat er zwei Kinder an der Willard-Schule?«

»Ja.«

»Ich kenne ihn nicht persönlich, aber Clay, mein Jüngster, geht noch in die Willard-Schule. Ich sehe seine Frau manchmal beim Abholen.«

»Meinen Sie Grace Lawson?«

»Ja, ich glaube, so heißt sie. Hübsche Frau. Sie hat eine Tochter. Emma. Sie ist ein oder zwei Klassen unter Clay.«

»Kennen Sie sie?«

»Nein, nicht wirklich. Ich sehe sie bei den Abschlusskonzerten und so. Warum?«

»Ist vermutlich nicht von Bedeutung.«

Charlaine runzelte die Stirn. »Haben Sie den Namen einfach so aus dem Zylinder gezaubert, oder was?«

»War nur so eine Vermutung«, sagte er wegwerfend. »Ich wollte Ihnen übrigens danken.«

»Wofür?«

»Dass Sie mit Mr. Sykes gesprochen haben.«

»Er hat mir nicht viel erzählt.«

»Er hat Ihnen von AI Singer erzählt.«

»Na und?«

»Unsere Computerexpertin hat den Namen auf Sykes' Computer entdeckt. AI Singer. Wir glauben, dass Wu sich unter diesem Namen in einer Internet-Kontaktbörse registrieren ließ. So hat er Freddie Sykes kennen gelernt.«

»Er hat den Namen AI Singer benutzt?«

»Ja.«

»War das eine Kontaktbörse für Schwule?«

»Für Bisexuelle.«

Charlaine schüttelte den Kopf und hätte beinahe laut gelacht. *Na, wenn das nicht der Hammer ist!* Sie sah Perlmutter herausfordernd an. Er verzog keine Miene. Sie sahen beide wieder auf Mike herab. Mike regte sich. Er schlug die Augen auf und lächelte sie an. Charlaine erwiderte sein Lächeln und strich ihm das Haar glatt. Er schloss die Augen und schlief weiter.

»Captain Perlmutter?«

»Ja?«

»Bitte gehen Sie jetzt.«

Während Grace auf Carl Vespa wartete, begann sie das Schlafzimmer aufzuräumen. Jack, das wusste sie, war ein großartiger Ehemann und Vater. Er war klug, witzig, liebevoll, fürsorglich und treu. Als Gegengewicht hatte Gott ihn mit dem Ordnungssinn eines Schimpansen ausgestattet. Er war, schlicht ausgedrückt, ein Chaot. Nörgeleien von ihrer Seite - und Grace hatte es weiß Gott versucht - prallten an ihm ab. Also hatte sie es aufgegeben. Wenn das Glück von Kompromissen abhing, dann schien ihr das ein guter Kompromiss zu sein.

Grace hatte längst aufgehört, Jack dazu bewegen zu wollen, den Stapel Zeitschriften neben seinem Bett aufzuräumen. Sein nasses Duschhandtuch landete nie auf dem Handtuchständer. Keines seiner Kleidungsstücke schaffte es je bis in den Schrank oder die Kommode. Im Augenblick hing ein T-Shirt halb aus dem Wäschekorb, als versuche es der drohenden Waschmaschine zu entkommen.

Einen Moment starnte Grace bewegungslos auf das T-Shirt. Dann griff sie danach. Der Spezies Mann war sie stets mit gesundem Zynismus begegnet. Sie hatte ihre Gefühle im Zaum gehalten. Sie öffnete sich nicht leicht anderen Menschen. An Liebe auf den ersten Blick hatte sie nie geglaubt - tat es noch immer nicht -, doch als sie Jack getroffen hatte, war der Funke sofort übergesprungen, sie hatte Schmetterlinge im Bauch bekommen, und, so sehr sie das jetzt auch zu leugnen versuchte, schon damals, bei der ersten Begegnung, hatte ihr eine innere Stimme eingeflüstert, dass dies der Mann sei, den sie heiraten würde.

Cram war mit Emma und Max in der Küche. Emma hatte sich wieder gefangen, ihre theatralischen Anwandlungen überwunden, wie das nur Kindern gegeben ist - schnell und hundertprozentig. Sie aßen Fischstäbchen, Cram eingeschlossen, und ignorierten die

Beilage aus Erbsen. Emma las Cram ein Gedicht vor. Cram war ein dankbares Publikum. Sein Lachen war raumfüllend und ließ die Fensterscheiben klinnen. Als Zuhörer hatte man nur zwei Möglichkeiten: mitzulachen oder mit den Zähnen zu knirschen.

Noch blieb etwas Zeit, bis Vespa eintreffen sollte. Grace wollte nicht an Geri Duncan denken, an ihren Tod, ihre Schwangerschaft, die Art, wie sie Jack auf dem verdamten Foto angesehen hatte. Scott Duncan hatte gefragt, was ihr Ziel sei. Sie hatte geantwortet, sie wolle ihren Mann zurückhaben. Das stimmte noch immer - im Wesentlichen. Aber nach allem, was sie erlebt hatte, war da vielleicht auch der Wunsch aufgekommen, die Wahrheit zu erfahren.

Mit diesem Gedanken lief Grace die Treppe hinunter und schaltete den Computer ein. Sie wählte sich bei Google ein und tippte »Jack Lawson« in das entsprechende Suchfeld. Die Trefferquote lag bei 1200 Ergebnissen. Zu viel, um nützlich zu sein. Sie versuchte es mit »Shane Alworth«. Kein einziges Ergebnis. Interessant. Grace gab »Sheila Lambert« ein. Unter den Ergebnissen war eine Baseballspielerin desselben Namens. Nichts von Bedeutung. Dann begann sie es mit Kombinationen zu versuchen.

Jack Lawson, Shane Alworth, Sheila Lambert und Geri Duncan: die vier Personen, die zusammen auf dem Foto abgebildet waren. Es musste eine Verbindung zwischen ihnen geben. Sie probierte die unterschiedlichsten Kombinationen aus. Sie versuchte, Vor- und Familiennamen zu mischen. Nichts tauchte auf, das von Interesse gewesen wäre. Sie tippte noch immer und durchforstete die 227 nutzlosen Ergebnisse auf die Eingabe »Lawson« und »Alworth«, als das Telefon klingelte.

Grace starnte auf das Display. Es war Coras Nummer. Sie hob den Hörer ab. »Hallo.«

»Hallo.«

»Entschuldige«, sagte Grace.

»Mach dir deshalb keinen Kopf. Dumme Kuh.«

Grace lächelte und betätigte weiter den Cursor. Die Ergebnisse waren unbrauchbar.

»Also, was ist? Willst du meine Hilfe noch?«, fragte Cora.

»Ja, schätze schon.«

»Klingt richtig begeistert. So gefällst du mir. Erzähl!«

Grace beschränkte sich auf eine oberflächliche Zusammenfassung. Sie vertraute Cora, aber sie wollte nicht gezwungen sein, ihr zu vertrauen. Natürlich war das nicht besonders logisch. Nur: war Graces Leben bedroht, würde sie sich umgehend an Cora wenden. Waren jedoch die Kinder in Gefahr ... nun, dann würde sie schon zögern. Das Beunruhigende jedoch war, dass sie Cora mehr vertraute als jedem anderen - was bedeutete, dass sie sich nie zuvor im Leben so isoliert und allein gefühlt hatte.

»Du lässt die Namen also durch die Suchmaschine laufen?«, wollte Cora wissen.

»Ja.«

»Irgendwelche relevanten Ergebnisse? Bisher meine ich?«

»Kein einziges.« Dann: »Warte mal!«

»Was ist?«

Und wieder, Vertrauen hin oder her, Grace fragte sich, welchen Sinn es hatte, Cora mehr zu erzählen als unbedingt nötig.

»Ich hab da was. Rufe dich gleich zurück.«

Grace legte auf und starrte auf den Bildschirm. Ihr Puls ging schneller. Sie hatte beinahe alle Namenskombinationen ausgeschöpft, als ihr ein Künstlerfreund namens Marlon Coburn einfiel. Er beklagte sich ständig, dass sein Name falsch geschrieben wurde. Marlon wurde zu Marlin, Marlan oder Marien, und Coburn wurde zu Cohen oder Corburn verballhornt. Jedenfalls fand Grace, es sei einen Versuch wert.

Die vierte Fehler-Kombination, die sie versuchte, war »Lawson« und »Allworth« mit zwei »l« statt mit einem.

Sie bekam 300 Ergebnisse - keiner der beiden Namen war selten -, doch es war das Ergebnis Nr. 4, das ihr ins Auge stach.

Die Überschrift lautete:

CRAZY DAVEY'S BLOG

Grace wusste vage, dass ein Blog so etwas wie ein Internettagebuch war, auf der Leute ihre Gedanken veröffentlichten. Andere wiederum fanden auf unerklärliche Weise Befriedigung darin, diese Ergüsse zu lesen. Eigentlich hatte ein Tagebuch früher eher als intim gegolten. Heutzutage dagegen versuchte man, mit möglichst schrillen Bekenntnissen die Massen zu erreichen.

Das Kleingedruckte unter der Überschrift lautete:

»John Lawson am Keyboard und Sean Allworth, ein Zauberer an der Gitarre ...«

Jacks richtiger Name lautete eigentlich John. Sean klang ähnlich wie Shane. Grace klickte das Link an. Die Seite war endlos lang. Sie ging zurück und klickte auf »speichern«. Als sie auf die Seite zurückkehrte, waren die Worte »Lawson« und »Allworth« markiert. Sie ließ den Cursor laufen und entdeckte einen zwei Jahre alten Eintrag:

26. April

He, Leute. Terese und ich haben uns ein Wochenende in Vermont gegönnt. Wir haben uns in der Frühstückspension Westerley's eingemietet. War eine Schau. Sie hatten dort einen Kamin, und nachts haben wir Schach gespielt...

Crazy Davey war nicht zu stoppen. Grace schüttelte den Kopf. Wer zum Teufel las diesen Blödsinn? Sie klickte drei Abschnitte weiter.

Am Abend bin ich mit Rick, einem alten Kumpel von der Uni, zu Wino's gegangen. Ist eine alte Studentenkneipe. Die reinste

Bruchbude. Während des Studiums waren wir Stammgäste. Und ihr glaubt es nicht, wir haben wieder Kondom-Roulette gespielt wie in alten Tagen. Je gespielt? Jeder Typ rät eine Farbe - es gibt sexy Rot, Mach-mir-den-Hengst Schwarz, Zitronengelb, Orange-Orange. Okay, die letzten beiden sind ein Witz, aber ihr habt's hoffentlich begriffen. Auf dem Klo hängt der Gummi-Automat. Immer noch! Jeder legt einen Dollar auf den Tisch. Einer nimmt einen Vierteldollar und holt ein Kondom. Er bringt es zum Tisch zurück. Er macht die Schachtel auf und Bingo, wenn es deine Farbe hat, hast du gewonnen. Rick hat die erste Runde gewonnen. Er hat uns einen ausgegeben. Die Band damals hat reingehauen. Erinnere mich, als Erstsemester eine Gruppe namens Allaw gehört zu haben. Bestand aus zwei Tussen und zwei Jungs. Eine Tussi saß am Schlagzeug. Die Jungs waren John Lawson am Keyboard und Sean Allworth, ein Zauberer an der Gitarre. So sind sie auf den Namen gekommen, schätze ich. Allworth und Lawson. Zusammengezogen Allaw. Rick hatte noch nie von denen gehört. Jedenfalls haben wir unser Bier getrunken. Ein paar heiße Geräte sind reingekommen, haben uns aber übersehen. Haben uns verdammt alt gefühlt...

Das war alles.

Grace startete eine Suche mit Allaw. Nichts.

Sie versuchte weitere Kombinationen. Nichts. Nur diese eine Notiz aus einem Blog. Crazy Davey hatte sowohl den Vornamen Shane als auch den Familiennamen falsch geschrieben. Jack wurde Jack genannt, jedenfalls solange Grace ihn kannte, aber vielleicht war er damals als John aufgetreten. Möglich, dass der Typ auch seinen Namen verwechselt oder ihn nur geschrieben gesehen hatte.

Allerdings hatte Crazy Davey von vier Bandmitgliedern gesprochen, darunter zwei Frauen und zwei Männer. Auf dem Foto allerdings waren fünf Personen, doch die eine Frau, die nur verschwommen am Rand zu sehen war - vielleicht gehörte sie gar

nicht zur Gruppe. Und was hatte Scott über den letzten Anruf seiner Schwester gesagt?

Dachte, es ginge um irgendein neues Steckenpferd - Aromatherapie, ihre neue Rockband ...

Rockband. Konnte das sein? War es das Foto von einer Rockgruppe?

Sie suchte auf Crazy Daveys Website nach einer Telefonnummer oder dem kompletten Namen. Es gab nur eine E-Mail-Adresse. Grace klickte das Link an und tippte hastig:

»Brauche Ihre Hilfe. Habe eine wichtige Frage bezüglich Al-law, der Band, die Sie während Ihrer Studienzeit gehört haben. Bitte rufen Sie mich per R-Gespräch an.«

Sie tippte ihre Telefonnummer ein und schickte die E-Mail ab.
Was hatte das zu bedeuten?

Sie versuchte das Puzzle auf ein Dutzend unterschiedliche Arten zusammenzufügen. Nichts passte. Einige Minuten später hielt eine Limousine in der Auffahrt. Grace sah aus dem Fenster. Carl Vespa war da.

Er hatte einen neuen Chauffeur, einen riesigen Muskelmann mit militärisch kurzem Haarschnitt und dem entsprechenden Gesicht, der jedoch nicht halb so gefährlich aussah wie Cram. Sie legte ein Lesezeichen für Crazy Davey's Blog an und ging den Korridor entlang zur Haustür.

Vespa kam grußlos herein. Er sah in seinem geradezu göttlich maßgeschneiderten Blazer noch immer wie aus dem Ei gepellt aus, wirkte ansonsten jedoch ungewohnt zerzaust. Er trug sein Haar zwar nie glatt gestriegelt, das war nicht sein Stil, doch es gibt einen feinen Unterschied zwischen einem unkonventionellen Haarschnitt und ungekämmtem Haar. Diese Grenze war überschritten. Seine Augen waren gerötet. Die Linien um seinen Mund waren tiefer, ausgeprägter.

»Was ist passiert?«

»Wo können wir ungestört reden?«, fragte Vespa.

»Die Kinder sind bei Cram in der Küche. Gehen wir ins Wohnzimmer.«

Er nickte. In der Ferne ertönte Max' volles Lachen. Vespa hielt abrupt inne. »Ihr Sohn ist jetzt sechs, stimmt's?«

»Ja.«

Vespa lächelte unvermittelt. Grace konnte seine Gedanken nicht erraten, doch das Lächeln brach ihr das Herz. »Als Ryan sechs war, hat er wie besessen Baseballkarten gesammelt.«

»Max steht auf Yu-Gi-Oh!«

»Yu-Gi-Was?«

Sie schüttelte den Kopf zum Zeichen, dass sich Erklärungen nicht lohnten.

Vespa blickte Grace versonnen an. Sie lächelte sanft. Dann war der Augenblick vorbei. Seine Züge wurden schlaff.

»Er wird auf Bewährung entlassen.«

Grace sagte nichts.

»Wade Larue. Seine Freilassung wurde vorgezogen. Er kommt morgen raus.«

»Oh!«

»Was sagen Sie dazu?«

»Er war fast fünfzehn Jahre im Gefängnis«, antwortete sie.

»Achtzehn Menschen sind gestorben.«

Diese Art der Unterhaltung widerstrebte ihr. Die Zahl - achtzehn - war für ihn irrelevant. Nur einer zählte. Ryan. In der Küche explodierte erneut Max' Lachen. Vespa verzog keine Miene, doch Grace sah, dass etwas in ihm gärte. Er sagte kein Wort. Das war auch nicht nötig. Die Frage lag auf der Hand: Angenommen es hätte Max oder Emma getroffen. Könnte sie die Sache dann rationaler betrachten? Würde sie Larue den bekifften Außenseiter abnehmen, der sich mit Drogen voll gedröhnt hatte und in Panik geraten war? Wäre sie dann so schnell bereit, zu verzeihen?

»Erinnern Sie sich an den Sicherheitsbeamten, Gordon MacKenzie?«, fragte Vespa.

Grace nickte. Er war der Held jener Nacht gewesen, dem es gelungen war, zwei verschlossene Notausgänge zu öffnen.

»Er ist vor einigen Wochen gestorben. An einem Gehirntumor.«

»Ich weiß.« Man hatte Gordon MacKenzie bei den Veröffentlichungen zum Jahrestag des Massakers die meisten Kommentare gewidmet.

»Glauben Sie an ein Leben nach dem Tod, Grace?«

»Ich weiß nicht.«

»Was ist mit Ihren Eltern? Werden Sie sie eines Tages wieder sehen?«

»Keine Ahnung.«

»Kommen Sie, Grace! Ich will wissen, was Sie denken.«

Vespas Blick wurde bohrend. Sie wurde unruhig. »Am Telefon ... da haben Sie mich gefragt, ob Jack eine Schwester hat.«

»Sandra Koval.«

»Warum also die Frage?«

»Gleich«, sagte Vespa. »Ich will Ihre Meinung hören. Was geschieht mit uns, wenn wir sterben, Grace?«

Ihr war klar, dass es sinnlos war, mit ihm zu streiten. Ein falscher Unterton hatte sich in ihr Gespräch geschlichen. Etwas war anders. Er fragte sie nicht als Freund, als Vaterfigur oder aus Neugier. Er klang aggressiv. Ja, sogar wütend. Sie fragte sich, ob er getrunken hatte.

»Es gibt ein Shakespeare-Zitat«, sagte sie. »Aus Hamlet. Es heißt, wenn ich mich recht erinnere, so ungefähr der Tod sei ein unentdecktes Land, aus dem kein Reisender je zurückkehrt.«

Vespa zog eine Grimasse. »Mit anderen Worten wir wissen gar nichts.«

»So ist es.«

»Sie wissen, dass das Blödsinn ist.«

Sie sagte nichts.

»Sie wissen, dass da nichts ist. Dass ich Ryan nie wieder sehen

werde. Die Menschen wollen es nur nicht wahrhaben. Der schwache Geist erfindet unsichtbare Götter und Gärten und ein Wiedersehen im Paradies. Andere, wie Sie, fallen auf diesen Unsinn nicht rein, finden es jedoch zu schmerzlich, die Wahrheit beim Namen zu nennen. Also schieben sie diese > Woher-sollen-wir-das-wissen-< Theorie vor sich her. Aber Sie wissen Bescheid, Grace, oder?«

»Es tut mir Leid, Carl.«

»Was denn?«

»Dass Sie so leiden. Aber bitte überlassen Sie mir, was ich glaube oder nicht glaube.«

Etwas geschah mit Vespas Augen. Sie weiteten sich für einen Moment, und es war beinahe so, als lodere im Hintergrund ein Feuer. »Wie haben Sie Ihren Mann kennen gelernt?«

»Wie bitte?«

»Wie haben Sie Jack kennen gelernt?«

»Was hat das denn mit der ganzen Sache zu tun?«

Er machte einen hastigen Schritt auf sie zu. Einen bedrohlichen Schritt. Er sah auf sie herab, und zum ersten Mal wusste Grace, dass all die Geschichten, all die Gerüchte darüber, was er war, was er tat, der Wahrheit entsprachen. »Wie seid ihr beiden euch begegnet?«

Grace versuchte, nicht ängstlich zurückzuweichen. »Das wissen Sie doch längst.«

»In Frankreich?«

»Richtig.«

Er sah sie durchdringend an.

»Was ist los, Carl?«

»Wade Larue kommt frei.«

»Das haben Sie bereits gesagt.«

»Morgen gibt seine Anwältin eine Pressekonferenz in New York. Die Familien werden dort sein. Ich möchte, dass Sie ebenfalls kommen.«

Sie wartete. Sie wusste, dass noch mehr kommen musste.

»Seine Anwältin war brillant. Sie hat die Begnadigungskomission um den Finger gewickelt. Ich wette, dasselbe gelingt ihr mit der Presse.«

Er hielt inne und wartete. Grace war im ersten Moment verdutzt, doch dann kroch ihr die Kälte in die Knochen. Carl Vespa sah es deutlich. Er nickte und trat zurück.

»Erzählen Sie mir von Sandra Koval«, forderte er. »Ich kann nämlich nicht verstehen, wie ausgerechnet Ihre Schwägerin dazu kommt, jemanden wie Wade Larue zu verteidigen.«

36

Indira Khariwalla wartete auf den Besucher.

In ihrem Büro waren sämtliche Lichter gelöscht. Ihre Arbeit als Privatdetektiv war für heute abgeschlossen. Indira saß gern im Dunkeln. Das Problem der westlichen Welt, davon war sie überzeugt, bestand in der Reizüberflutung der Sinne. Auch sie war natürlich diesen Reizen ausgeliefert. Das war der springende Punkt. Niemand konnte sich dem entziehen. Die westliche Welt verführte einen mit ihren Reizen, der konstanten Bombardierung mit Farben, Licht und Tönen. Es hörte nie auf. Wann immer möglich, besonders am Ende des Tages, saß Indira gern im Dunkeln. Nicht um zu meditieren, wie man aufgrund ihrer Herkunft glauben könnte. Nicht, um im Lotossitz, den Daumen an den Zeigefinger gelegt, dazusitzen.

Nein. Sie brauchte nur Dunkelheit.

Um 22 Uhr wurde leise an die Tür geklopft. »Kommen Sie rein.«

Scott Duncan betrat den Raum. Er machte sich nicht erst die Mühe, das Licht anzuknipsen. Indira war froh darüber. Das machte es leichter.

»Was gibt's denn so Wichtiges?«, fragte er.

»Rocky Conwell ist ermordet worden«, sagte Indira.

»Das habe ich im Radio gehört. Wer ist das?«

»Der Mann, den ich auf Jack Lawson angesetzt habe. Er sollte ihn beschatten.«

Scott Duncan sagte nichts.

»Wissen Sie, wer Stu Perlmutter ist?«, fuhr sie fort.

»Der Cop?«

»Ja. Er war gestern bei mir. Er hat mich über Conwell ausgefragt.«

»Haben Sie sich auf die anwaltliche Schweigepflicht berufen?«

»Habe ich. Er will mich mit einer richterlichen Verfügung zum Reden zwingen.«

Scott Duncan wandte sich ab.

»Scott?«

»Machen Sie sich keine Sorgen«, sagte er. »Sie wissen nichts.«

Indira war sich nicht so sicher. »Was werden Sie tun?«

Duncan trat aus dem Büro. Er griff hinter sich nach dem Türknauf und begann die Tür zu schließen. »Die Sache im Keim ersticken«, antwortete er.

37

Die Pressekonferenz war für 10 Uhr angesetzt. Grace brachte zuerst die Kinder zur Schule. Cram saß am Steuer. Er trug ein über großes Flanellhemd lose über der Hose. Darunter hatte er eine Waffe im Gürtel. Das wusste sie. Die Kinder sprangen aus dem Wagen. Sie verabschiedeten sich von Cram und liefen davon. Cram legte den ersten Gang ein.

»Fahren Sie noch nicht«, sagte Grace.

Sie sah den Kindern nach, bis diese sicher im Schulgebäude verschwunden waren. Dann nickte sie zum Zeichen, dass er losfahren konnte.

»Keine Sorge«, versicherte Cram ihr. »Ich habe einen Mann zur Beobachtung abgestellt.«

Sie wandte sich ihm zu. »Kann ich Sie was fragen?«

»Schießen Sie los!«

»Wie lange sind Sie schon bei Mr. Vespa?«

»Sie waren dabei, als Ryan starb, stimmt's?«

Die Frage brachte sie etwas aus der Fassung. »Ja.«

»Ryan war mein Patenkind.«

Auf den Straßen war es noch ruhig. Sie schaute ihn an. Sie hatte keine Ahnung, was sie tun sollte. Sie konnte ihnen nicht trauen - nicht in Bezug auf ihre Kinder, nicht nachdem sie am Vorabend Vespas Gesicht gesehen hatte. Doch was blieb ihr anderes übrig? Vielleicht sollte sie es noch einmal mit der Polizei versuchen. Aber waren die wirklich willens oder in der Lage, sie zu beschützen? Und Scott Duncan - selbst der hatte zugegeben, dass ihre Allianz nur vorübergehend war.

Als habe er ihre Gedanken erraten, sagte Cram: »Mr. Vespa vertraut Ihnen immer noch.«

»Und was ist, wenn er beschließt, es nicht mehr zu tun?«

»Er würde Ihnen niemals etwas antun.«

»Sind Sie sich da ganz sicher?«

»Wir treffen Mr. Vespa in der Stadt. Bei der Pressekonferenz. Soll ich das Radio anstellen?«

Trotz des Berufsverkehrs kamen sie schnell voran. Auf der George Washington Bridge wimmelte es noch immer von Polizisten, eine der Folgen des 11. Septembers, an die sich Grace nicht gewöhnen konnte. Die Pressekonferenz sollte im Crowne Plaza, in der Nähe des Times Square stattfinden. Vespa erzählte ihr, Boston sei ebenfalls im Gespräch gewesen - es wäre passender gewesen -, aber jemand aus der Gruppe um Larue hatte erkannt, dass dort, so dicht am Schauplatz der Tragödie, die Emotionen zu hoch kochen könnten. Außerdem hoffte die Larue-Seite, dass weniger Familienangehörige den Weg nach New York auf sich nehmen würden.

Cram setzte sie am Bürgersteig vor dem Hotel ab und fuhr auf den nahe gelegenen Parkplatz. Grace blieb einen Moment auf der Straße stehen und versuchte, sich zu sammeln. Ihr Handy klingelte. Sie warf einen Blick auf das Display. Die Nummer des Anrufers war ihr unbekannt. Die Vorwahl lautete 617. Das war die Region von Boston, falls sie sich richtig erinnerte.

»Hallo?«

»Hallo. David Roff hier.«

Sie war dicht am Times Square mitten in New York. Es herrschte ein unheimliches Gedränge. Niemand schien zu reden. Keine Hupen ertönten. Dennoch war der Lärm ohrenbetäubend. »Wer?«

»Vermutlich kennen Sie mich eher als Crazy Davey. Aus meinem Internettagebuch. Hab Ihre E-Mail bekommen. Passt es gerade nicht?«

»Nein, überhaupt nicht.« Grace merkte, dass sie brüllte, um gehört zu werden. Sie hielt sich das andere Ohr zu. »Danke, dass Sie sich melden.«

»Schien dringend zu sein.«

»Ist es auch. Sie erwähnen auf Ihrer Website eine Band namens Allaw.«

»Richtig.«

»Ich versuche alle Informationen über die Gruppe zu bekommen, die ich kriegen kann.«

»Dachte ich mir schon. Aber ich glaube nicht, dass ich helfen kann. Ich hab die nur mal an einem Abend gehört. Ich und meine Kumpels sind in der Nacht regelrecht versackt. Wir haben Mädels kennen gelernt, viel getanzt und noch mehr getrunken. Hinterher haben wir mit der Band gesprochen. Deshalb erinnere ich mich noch so gut.«

»Ich heiße Grace Lawson. Jack ist mein Mann.«

»Lawson? Das war doch der Bandleader, oder? Erinnere mich an ihn.«

»Waren die gut?«

»Die Band? Also daran erinnere ich mich nicht wirklich. Aber ich glaube schon. Bereiten Sie eine Überraschung für ihn vor oder was?«

»Überraschung?«

»Ja, eine Überraschungsparty oder ein Album von den alten Zeiten.«

»Ich versuche nur Informationen über die Bandmitglieder zu kriegen.«

»Wünschte, ich könnte helfen. Glaube nicht, dass die Band lange bestanden hat. Hab nie wieder von ihr gehört. Aber ich weiß, dass sie noch einen Auftritt in der Lost Tavern hatten. Das war in Manchester. Mehr kann ich leider nicht bieten.«

»Trotzdem vielen Dank für Ihren Anruf.«

»Gern geschehen. Oh, warten Sie. Da fällt mir noch was ein.«

»und das wäre?«

»Der Auftritt von *Allaw* in Manchester. Da waren sie die Aufwärmband für *Still Night*.«

Massen von Fußgängern drängten sich an ihr vorbei. Grace presste sich mit dem Rücken flach an eine Mauer, um ihnen auszuweichen. »*Still Night* kenne ich nicht.«

»Die kennen auch nur ausgekochte Musikfreaks. Hat auch nicht lange existiert. Jedenfalls nicht in der Zusammensetzung.« In der Leitung knackte und knisterte es, doch Grace konnte noch die folgenden Worte von Crazy Davey deutlich hören: »Aber ihr Leadsänger war Jimmy X.«

Grace fühlte, wie jede Kraft aus ihrer Hand schwand, die das Handy hielt.

»Hallo?«

»Ich bin noch da«, sagte Grace.

»Sie wissen doch, wer Jimmy X ist, oder? >Pale Ink<? Das Massaker von Boston?«

»Ja.« Ihre Stimme klang wie von einem anderen Stern. »Ich erinnere mich.«

Cram kam vom Parkplatz zurück. Er sah ihr Gesicht und ging schneller. Grace dankte Crazy Davey und legte auf. Seine Nummer war in ihrem Handy gespeichert. Sie konnte ihn jederzeit zurückrufen.

»Alles in Ordnung?«

Sie versuchte das Kältegefühl abzuschütteln. Es gelang ihr nicht. »Mir geht's gut«, brachte sie schließlich leise heraus.

»Wer war das am Telefon?«

»Sind Sie jetzt schon mein Sekretär?«

»Schon gut.« Er hob die Hände. »War nur eine Frage.«

Sie gingen ins Crowne Plaza, Grace versuchte, das eben Gehörte zu verarbeiten. Ein Zufall. Mehr nicht. Ein bizarrer Zufall. Ihr Mann hatte in einer Studentenband gespielt. Das traf auf Millionen andere zu. Und zufällig war er in derselben kleinen Kneipe aufgetreten wie Jimmy X. Na und? Sie hatten offenbar zur selben Zeit in derselben Gegend gelebt. Das musste mindestens ein, wenn nicht gar zwei Jahre vor dem Massaker von Boston gewesen sein. Und Jack hatte es ihr gegenüber vermutlich nie erwähnt, weil er es für unwichtig hielt und er Angst hatte, es könne sie aufregen. Ein Jimmy-X-Konzert hatte sie traumatisiert. Sie war dadurch für ihr Leben gezeichnet. Also hatte er keine Notwendigkeit darin gesehen, diesen unwichtigen Umstand zu erwähnen.

Nichts Weltbewegendes, oder?

Abgesehen davon, dass Jack nie ein Wort darüber verloren hatte, jemals in einer Band gespielt zu haben. Abgesehen davon, dass die Mitglieder von *Allaw* mittlerweile alle entweder tot oder gerade nicht auffindbar waren.

Sie versuchte etwas Ordnung in diese bruchstückhaften Informationen zu bringen. Wann genau war Geri Duncan eigentlich ermordet worden? Grace war in physiotherapeutischer Behandlung gewesen, als sie von dem Brand im Studentenheim gelesen hatte. Das bedeutete, es musste einige Monate nach dem Massaker gewesen sein. Grace nahm sich vor, das genaue Datum heraus-

zufinden. Außerdem musste sie den exakten zeitlichen Ablauf der Ereignisse überprüfen, denn wenn sie ehrlich war, konnte die Verbindung zwischen *Allaw* und Jimmy X einfach kein Zufall sein.

Aber wie hing das alles zusammen? Nichts von alledem ergab einen Sinn.

Sie ging noch einmal alles durch. Ihr Mann spielte in einer Band. Bei einer Gelegenheit trat diese Gruppe zusammen mit einer Band auf, zu der Jimmy X gehört hatte. Ein oder zwei Jahre später - das hing davon ab, ob Jack damals im ersten oder zweiten Studienjahr gewesen war - singt der inzwischen berühmte Jimmy X bei einem Konzert, das auch sie, Grace Sharpe, besucht. Die Veranstaltung endet in Chaos und Panik. Sie wird dabei schwer verletzt. Weitere drei Jahre vergehen. Sie trifft Jack Lawson auf einem anderen Kontinent und sie verlieben sich.

Es passte alles nicht zusammen.

Der Aufzug kam im Erdgeschoss an. »Sind Sie wirklich okay?«, fragte Cram.

»Mir geht's blendend.«

»Wir haben noch zwanzig Minuten, bevor die Pressekonferenz beginnt. Dachte, es ist besser, Sie gehen da allein rein, wenn Sie sich Ihre Schwägerin vorher noch schnappen wollen.«

»Sie sind eine sprudelnde Quelle guter Ideen, Cram.«

Die Türen öffneten sich. »Dritter Stock«, sagte er noch. Grace trat ein. Sie war allein. Viel Zeit blieb ihr nicht. Sie zückte ihr Handy und die Karte, die Jimmy X ihr gegeben hatte. Sie wählte die Nummer. Die Stimme seiner Mailbox ertönte. Grace wartete auf den Piepton.

»Ich weiß, dass *Still Night* zusammen mit *Allaw* aufgetreten ist. Rufen Sie mich an.«

Sie hinterließ ihre Nummer und legte auf. Der Lift hielt. Als sie hinaustrat, empfing sie eines dieser schwarzen Schilder mit den auswechselbaren weißen Buchstaben, die den Weg zu Ratzenbergs Bar-Mizwa oder der Hochzeit der Familie Smith-Jones

wies. Dieses besagte: »Burton & Crimstein Pressekonferenz.« Sie folgte dem Pfeil zu einer Tür, holte tief Luft und stieß sie auf.

Das Ganze erinnerte sie an eine Szene in einem Gerichtsfilm - an jenen dramatischen Höhepunkt, wenn die Überraschungszeugin durch die Schwingtür tritt. Als Grace den Saal betrat, schienen alle die Luft anzuhalten. Es wurde schlagartig still. Grace kam sich verloren vor. Sie sah sich um, und was sie sah, machte sie ganz schwindelig. Sie trat einen Schritt zurück. Die trauernden Gesichter, älter zwar, doch keineswegs geläuterter, verschwammen vor ihren Augen. Da waren sie wieder - die Garrisons, die Reeds, die Weiders. Ihre Gedanken schweiften zurück zu den Anfangstagen im Krankenhaus. Sie hatte alles wie durch einen Nebel, wie durch einen Duschvorhang gesehen. Jetzt war es wieder so. Sie kamen stumm zu ihr. Sie umarmten sie. Keiner sprach ein Wort. Das war nicht nötig. Grace nahm die Umarmungen hin. Sie fühlte noch immer die Trauer, die diese Leute umfing.

Sie erkannte die Witwe von Lieutenant Gordon MacKenzie. Einige behaupteten, er habe Grace in Sicherheit gebracht. Wie die meisten echten Helden hatte Gordon MacKenzie nur selten darüber gesprochen. Er behauptete, sich nicht erinnern zu können, was genau er getan habe, aber ja, er habe die Türen geöffnet und Leute herausgezogen, jedoch eher aus einem Reflex heraus als aus Tapferkeit.

Grace umarmte Mrs. MacKenzie besonders herzlich.

»Mein herzliches Beileid«, sagte Grace.

»Er ist jetzt beim lieben Gott.« Mrs. MacKenzie hielt sie fest.

Darauf gab es eigentlich keine Antwort. Grace nickte lediglich. Sie ließ sie los und sah über ihre Schulter. Sandra Koval hatte den Saal durch eine Seitentür betreten. Fast gleichzeitig entdeckte sie Grace, und es geschah etwas Seltsames. Ihre Schwägerin lächelte, beinahe als habe sie diese Begegnung erwartet. Grace trat von Mrs. MacKenzie zurück. Sandra neigte

leicht den Kopf, zum Zeichen, sie solle zu ihr kommen. Die Absperrung aus einer Samtkordel trennte sie. Ein Sicherheitsbeamter vertrat ihr den Weg.

»Schon gut, Frank«, sagte Sandra. Er ließ Grace passieren.

Sandra ging voraus. Sie eilte einen Gang entlang. Grace hinkte hinterher, unfähig, mit ihr Schritt zu halten. Sandra blieb stehen und öffnete eine Tür. Sie betraten einen riesigen Ballsaal. Ober waren damit beschäftigt, Tafelsilber aufzudecken. Sandra führte sie in eine Ecke. Sie griff sich zwei Stühle und stellte sie einander gegenüber.

»Du scheinst nicht überrascht, mich zu sehen«, begann Grace.

Sandra zuckte die Achseln. »Ich dachte mir, dass du den Fall in den Medien verfolgst.«

»Habe ich nicht.«

»Ist auch egal, schätze ich. Bis vor zwei Tagen wusstest du nicht einmal, wer ich bin.«

»Was geht hier vor, Sandra?«

Sie antwortete nicht sofort. Das leise Klimpern des Silbers bildete den musikalischen Hintergrund. Sandras Blick schweifte zu den Obern in der Saalmitte.

»Warum vertrittst du Wade Larue?«

»Man hat ihm ein Verbrechen vorgeworfen. Ich bin Strafanwältin. Das ist mein Beruf.«

»Sei nicht so verdammt belehrend.«

»Du willst wissen, wie ich ausgerechnet zu diesem Mandanten gekommen bin. Ist es das?«

Grace sagte nichts.

»Lieg das nicht auf der Hand?«

»Nicht für mich.«

»Du bist es, Grace.« Sie lächelte. »Du bist der Grund, weshalb ich Mr. Larue vertrete.«

Grace machte den Mund auf, machte ihn wieder zu und versuchte es noch einmal. »Wovon redest du überhaupt?«

»Du hast nichts von mir gewusst. Du hast nur gewusst, dass Jack eine Schwester hat. Aber ich wusste alles über dich.«

»Ich kann noch immer nicht ganz folgen.«

»Es ist ganz einfach, Grace. Du hast meinen Bruder geheiratet.«

»Und?«

»Als ich erfuhr, dass du meine Schwägerin werden würdest, wurde ich neugierig. Ich wollte mehr über dich erfahren. Ist doch verständlich, oder? Ich habe einen meiner Ermittler beauftragt, Nachforschungen über dich anzustellen. Deine Bilder sind übrigens wunderbar. Ich habe zwei gekauft. Sie hängen bei mir zu Hause in Los Angeles. Wirklich großartige Kunst. Meine älteste Tochter, Karen - sie ist siebzehn - liebt sie. Sie möchte Malerin werden.«

»Ich verstehe nicht, was das mit Wade Larue zu tun hat.«

»Wirklich nicht?« Ihre Stimme klang seltsam heiter. »Seit meinem Juraexamen arbeite ich als Strafverteidigerin. Angefangen habe ich bei Crimstein in Boston. Ich habe dort gelebt, Grace. Ich wusste alles über das Massaker von Boston. Und dann hat sich mein Bruder in eine der Hauptbeteiligten verliebt. Das hat meine Neugier nur noch mehr angestachelt. Ich habe angefangen, mehr über den Fall zu lesen - und weiß du, was mir dabei klar geworden ist?«

»Was denn?«

»Dass Wade Larue von einem unfähigen Anwalt um die besten Jahre seines Lebens gebracht worden ist.«

»Wade Larue war für den Tod von achtzehn Menschen verantwortlich.«

»Er hat einen Schuss abgefeuert, Grace. Und nicht mal jemanden getroffen. Die Lichter gingen aus. Menschen schrien. Er stand unter Alkoholeinfluss. Er geriet in Panik. Er glaubte - oder bildete es sich zumindest wirklich ein -, in unmittelbarer Gefahr zu schweben. Es gab zu diesem Zeitpunkt keine, überhaupt keine Möglichkeit, abzusehen, was er damit angerichtet hat. Sein ers-

ter Anwalt hätte einen Deal aushandeln müssen. Bewährungsstrafe, höchstens achtzehn Monate. Aber niemand wollte diesen Fall übernehmen. Larue schickte man ins Gefängnis, damit er dort verrotten sollte. Tja, Grace, wegen dir habe ich über ihn gelesen. Wade Larue war beschissen worden. Sein Anwalt hat die Sache vermasselt und ihn dann allein gelassen.«

»Deshalb hast du den Fall übernommen?«

Sandra Koval nickte. »Pro bono. Vor zwei Jahren sind wir zusammengekommen. Seither haben wir den Antrag auf Entlassung auf Bewährung vorbereitet.«

Bei Grace fiel der Groschen. »Jack hat es gewusst, stimmt's?«

»Das kann ich nicht sagen. Wir sprechen nicht miteinander, Grace.«

»Willst du noch immer behaupten, du hattest an jenem Abend nicht mit ihm telefoniert? Neun Minuten, Sandra. Die Telefongesellschaft hat ein Telefonat von neun Minuten registriert.«

»Jacks Anruf hatte nichts mit Wade Larue zu tun.«

»Womit hatte er dann zu tun?«

»Mit dem Foto.«

»Was war damit?«

Sandra beugte sich vor. »Zuerst beantworte mir eine Frage. Und ich möchte die Wahrheit hören. Woher hast: du dieses Foto?«

»Habe ich dir schon gesagt. Es steckte zwischen den Abzügen meines Films.«

Sandra schüttelte ungläubig den Kopf. »Und du glaubst, der Typ aus dem Fotolabor hat es unter die Fotos geschmuggelt?«

»Da bin ich nicht mehr so sicher. Aber du hast mir noch nicht gesagt... weshalb dieses Foto Jack veranlasst hat, dich anzurufen.«

Sandra zögerte.

»Ich weiß über Geri Duncan Bescheid«, sagte Grace.

»Du weißt *was* über Geri Duncan?«

»Sie ist das Mädchen auf dem Bild. Und sie wurde ermordet.«

Sandra richtete sich abrupt auf. »Sie ist bei einem Zimmerbrand ums Leben gekommen. Es war ein Unfall.«

Grace schüttelte den Kopf. »Das Feuer ist vorsätzlich gelegt worden.«

»Wer hat dir das erzählt?«

»Ihr Bruder.«

»Moment! Woher kennst du ihren Bruder?«

»Sie war schwanger, musst du wissen. Ich meine, Geri Duncan. Als sie bei diesem Brand ums Leben kam, war sie guter Hoffnung.«

Sandra starnte Grace entsetzt an. »Grace, was machst du da eigentlich?«

»Ich versuche, meinen Mann zu finden.«

»Und du glaubst, das hilft dir weiter?«

»Gestern hast du behauptet, keine der Personen auf dem Foto zu kennen. Aber eben hast du zugegeben, Geri Duncan zu kennen. Du hast gewusst, dass sie bei einem Brand umgekommen ist.«

Sandra schloss die Augen.

»Hast du Shane Alworth oder Sheila Lambert gekannt?«

Ihre Stimme war leise. »Nein, nicht wirklich.«

»Nicht wirklich? Die Namen sind dir also nicht völlig fremd?«

»Shane Alworth war ein Klassenkamerad von Jack. Sheila Lambert, glaube ich, war eine Freundin vom College. Na und?«

»Hast du gewusst, dass die vier zusammen in einer Band gespielt haben?«

»Vielleicht einen Monat lang. Also was soll das?«

»Die fünfte Person auf dem Foto. Die, die den Kopf abgewandt hat. Weißt du, wer das ist?«

»Nein.«

»Bist du es, Sandra?«

Sie sah zu Grace auf. »Ich?«

»Ja. Bist du's?«

Ein seltsamer Ausdruck trat in Sandras Gesicht. »Nein, Grace. Das bin nicht ich.«

»Hat Jack Geri Duncan umgebracht?«

Die Worte sprudelten einfach so aus ihr heraus. Sandra riss die Augen auf, als habe sie eine Ohrfeige bekommen. »Bist du übergeschnappt?«

»Ich will nur die Wahrheit wissen.«

»Jack hatte mit ihrem Tod nichts zu tun. Er war zu dem Zeitpunkt bereits in Europa.«

»Warum ist er dann bei diesem Foto ausgeflippt?«

Sie zögerte.

»Warum, verdammt noch mal?«

»Weil er bis zu dem Zeitpunkt nicht gewusst hat, dass Geri tot ist.«

Grace war verwirrt. »Waren die beiden ein Liebespaar?«

»Liebespaar«, wiederholte sie, als sei das ein völlig neues Wort für sie. »Das ist ein reichlich erwachsener Ausdruck für das, was die beiden waren.«

»War sie nicht mit Shane Alworth zusammen?«

»Schätze schon. Aber sie waren doch alle noch Kinder.«

»Jack hat mit der Freundin seines Freundes rumgemacht?«

»Keine Ahnung, wie eng befreundet Jack und Shane gewesen sind. Aber ja, Jack hat mit ihr geschlafen.«

Grace schwirrte der Kopf. »Und Geri Duncan wurde schwanger.«

»Darüber weiß ich nichts.«

»Aber du weißt, dass sie tot ist.«

»Ja.«

»Und du weißt, dass Jack sich aus dem Staub gemacht hat.«

»Bevor sie umgekommen ist.«

»Bevor sie schwanger wurde?«

»Ich hab doch schon gesagt. Ich hatte keine Ahnung, dass sie schwanger war.«

»Und was hat Jack gesagt, als er dich angerufen hat?«

Sie seufzte tief. Ihr Kopf sank nach vorn. Einen Moment war sie still.

»Sandra?«

»Hör mal. Das Foto muss - fünfzehn, sechzehn Jahre alt sein. Als du es ihm einfach so, aus heiterem Himmel, gegeben hast... was glaubst du wohl, ist da in ihm vorgegangen? Vor allem angesichts der Tatsache, dass über Geris Gesicht ein dickes X gemalt war? Jack ist an seinen Computer gegangen. Er hat eine Suche übers Internet gestartet - ich glaube, er hat das Archiv des Boston Globe benutzt. Er hat herausgefunden, dass sie schon seit Jahren tot ist. Deshalb hat er mich angerufen. Er wollte wissen, was ihr zugestoßen ist. Ich hab's ihm gesagt.«

»Du hast ihm was gesagt?«

»Was ich wusste - dass sie bei einem Unfall ums Leben gekommen ist.«

»Warum sollte das Jack veranlassen, wegzulaufen?«

»Das weiß ich nicht.«

»Warum hat er sich damals überhaupt nach Europa abgesetzt?«

»Du musst endlich damit aufhören.«

»Was ist mit den fünf jungen Leuten passiert, Sandra?«

Sie schüttelte den Kopf.

Grace ergriff Sandras Hände. »Ich glaube, er steckt in Schwierigkeiten.«

»Dann hilft das, was ich weiß, ihm auch nicht.«

»Man hat heute meine Kinder bedroht.«

Sandra schloss die Augen.

»Hast du gehört?«

Ein Mann im eleganten Anzug öffnete die Tür. »Es ist Zeit, Sandra!«, verkündete er. Sandra nickte. Sie entzog Grace ihre Hände, stand auf und strich ihr Kostüm glatt.

»Du musst damit aufhören, Grace. Geh nach Hause. Beschütze deine Familie. Das würde Jack von dir erwarten.«

Die Drohung im Supermarkt hatte nicht gewirkt.

Wu war nicht überrascht. Er war in einem sozialen Umfeld groß geworden, das die Macht der Männer und die Unterwerfung der Frau begünstigt hatte. Wu allerdings hatte das stets eher als Wunsch denn als Tatsache empfunden. Frauen waren zäher. Sie waren unberechenbarer. Sie konnten Schmerzen besser ertragen - das wusste er aus persönlicher Erfahrung. Ging es darum, ihre Lieben zu beschützen, waren sie bei weitem skrupelloser. Männer opferten sich aus Männlichkeitswahn, Dummheit oder in dem blinden Glauben, dass sie nur gewinnen konnten. Frauen opferten sich, ohne sich irgendetwas vorzumachen.

Er war von Anfang an gegen diese Drohgebärde gewesen. Mit Drohungen schuf man sich Feinde und Unwägbarkeiten. Grace Lawson schon zu einem früheren Zeitpunkt zu eliminieren, wäre dagegen reine Routine gewesen. Sie im Nachhinein auszuschalten, war erheblich riskanter.

Wu musste zurückkehren und die Sache selbst in die Hand nehmen.

Er stand in Beatrice Smith' Duschkabine und färbte sein Haar in seiner ursprünglichen Farbe. Normalerweise färbte er es hellblond. Und zwar aus zwei Gründen. Der erste war von grundsätzlicher Natur: Er gefiel sich mit blondem Haar. Vielleicht war es Eitelkeit, aber wenn Wu in den Spiegel sah, fand er, dass das Surfer-Blond seines mit Gel gestylten Haares gut an ihm aussah. Grund Nummer zwei, die Farbe - ein gretles Gelb - war insofern nützlich, als sich die meisten daran erinnerten. Sobald er sein Haar wieder typisch asiatisch schwarz und glatt gekämmt trug, und seine hippe Bekleidung mit einem konservativen Outfit vertauschte und eine randlose Brille aufsetzte, war die Verwandlung täuschend perfekt.

Er packte Jack Lawson und schleifte ihn in den Keller hinunter. Lawson leistete keinen Widerstand. Er war kaum noch bei Bewusstsein. Es ging ihm nicht gut. Seine Psyche war stark angelagert. Er war auf dem besten Weg, sich aufzugeben. Seine Tage waren gezählt.

Der Keller war nur teilweise ausgebaut und feucht. Wu erinnerte sich an ein ähnliches Szenario in San Mateo, Kalifornien. Die Instruktionen waren präzise gewesen. Man hatte ihn engagiert, einen Mann genau exakt acht Stunden lang zu foltern - warum ausgerechnet acht Stunden, hatte Wu nie erfahren - und ihm dann Arme und Beine zu brechen. Wu hatte die Bruchstellen so gewählt, dass sie neben Nervensträngen oder dicht unter der Hautoberfläche lagen. Jede Bewegung, auch die leichteste, verursachte unerträgliche Schmerzen. Wu hatte den Keller abgeschlossen und den Mann allein gelassen. Einmal pro Tag hatte er nach ihm gesehen. Der Mann hatte ihn angefleht, doch Wu war stumm und hart geblieben. Nach elf Tagen war der Mann verhungert.

Wu kettete Lawson an ein solide aussehendes Abflussrohr. Zusätzlich fesselte er ihm die Hände auf den Rücken an einen Pfeiler. Er steckte den Knebel wieder in seinen Mund.

Dann beschloss er, die Fesseln zu überprüfen.

»Sie hätten sich jeden einzelnen Abzug von diesem Foto beschaffen sollen«, flüsterte Wu.

Jack Lawsons Augäpfel kippten nach oben.

»Jetzt muss ich Ihrer Frau einen Besuch abstatten.«

Ihre Blicke trafen sich. Es verging eine Sekunde, nicht mehr, dann kam Leben in Lawson. Er begann heftig mit den Armen zu zucken. Wu beobachtete ihn. Ja, das war ein guter Test. Lawson kämpfte mehrere Minuten lang wie ein Fisch an der Angelschnur. Keine Fessel löste sich.

Wu ließ den noch immer mit seinen Ketten kämpfenden allein, um Grace Lawson zu finden.

Grace wollte nicht zur Pressekonferenz bleiben.

Im gleichen Raum mit all den Trauernden ausharren zu müssen ... Sie benutzte das Wort »Aura« ungern, aber es passte irgendwie. Der Saal hatte eine schlechte Aura. Gebrochene Menschen starrten sie mit einer Sehnsucht an, die sie beinahe körperlich spürte. Natürlich hatte Grace Verständnis dafür. Sie war nicht länger das Bindeglied zu den verlorenen Kindern dieser Leute - dazu war zu viel Zeit vergangen. Jetzt war sie die Überlebende. Sie war da, lebendig, atmend, während ihre Kinder in ihren Gräbern verrotteten. An der Oberfläche war da noch Zuneigung, doch unterschwellig fühlte Grace ihre Wut über die Ungerechtigkeit des Schicksals. Sie hatte überlebt — ihre Kinder nicht. Die Jahre hatten sie nicht geläutert. Jetzt, da Grace selbst Kinder hatte, hatte sie ein gewisses Verständnis für ihr Verhalten. Vor fünfzehn Jahren war sie dazu noch nicht in der Lage gewesen.

Sie wollte gerade zur Hintertür hinausschlüpfen, als sich eine Hand fest um ihr Handgelenk schloss. Sie drehte sich um. Es war Carl Vespa.

»Wohin wollen Sie?«, fragte er.

»Nach Hause.«

»Ich nehme Sie mit.«

»Nicht nötig. Ich rufe ein Taxi.«

Der Griff um ihr Handgelenk wurde einen Moment fester, und erneut glaubte Grace zu sehen, wie etwas grell in seinen Augen aufflackerte. »Bleiben Sie«, sagte er.

Das war keine Bitte. Ihr Blick glitt prüfend über sein Gesicht. Es blieb seltsam unbewegt. Zu unbewegt. Sein Verhalten - das sogar nicht in die Umgebung passen wollte, das so anders war als die Wut, die sie am Vorabend gesehen hatte - jagte ihr erneut

Angst ein. War das wirklich der Mann, dem sie das Leben ihrer Kinder anvertraute?

Sie setzte sich neben ihn und beobachtete, wie Sandra Koval und Wade Larue auf dem Podium Platz nahmen. Sandra zog das Mikrophon zu sich heran und eröffnete die Veranstaltung mit den üblichen Sprüchen über Vergebung, Neuanfang und Resozialisierung. Grace beobachtete, wie die Gesichter um sie herum immer verschlossener wurden. Einige weinten. Andere spitzten die Lippen. Wieder andere schüttelten ostentativ den Kopf.

Carl Vespa tat nichts von alledem.

Er schlug die Beine übereinander und lehnte sich zurück. Er verfolgte die Prozedur mit einer Gelassenheit, die sie mehr ängstigte, als es die finsterste Miene hätte tun können. Fünf Minuten nachdem Sandra Koval mit ihrer Einlassung begonnen hatte, schweifte Vespas Blick zu Grace. Er sah, dass sie ihn beobachtete. Dann tat er etwas, das ihr einen Schauer über den Rücken jagte.

Er blinzelte ihr zu.

»Kommen Sie!«, flüsterte er. »Machen wir, dass wir hier rauskommen!«

Noch während Sandra in ihrer Ansprache fortfuhr, erhob sich Carl Vespa und ging zur Tür. Köpfe drehten sich um, und es wurde plötzlich ganz still im Saal. Grace folgte ihm. Sie fuhren schweigend mit dem Aufzug hinunter. Die Limousine stand bereits vor dem Eingang. Der große, bullige Kerl saß hinter dem Steuer.

»Wo ist Cram?«, fragte Grace.

»Er hat was zu erledigen«, antwortete Vespa, und Grace glaubte, den Anflug eines Lächelns zu erkennen. »Erzählen Sie mir von Ihrem Gespräch mit Mrs. Koval.«

Grace gab die Unterhaltung mit ihrer Schwägerin wieder. Vespa blieb stumm, starre aus dem Fenster, während sein Zeigefinger rhythmisch gegen sein Kinn trommelte. Als sie geendet hatte, fragte er: »Ist das alles?«

»Ja.«

»Sind Sie sicher?«

Sein schnippischer Ton gefiel ihr nicht.

»Was ist mit Ihrem ...« Vespa sah auf, schien nach dem richtigen Wort zu suchen. »Besucher von neulich?«

»Sie meinen Scott Duncan?«

Vespas Grinsen mutete seltsam an. »Sie sind sich natürlich bewusst, dass Scott Duncan für den Generalstaatsanwalt arbeitet.«

»Gearbeitet hat«, korrigierte sie.

»Ja, gearbeitet hat.« Es klang alles zu salopp. »Was hat er von Ihnen gewollt?«

»Das habe ich Ihnen schon gesagt.«

»Ach wirklich?« Er verlagerte sein Gewicht in den Polstern, ohne sie anzusehen. »Haben Sie mir wirklich alles erzählt?«

»Was soll das heißen?«

»Nur eine Frage. War dieser Mr. Duncan in letzter Zeit Ihre einziger Besucher?«

Grace gefiel die Wendung, die das Gespräch nahm, immer weniger. Sie zögerte.

»Niemand sonst, von dem Sie mir erzählen möchten?«

Sie wollte in seinen Zügen nach einem Fingerzeig suchen, doch er hielt den Kopf abgewandt. Wovon redete er? Sie überlegte, ging die vergangenen Tage noch einmal durch ...

Jimmy X?

War es möglich, dass Vespa erfahren hatte, dass Jimmy X nach seinem Konzert kurz bei ihr gewesen war? Möglich war es natürlich. Schließlich hatte er Jimmy X als Erster wieder entdeckt - also wäre es nur logisch, wenn er ihn beschatten ließ. Wie also sollte Grace sich verhalten? Wenn sie jetzt etwas sagte, würde das die Verstimmung noch vertiefen? Vielleicht wusste er nichts von Jimmy. Vielleicht geriet sie nur noch mehr in Schwierigkeiten, wenn sie jetzt den Mund aufmachte.

Leg dich nicht gleich fest, ermahnte sie sich. Warte ab, wo die Reise hingeht. »Ich weiß, ich habe Sie um Hilfe gebeten«, sagte

sie in bestimmtem Ton. »Aber ich glaube, von jetzt an möchte ich das allein durchstehen.«

Vespa drehte sich endlich zu ihr um und sah sie an. »Wirklich?«

Sie wartete.

»Warum, Grace?«

»Wollen Sie die Wahrheit wissen?«

»Ich würde es vorziehen.«

»Sie machen mir Angst.«

»Glauben Sie, ich würde Ihnen etwas antun?«

»Nein.«

»Aber?«

»Ich glaube nur, dass es vielleicht das Beste ist...«

»Was haben Sie ihm über mich erzählt?«

Die Kehrtwendung traf sie unvorbereitet. »Scott Duncan?«

»Gibt es denn noch jemanden, mit dem Sie über mich gesprochen haben?«

»Wie? Nein.«

»Also, was haben Sie Scott Duncan über mich gesagt?«

»Nichts.« Grace versuchte nachzudenken. »Was könnte ich ihm denn schon sagen?«

»Stimmt.« Er nickte wie zu sich selbst. »Aber Sie waren immer reichlich vage in Bezug auf den Grund für Mr. Duncans Besuch.« Vespa faltete die Hände in seinem Schoß. »Mich würden Einzelheiten interessieren. Sehr sogar.«

Genau das wollte sie nicht - wollte nicht mehr, dass er sich mit ihren Angelegenheiten befasste -, doch sie konnte sich dem nicht entziehen. »Es ist wegen seiner Schwester.«

»Was ist mit ihr?«

»Erinnern Sie sich an das Mädchen, dessen Gesicht auf dem Foto durchgestrichen ist?«

»ja.«

»Ihr Name war Geri Duncan. Sie war seine Schwester.«

Vespa runzelte die Stirn. »Und deshalb ist er zu Ihnen gekommen?«

»Ja.«

»Weil seine Schwester auf dem Foto ist?«

»ja.«

Er lehnte sich zurück. »Also, was ist mit ihr, mit dieser Schwester?«

»Sie ist vor fünfzehn Jahren bei einem Brand ums Leben gekommen.«

Und jetzt überraschte Vespa Grace. Er stellte keine weitere Frage. Er bat um keinerlei Erklärung. Er wandte sich einfach nur ab und starrte aus dem Fenster. Er sagte kein Wort mehr, bis der Wagen in ihre Einfahrt einbog. Grace wollte die Tür öffnen, um auszusteigen, doch sie war verriegelt. Wie bei der Kindersicherung in meinem Wagen, dachte sie. Der bullige Fahrer kam zu ihrer Seite und griff nach dem Türgriff. Sie wollte Carl Vespa fragen, was er nun zu tun gedenke, ob er sie in Ruhe lassen wolle, doch seine Körpersprache verbot es ihr.

Ihn überhaupt angerufen zu haben, war ein Fehler gewesen. Und indem sie ihm jetzt sagte, dass sie seine Hilfe nicht mehr wollte, hatte sie möglicherweise alles noch schlimmer gemacht.

»Meine Männer bleiben auf dem Posten, bis Sie Ihre Kinder von der Schule geholt haben«, erklärte er, ohne sie anzusehen. »Danach sind Sie auf sich allein gestellt.«

»Danke.«

»Grace?«

Sie sah zu ihm zurück.

»Sie sollten mich nie belügen.«

Seine Stimme war eisig. Grace schluckte schwer. Sie wollte etwas entgegnen, ihm sagen, dass sie nicht gelogen hatte, doch sie fürchtete, dadurch nur noch mehr in die Defensive zu geraten. Also nickte sie nur.

Sie verabschiedeten sich nicht voneinander. Grace ging allein

die Auffahrt entlang. Sie schwankte, und daran war nicht nur ihr krankes Bein schuld.

Was hatte sie getan?

Sie fragte sich, was sie als Nächstes tun sollte. Ihre Schwägerin hatte es am besten ausgedrückt: Beschütze die Kinder. Wäre Grace an Jacks Stelle, wäre sie aus irgendeinem Grund plötzlich verschwunden, dann wäre das auch ihr Wunsch gewesen. *Denk nicht an mich*, würde sie ihm sagen. Sorge für die Sicherheit der Kinder.

Damit war ihre Rolle als Retterin ihres Mannes beendet, ob es ihr gefiel oder nicht. Von nun an war Jack auf sich allein gestellt.

Sie würde packen. Sie wollte bis drei Uhr warten, bis die Schule aus war, und dann würde sie die Kinder abholen und mit ihnen nach Pennsylvania fahren. Sie würde sicher ein Hotel finden, wo man keine Kreditkarte brauchte. Oder eine Pension. Oder ein Fremdenheim. Was auch immer. Sie würde die Polizei anrufen. Vielleicht sogar diesen Perlmutter. Sie würde ihm sagen, was los war. Aber zuerst musste sie die Kinder bei sich haben. Sobald sie in Sicherheit waren, sobald sie die beiden sicher in ihrem Wagen hatte und auf der Landstraße war, war alles in Ordnung.

Sie erreichte ihre Haustür. Auf der Treppe lag ein Paket. Sie bückte sich und hob es auf. Die Schachtel trug einen Poststempel aus New Hampshire. Der Absender lautete: Bobby Dodd, *Sunrise* Seniorenwohnheim.

Es waren Bob Dodds Papiere.

40

Wade Larue saß neben seiner Anwältin Sandra Koval.

Er trug nagelneue Kleidung. Der Saal roch nicht nach Gefängnis, nicht nach jener scheußlichen Mischung aus Fäulnis und Desinfektionsmitteln, aus fetten Gefängniswärtern und Urin, aus Rückständen jedweder Art, die sich nicht beseitigen lassen und die

an sich schon ein seltsames Geruchsgemisch bildeten. Ein Gefängnis wird irgendwann zu deiner Welt, die Freilassung zu einem irrealen Tagtraum, unvorstellbar wie das Leben auf einem anderen Planeten. Wade Larue war mit zweiundzwanzig hineingekommen. Jetzt war er siebenunddreißig. Das bedeutete, dass er den größten Teil seines Lebens als Erwachsener hinter Gittern verbracht hatte. Dieser Geruch, dieser widerliche Gestank war alles, was er kannte. Ja, er war noch jung. Er hatte, wie Sandra Koval gebetsmühlenhaft wiederholte, sein ganzes Leben noch vor sich.

Im Augenblick allerdings kam ihm das überhaupt nicht so vor.

Eigentlich hatte eine Schulaufführung Wade Larues Leben ruinert. Er war in einer Kleinstadt in Maine aufgewachsen, wo alle der einhelligen Meinung gewesen waren, dass Wade das Talent zum Schauspieler hatte. Er war ein lausiger Schüler. Er war ein mäßiger Sportler. Aber er konnte singen und tanzen, und was am wichtigsten war, er hatte, was einer der Reporter des Lokalblatts - nachdem er Wade in der Hauptrolle als Nathan Detroit in *Guys and Dolls* gesehen hatte - eine geradezu »übernatürliche Ausstrahlung« genannt hatte. Wade hatte jenes gewisse Etwas, jenes Unfassbare, das talentierte Möchtegerne von den echten Cracks unterscheidet.

Vor seinem letzten Jahr an der Highschool rief Mr. Pearson, der Direktor der Theatergruppe, Wade in sein Büro, um ihm von seinem »ewigen Traum« zu erzählen. Mr. Pearson hatte von jeher den Wunsch gehegt, Don *Quichotte* zu inszenieren, hatte jedoch bis zu diesem Zeitpunkt - nie einen Schüler gehabt:, der in der Lage gewesen wäre, den Edlen von La Mancha zu verkörpern. Jetzt, zum ersten Mal, wollte er es mit Wade wagen.

Als es jedoch September wurde, zog Mr. Pearson fort, und Mr. Arnett übernahm seinen Posten als Direktor. Er setzte: Vorsprechtermine an - normalerweise für Wade eine reine Formsache -, doch Mr. Arnett zeigte sich nicht beeindruckt. Zum Entsetzen der ganzen Stadt wählte er schließlich Kenny Thomas für die Haupt-

rolle aus, einen Nichtskönner. Kennys Vater war Buchmacher, und Mr. Arnett, so hielt sich das Gerücht, schuldete ihm zwanzig Lappen. Da brauchte man nur zwei und zwei zusammenzählen. Wade wurde die Rolle des Barbiers angeboten - eine winzige Nebenrolle -, und er schmiss alles hin.

Und wie naiv er gewesen war: Er hatte geglaubt, sein Abgang werde einen Aufschrei der Empörung in der Stadt hervorrufen. High-Schools werden von unterschiedlichen Typen beherrscht: Von dem gut aussehenden Quaterback. Dem Kapitän des Basketballteams. Dem Schuldirektor. Dem Hauptdarsteller einer jeden Schulaufführung. Larue war überzeugt gewesen, die ganze Stadt würde gegen die Ungerechtigkeit, die ihm widerfahren war, Amok laufen. Aber niemand hatte den Mund aufgemacht. Zuerst dachte Wade, sie hätten Angst vor Kennys Vater und dessen möglichen Mafiaverbindungen, aber die Wahrheit war viel einfacher: Es war ihnen egal. Warum sollten sie sich aufregen?

Es ist so leicht, ins falsche Fahrwasser zu geraten. Der Grat ist schmal und rutschig, auf dem wir uns bewegen. Ein falscher Tritt, die Unachtsamkeit eines Augenblicks, und manchmal, ja manchmal führt dann kein Weg mehr zurück. Drei Wochen später betrank Wade sich, brach in seine Schule ein und zerstörte die Kulissen für das Theaterstück. Er wurde von der Polizei geschnappt und von der Schule verwiesen.

Von da an ging's bergab.

Mit der Zeit nahm Wade immer mehr Drogen, ging nach Boston, mischte im Drogengeschäft mit, litt unter Verfolgungswahn, trug eine Waffe. Und jetzt war er hier auf diesem Podium gelandet, er ein bekannter Schwerverbrecher, dem man den Tod von achtzehn Menschen anlastete.

Die Gesichter, die zu ihm aufsahen, waren ihm bereits aus seinem Prozess vor fünfzehn Jahren vertraut. Wade kannte die meisten mit Namen. Bei den Verhandlungen damals hatten sie ihn mit einer Mischung aus Trauer und Verwirrung angesehen, wie benommen

von dem plötzlichen Schicksalsschlag. Damals hatte Wade sie verstanden, ja sogar Mitgefühl für sie empfunden. Jetzt, fünfzehn Jahre später, waren die Blicke feindseliger. Trauer und Verwirrung waren zu Wut und Hass kondensiert. Beim Prozess war Wade Larue diesen Blicken noch ausgewichen. Damit war es vorbei. Er trug den Kopf hocherhoben. Er sah ihnen in die Augen. Sein Mitgefühl, sein Verständnis, war durch die ausgebliebene Bereitschaft, ihm zu vergeben, sichtbar reduziert worden. Er hatte nie die Absicht gehabt, jemandem ein Leid zuzufügen. Das wussten sie. Er hatte sich entschuldigt. Er hatte einen hohen Preis bezahlt. Sie, diese Familien, hatten ihren Hass dennoch gepflegt und konserviert.

Zum Teufel mit ihnen.

Sandra Koval neben ihm seifte sie mit ihrer Beredsamkeit ein. Sie sprach von Verzeihen und Vergeben, von Neuanfang und Sinneswandel, von Verständnis und dem menschlich verständlichen Wunsch nach einer zweiten Chance. Larue hörte einfach nicht mehr hin. Er entdeckte Grace Lawson neben Carl Vespa. Beim Anblick Vespas hätte ihn panische Angst ergreifen müssen, doch nein, auch darüber war er hinweg. Während der ersten Tage im Gefängnis war Wade übel zusammengeschlagen worden - zuerst von Leuten, die für Vespa arbeiteten, und dann von denen, die sich dadurch einen Vorteil versprachen. Wärter eingeschlossen. Wade war ein Gefangener seiner eigenen Angst geworden, und aus diesem Käfig hatte es kein Entrinnen gegeben. Die Angst war wie der Gestank ein natürlicher Bestandteil seines Lebens, seiner Welt geworden. Vielleicht erklärte das, weshalb er mittlerweile gegen beides immun war.

Irgendwann hatte Larue in Waiden doch Freundschaften geschlossen. Aber entgegen alledem, was Sandra Koval jetzt ihrem Publikum erzählte, war ein Gefängnis keine Charakterschmiede. Eine Haftanstalt reduziert den Menschen auf die unterste Stufe seiner Existenz, auf den Zustand eines Primaten. Und alles, was man nur anstellt, um zu überleben, ist niemals nett. Egal. Jetzt

war er draußen. Das gehörte der Vergangenheit an. Das Leben ging weiter.

Aber noch nicht ganz.

Im Saal herrschte mehr als normale Stille. Es war, als habe man die Luft aus dem Raum gepumpt. Die Familien saßen auf ihren Plätzen, physisch und psychisch unbewegt. Aber es ging keine Energie von ihnen aus. Sie waren innerlich leer, zerbrochen und machtlos. Sie konnten ihm nichts anhaben. Nicht mehr.

Plötzlich und ohne jede Vorwarnung stand Carl Vespa auf. Einen Augenblick lang - aber nur für einen Augenblick - geriet Sandra Koval aus dem Konzept. Grace Lawson erhob sich ebenfalls. Wade Larue verstand nicht, was die beiden miteinander zu schaffen hatten. Es ergab keinen Sinn. Er fragte sich, ob das etwas änderte, ob er Grace Lawson bald wieder sehen würde.

War es von Bedeutung?

Als Sandra Koval geendet hatte, beugte sie sich zu ihm herüber und flüsterte: »Kommen Sie, Wade. Sie können den Hinterausgang nehmen.«

Zehn Minuten später, draußen in den Straßen von Manhattan, war Wade Larue zum ersten Mal seit fünfzehn Jahren ein freier Mann.

Sein Blick wanderte hinauf zu den Wolkenkratzern. Der Times Square war sein erstes Ziel. Hier war es laut und voller Menschen - richtigen Menschen, keinen Häftlingen. Larue wollte keine Einsamkeit. Nicht einmal nach grünen Wiesen oder Bäumen stand ihm der Sinn - die konnte man auch von seiner Gefängniszelle aus sehen, in der finsternen Provinz von Waiden. Er sehnte sich nach Lichtern und Geräuschen und Menschen, richtigen Menschen, keinen Häftlingen, und ja, vielleicht nach der Gesellschaft einer guten (oder besser unanständigen) Frau.

Doch das musste warten. Wade Larue sah auf die Uhr. Es war fast so weit.

Er wandte sich auf der 43rd-Street in westliche Richtung. Noch

bestand eine Chance, den Rückzug anzutreten. Er war dem Port Authority Bus Terminal schmerzlich nahe. Er könnte einfach in einen Bus steigen, in irgendeinen Bus, und irgendwo neu anfangen. Er konnte seinen Namen ändern, vielleicht auch ein wenig das Aussehen, und es an einem Provinztheater versuchen. Er war noch jung. Er hatte noch immer dieses ungewöhnliche Charisma.

Bald, dachte er.

Er musste zuerst reinen Tisch machen. Die Sache hinter sich bringen. Bei seiner Entlassung hatte ihm einer der Häftlingsbetreuer den üblichen Vortrag darüber gehalten, dass die Freilassung für ihn entweder ein Neuanfang oder ein böses Ende bedeuten könne. Der Berater hatte Recht gehabt. Heute würde er entweder alles hinter sich lassen oder sterben. Wade bezweifelte, dass es einen Mittelweg geben konnte.

Vor sich entdeckte er eine schwarze Limousine. Er erkannte den Mann, der mit verschränkten Armen seitlich an einer Tür lehnte. Er war der Erste gewesen, der Larue vor all den Jahren zusammengeschlagen hatte. Er hatte wissen wollen, was in der Nacht des Massakers von Boston geschehen war. Larue hatte ihm die Wahrheit gesagt: Er wusste es nicht.

Jetzt wusste er es.

»Hallo, Wade.«

»Cram.«

Cram öffnete den Wagenschlag. Wade Larue glitt auf den Rücksitz. Fünf Minuten später fuhren sie auf dem West Side Highway dem Schlussakt entgegen.

41

Eric Wu beobachtete, wie die Limousine in der Auffahrt des Lawson-Hauses anhielt.

Ein riesiger Kerl, der ganz und gar nicht wie ein Chauffeur aus-

sah, stieg aus, knöpfte mühsam das stramm sitzende Jackett zu und öffnete die rückwärtige Tür. Grace Lawson stieg aus. Sie ging auf ihre Haustür zu, ohne Abschied, ohne einen Blick zurück. Der riesige Kerl beobachtete noch, wie sie ein Paket aufhob und im Haus verschwand. Dann stieg er wieder in den Wagen und fuhr davon.

Der riesige Kerl gab Wu Rätsel auf. Grace Lawson, so hatte man ihm gesagt, könne sich mittlerweile Personenschutz zugelegt haben. Sie war bedroht worden. Ihre Kinder waren bedroht worden. Der bullige Bursche war nicht von der Polizei. Da war Wu sicher. Aber ein Chauffeur war er ebenfalls nicht.

Vorsicht war geboten.

Wu begann in sicherem Abstand das Grundstück zu umkreisen. Es war ein klarer Tag. Bäume und Sträucher explodierten vor frischem Grün. Versteckmöglichkeiten gab es genug. Wu hatte kein Fernglas - was seine Aufgabe erleichtert hätte -, aber das spielte keine Rolle. Nach wenigen Minuten hatte er einen Mann ausgemacht. Er war hinter der freistehenden Garage postiert. Wu schlich näher. Der Mann sprach in ein Funkgerät. Wu horchte. Er fing nur Wortfetzen auf, aber das genügte. Im Haus war noch ein Mann postiert. Und vermutlich ein weiterer an der Grundstücksgrenze auf der anderen Straßenseite.

Das war nicht gut.

Wu rechnete sich dennoch gute Chancen aus. Allerdings musste er schnell zuschlagen. Und dazu musste er zuerst wissen, wo der Mann stand, der die andere Grundstücksgrenze bewachte. Den einen würde er mit bloßen Händen, den anderen mit der Waffe aus dem Verkehr ziehen. Dann würde er ins Haus stürmen. Leider war dadurch der Mann im Inneren des Hauses bereits gewarnt. Trotzdem würde er mit ihm fertig werden.

Wu sah auf die Uhr. Zwanzig Minuten vor drei.

Er trat gerade den Rückzug um das Grundstück herum an, als die Hintertür des Hauses aufging. Grace trat ins Freie. Sie hatte einen Koffer in der Hand. Wu hielt inne und beobachtete sie. Sie

legte den Koffer in den Kofferraum ihres Wagens. Sie ging ins Haus zurück. Sie tauchte mit einem zweiten Koffer und einem Paket wieder auf - dasselbe Paket, so schätzte er, das sie vor der Haustür aufgehoben hatte.

Wu eilte zu dem Wagen zurück, den er benutzte - es war, Ironie des Schicksals, der Ford Windstar der Lawsons, allerdings hatte er an der Palisades Mall das Nummernschild ausgetauscht und einige Aufkleber an der Stoßstange angebracht, um von diesem Umstand abzulenken. Die Leute erinnerten sich eher an Aufkleber als an Kennzeichen oder Automarken. Einer davon wies ihn als stolzen Elternteil eines Einser-Examensstudenten aus. Ein zweiter warb für die New York Knicks und lautete ONE TEAM, ONE NEW YORK.

Grace Lawson setzte sich ans Steuer ihres Wagens und ließ den Motor an. Gut, dachte Wu. Es war wesentlich einfacher, sich die Frau dort zu schnappen, wo - und egal wo - sie anhielt. Seine Instruktionen waren eindeutig. Er sollte herausfinden, was sie wusste, und die Leiche verschwinden lassen. Er schaltete die Automatik des Ford Windstar auf »Start« und ließ den Fuß auf der Bremse. Zuerst musste er feststellen, ob ihr jemand folgte. Kein Wagen tauchte hinter ihr in der Einfahrt auf. Wu hielt Abstand.

Andere Verfolger gab es nicht.

Die Männer hatten offenbar nur den Auftrag, das Haus zu bewachen. Wu grübelte über den Koffer, ihr Fahrziel und über die Länge ihrer Reise nach. Er war überrascht, als sie plötzlich in kleine Nebenstraßen einbog. Und noch erstaunter war er, als sie vor einem Schulhof anhielt.

Natürlich. Es war kurz vor drei Uhr. Sie holte ihre Kinder von der Schule ab.

Er dachte wieder an die Koffer und was die zu bedeuten hatten. Beabsichtigte sie, die Kinder abzuholen und eine Reise anzutreten? Wenn ja, konnte das durchaus eine Fernreise sein. In diesem Fall würde es Stunden dauern, bevor sie wieder anhielt.

Wu wollte nicht stundenlang warten.

Andererseits könnte sie ebenso gut nach Hause und in die Obhut der beiden Wächter auf dem Grundstück und des Mannes im Haus zurückkehren. Diese Alternative war auch nicht besser. Damit sah er sich den alten Problemen und in diesem Fall zusätzlich der Tatsache gegenüber, dass er es auch noch mit den Kindern zu tun hatte. Wu war weder blutrünstig noch sentimental. Er war Pragmatiker. Eine Frau zu verschleppen, deren Mann bereits verschwunden war, mochte Verdacht erregen, ja sogar ein Eingreifen der Polizei provozieren, aber wenn noch zwei Kinderleichen hinzukamen, dann brach die Hölle los.

Nein, das war denkbar ungünstig, erkannte Wu. Es war am besten, sich Grace Lawson hier und jetzt zu schnappen. Bevor die Kinder aus der Schule kamen.

Die Zeit drängte.

Immer mehr Mütter trafen ein und standen in Gruppen zusammen, während Grace Lawson im Wagen blieb. Sie schien zu lesen. Es war zehn Minuten vor drei. Damit hatte Wu exakt zehn Minuten Zeit. Dann fiel ihm die erste Drohung ein. Sie hatten ihr gesagt, man würde ihre Kinder entführen. In diesem Fall musste er damit rechnen, dass auch die Schule überwacht wurde.

Das musste er überprüfen. Und zwar schnell.

Es dauerte nicht lange. Der Van parkte eine Querstraße weiter, am Ende einer Sackgasse. Offensichtlicher ging es nicht. Wu bedachte auch die Möglichkeit, dass mehr als ein Wagen involviert war. Er überflog hastig die Umgebung. Nichts zu sehen. Die Zeit lief ihm davon. Er musste handeln. In fünf Minuten war die Schule zu Ende. Sobald die Kinder auf der Bildfläche erschienen, würde das die Situation ins Unermessliche verkomplizieren.

Wus Haar war wieder schwarz. Er setzte eine Goldrandbrille auf. Er trug weite, lässige Kleidung. Er versuchte sich den Anschein von Schüchternheit zu geben, als er auf den Van zog. Er sah sich um, als habe er sich verlaufen. Er ging geradewegs zur

Hecktür und wollte sie gerade öffnen, als ein Mann mit Schweißperlen auf der Stirn seinen kahlen Schädel heraussteckte.

»Was gibt's, Kumpel?«

Der Mann trug einen blauen Trainingsanzug. Unter der Jacke lugte sein dichtes, krauses Brusthaar hervor. Er war groß und vier-schrötig. Wu streckte die rechte Hand aus und packte den Mann am Hinterkopf. Dann schnellte sein Arm vor. Sein linker Ellbogen grub sich tief in den Adamsapfel des Mannes. Er durchbrach den Kehlkopf. Die Luftröhre knackte wie ein morscher Ast. Der Mann ging in die Knie, sein Oberkörper zuckte wie ein Fisch auf dem Trockenen. Wu stieß ihn in den Van und schlüpfte hinterher.

Drinnen lagen ein Walkie-Talkie, ein Fernglas und eine Pistole. Wu steckte die Waffe in den Hosenbund. Der Oberkörper des Mannes zuckte noch immer wie wild. Lange würde er nicht mehr leben.

Drei Minuten bis die Schulklingel ertönen sollte.

Wu schloss die Hecktür des Vans ab und lief zu der Straße zurück, wo Grace Lawson parkte. Mütter standen am Zaun, aufgereiht und erwarteten ihre Kinder. Grace Lawson war inzwischen aus dem Wagen gestiegen und wartete allein an der Straße. Das war gut.

Wu ging auf sie zu.

*

Auf der gegenüberliegenden Seite des Schulhofes dachte Charlaine Swain über Kettenreaktionen und Dominoeffekte nach.

Hätten sie und Mike keine Probleme gehabt.

Hätte sie nicht aus dem Fenster gesehen, als Eric Wu sich gezeigt hatte.

Hätte sie nicht das Schlüsselversteck geöffnet und die Polizei verständigt.

Doch in dem Augenblick, als sie am Spielplatz vorbeiging, holte die Kettenreaktion sie erneut in der Gegenwart ein: Hätte Mike nicht das Bewusstsein wieder erlangt, hätte er nicht darauf

bestanden, dass sie sich um die Kinder kümmerte, hätte Perlmutter sie nicht über Jack Lawson ausgefragt, nun, dann hätte Charlaine nicht in Grace Lawsons Richtung gesehen.

Aber Mike hatte darauf bestanden. Er hatte sie daran erinnert, dass die Kinder sie brauchten. Deshalb war sie hier. Holte Clay von der Schule ab. Und Perlmutter hatte Charlaine gefragt, ob sie Jack Lawson kenne. Als Charlaine daher den Schulhof erreichte, war es nur natürlich, wenn nicht unvermeidlich, dass sie hier nach der Frau dieses Mannes Ausschau hielt.

Und so kam es, dass Charlaine zu Grace Lawson hinübersah.

Sie war versucht gewesen, Grace anzusprechen - denn eigentlich war das der Grund gewesen, weshalb sie Clay so bereitwillig von der Schule abholte -, doch dann sah sie, wie Grace ihr Handy zückte und zu telefonieren begann. Charlaine beschloss, sich zurückzuhalten.

»Hallo, Charlaine!«

Eine beliebte, für ihre Redseligkeit bekannte Mutter, die sich bisher nie dazu herabgelassen hatte, mit Charlaine zu sprechen, stand plötzlich mit gespielter Besorgnis im Gesicht vor ihr. In den Zeitungen war Mikes Familienname nicht erwähnt worden. Es wurde lediglich von einer Schießerei berichtet. Doch in einer Kleinstadt funktionieren die Buschtrommeln ausgezeichnet.

»Ich habe das mit Mike gelesen. Ist er okay?«

»Bestens.«

»Was ist passiert?«

Zu ihrer Rechten baute sich eine andere Frau auf. Zwei weitere drängten nach. Dann noch zwei. Sie kamen jetzt aus allen Richtungen, die Mütter, versperrten ihr den Weg und beinahe auch den Blick.

Beinahe.

Einen Moment lang war Charlaine unfähig, sich zu bewegen. Sie stand wie erstarrt da und beobachtete, wie er sich Grace Lawson näherte.

Er hatte sein Äußeres verändert. Er trug jetzt eine Brille. Sein Haar war nicht mehr blond. Aber es gab keinen Zweifel. Es war derselbe Mann.

Es war Eric Wu.

Noch in einer Entfernung von über dreißig Metern überlief ein Schaudern Charlaine, als Wu seine Hand auf Grace Lawsons Schulter legte. Sie beobachtete, wie er sich hinunterbeugte und ihr etwas ins Ohr flüsterte.

Und dann sah sie, wie Grace Lawson erstarrte.

Grace wunderte sich über den Asiaten, der auf sie zukam.

Sie erwartete, dass er an ihr vorbeigehen würde. Er war zu jung, um zur Elterngemeinde zu gehören. Grace kannte die meisten Lehrer. Er war keiner von ihnen. Vermutlich ein neuer Referendar. Das musste es sein. Sie dachte nicht weiter darüber nach. Sie hatte andere Sorgen.

Grace hatte die Sachen für eine mehrtägige Reise gepackt. Sie hatte eine Cousine, die in der Nähe der Penn State University mitten in Pennsylvania wohnte. Das war ein mögliches Ziel. Sie hatte sich nicht telefonisch angemeldet. Sie wollte keinerlei Spuren hinterlassen.

Nachdem sie wahllos ein paar Kleidungsstücke in den Koffer geworfen hatte, zog sie die Tür ihres Schlafzimmers zu. Sie nahm die kleine Pistole heraus, die Cram ihr gegeben hatte, und legte sie aufs Bett. Lange betrachtete sie sie einfach nur. Sie war von jeher eine leidenschaftliche Gegnerin von Waffen gewesen. Wie bei den meisten vernünftigen Menschen war die Vorstellung davon, was eine im Haus herumliegende Waffe anrichten konnte, Abschreckung genug. Aber wie Cram am Vortag treffend bemerkt hatte: Man hatte das Leben ihrer Kinder bedroht.

Die Trumpfkarte.

Grace schnallte sich das leichte Nylonhalfter um ihr gesundes Bein. Das Material kratzte und war unbequem. Sie tauschte ihren Rock gegen Jeans mit leicht ausgestellten Hosenbeinen. Auf diese Weise war die Waffe unsichtbar, ohne dass sie sich eingeknöpft fühlen musste.

Sie griff sich Bob Dodds Paket mit den Utensilien aus dessen Büro bei der *New Hampshire Post* und fuhr zur Schule. Sie hatte noch ein paar Minuten Zeit, blieb im Wagen und schaute die Sachen durch. Grace hatte keine Ahnung, was sie sich davon versprochen hatte. Das Paket enthielt eine Menge Schreibtischutensilien - eine kleine amerikanische Flagge, einen Kaffeebecher, einen Adressenstempel, einen Briefbeschwerer von Lucite. Füller, Bleistifte, Radiergummis, Büroklammern, Tintenkiller, Heftzwecken und Heftklammern, Haftnotizzettel.

Grace ging das Zeug eilig durch, um sich dann den Akten zuwenden, doch die Ausbeute war gering. Dodd hatte seine Arbeiten offenbar hauptsächlich am Computer erledigt. Sie fand einige Disketten, sämtlich unbeschriftet.

An schriftlichen Unterlagen konnte sie lediglich Zeitungsausschnitte entdecken. Es waren Artikel aus der Feder von Bob Dodd. Grace blätterte sie hastig durch. Cora hatte Recht gehabt. Es handelte sich hauptsächlich um unbedeutende Enthüllungsgeschichten. Leser beschwerten sich. Bob Dodd recherchierte. Kaum der Stoff, aus dem Morde aus Rache gemacht sind. Oder doch? Oft sind es die kleinen Dinge, die Lawinen auslösen.

Sie wollte gerade aufgeben - hatte eigentlich schon aufgegeben -, als sie zuunterst das Schreibtischfoto entdeckte. Es lag mit der Vorderseite nach unten. Mehr aus Neugier als in der Hoffnung, etwas Aufschlussreiches zu finden, drehte sie es um. Es war das klassische Urlaubsfoto. Bob Dodd mit seiner Frau Jillian stand am Strand, beide lächelnd mit strahlend weißen Zähnen,

beide in Hawaiihemden. Jillian hatte rotes Haar. Ihre Augen standen weit auseinander. Grace begriff plötzlich, was Bob Dodd mit der ganzen Sache zu tun hatte. Und sein Beruf als Reporter spielte dabei nicht die geringste Rolle.

Seine Frau, Jillian Dodd, war Sheila Lambert.

Grace schloss die Augen und massierte sich die Nasenwurzel. Dann legte sie alles sorgfältig in den Karton zurück. Sie stellte ihn auf den Rücksitz und stieg aus dem Wagen. Sie brauchte Zeit zum Nachdenken.

Die vier Mitglieder der Band *Allaw* - alles lief auf sie hinaus. Sheila Lambert, das wusste Grace jetzt, war im Land geblieben. Sie hatte ihre Identität gewechselt und geheiratet. Jack hatte sich in ein kleines Dorf in Frankreich zurückgezogen. Shane Alworth war entweder tot oder an einem unbekannten Ort - vielleicht, wie seine Mutter behauptete, half er den Armen in Mexiko. Geri Duncan war ermordet worden.

Grace sah auf die Uhr. In wenigen Minuten sollte die Schulglocke klingeln. Dann fühlte sie ihr Handy am Gürtel vibrieren. »Hallo?«, meldete sie sich.

»Mrs. Lawson. Hier spricht Captain Perlmutter.«

»Hallo, Captain. Was kann ich für Sie tun?«

»Ich muss Ihnen ein paar Fragen stellen.«

»Ich hole gerade meine Kinder von der Schule ab.«

»Soll ich bei Ihnen vorbeikommen?«

»Meine Kinder haben in wenigen Minuten Schule aus. Ich komme aufs Revier.« Erleichterung überkam sie. Diese unausgegorene Idee, nach Pennsylvania zu flüchten, war des Guten zu viel. Vielleicht wusste Perlmutter ja etwas. Vielleicht würde er ihr jetzt glauben, nach allem, was sie mittlerweile über das Foto wusste. »Ist das in Ordnung?«

»Ausgezeichnet. Ich warte.«

Kaum hatte Grace das Handy zugeklappt, fühlte sie eine Hand auf ihrer Schulter. Sie drehte sich um. Die Hand gehörte zu dem

jungen Mann asiatischer Herkunft. Er beugte den Kopf an ihr Ohr.

»Ich habe Ihren Mann«, flüsterte er.

42

»Charlaine? Alles in Ordnung?«

Es war die beliebte, so gesprächige Mutter. Charlaine achtete nicht auf sie.

Okay, Charlaine, denk nach.

Was, so fragte sie sich, würde die dämliche Helden im Film jetzt tun? So hatte sie das Spiel in der Vergangenheit gespielt - sich vorgestellt, wie das dumme Weibchen handeln würde, und dann das Gegenteil davon getan.

Mach schon, mach schon ...

Charlaine versuchte, diese lähmende Angst abzuschütteln. Sie hatte nicht erwartet, diesen Mann jemals wieder zu sehen. Eric Wu wurde von der Polizei gesucht. Er hatte auf Mike geschossen. Er hatte Freddy überfallen und ihn gefangen gehalten. Die Polizei besaß seine Fingerabdrücke. Sie kannten seinen Namen. Sie würden ihn wieder ins Gefängnis schicken. Also was machte der Kerl dann hier?

Wen interessiert das, Charlaine? Tu etwas. Aber was?

Die Antwort war kein sonderlicher Intelligenzbeweis: Ruf die Polizei an.

Sie griff in ihre Handtasche und zog ihr Motorola-Handy heraus. Die Mütter plapperten noch immer munter durcheinander. Charlaine klappte ihr Handy auf.

Der Akku war leer.

Typisch und doch leicht zu erklären. Sie hatte es während der Verfolgungsjagd benutzt. Und sie hatte es die ganze Zeit über eingeschaltet gelassen. Das Handy war zwei Jahre alt. Das ver-

dammte Ding hatte einen schwachen Akku. Sie sah quer über den Schulhof. Eric Wu sprach mit Grace Lawson. Sie wandten sich beide zum Gehen.

Dieselbe Frau fragte erneut: »Stimmt was nicht, Charlaine?«
»Ich brauche dein Handy«, sagte sie. »Sofort.«

Grace starnte den Mann nur an.

»Wenn Sie freiwillig mitkommen, bringe ich Sie zu Ihrem Mann. Sie können ihn sehen. In einer Stunde sind Sie zurück. In einer Minute klingelt die Schulglocke. Wenn Sie nicht mitkommen, ziehe ich meine Waffe. Ich erschieße Ihre Kinder. Ich schieße wahllos auf andere Kinder. Kapiert?«

Grace brachte kein Wort heraus.

»Viel Zeit bleibt Ihnen nicht.«

Sie fand ihre Stimme wieder. »Ich komme mit.«

»Sie fahren. Gehen Sie ruhig neben mir her. Bitte machen Sie nicht den Fehler, jemandem ein Zeichen zu geben. Ich bringe sie um. Verstanden?«

»Ja.«

»Vermutlich wundern Sie sich, wo der Mann bleibt, der Sie beschützen soll«, fuhr er fort. »Ich darf Ihnen versichern, dass er mir nicht mehr in die Quere kommen wird.«

»Wer sind Sie?«, fragte Grace.

»Die Glocke läutet gleich.« Er wandte den Blick ab, ein flüchtiges Lächeln auf den Lippen. »Wollen Sie, dass ich noch hier bin, wenn Ihre Kinder herauskommen?«

Schrei, dachte Grace. Schrei wie eine Verrückte und lauf davon. Doch sie konnte die Umrisse seiner Waffe erkennen. Sie sah die Augen des Mannes. Er bluffte nicht. Er meinte, was er sagte. Er würde töten.

Und er hatte Jack.

Sie begannen zum Wagen zu gehen, Seite an Seite, wie zwei

Freunde. Graces Blick zuckte über den Spielplatz. Sie entdeckte Cora. Cora warf ihr einen verdutzten Blick zu. Grace wollte nichts riskieren. Sie sah weg.

Grace ging weiter. Sie erreichten ihren Wagen. Sie hatte gerade die Türen aufgeschlossen, als die Schulglocke zu läuten begann.

Die gesprächige Mutter kramte in ihrer Handtasche. »Wir haben einen halsabschneiderischen Handy-Vertrag. Hal ist manchmal so geizig. Unsere Freiminuten sind schon in der ersten Woche aufgebraucht, und dann müssen wir den restlichen Monat jedes Gespräch auf die Goldwaage legen.«

Charlaine sah in die anderen Gesichter. Sie wollte keine Panik verursachen und zwang sich, ihrer Stimme einen ruhigen Klang zu geben. »Bitte, hat jemand ein Handy, das ich benutzen kann?«

Sie hielt den Blick auf Wu und Lawson gerichtet. Sie hatten inzwischen die Straße überquert und standen vor Graces Wagen. Sie sah, wie Grace die Fernbedienung drückte und die Türen öffnete. Grace blieb neben der Fahrertür. Wu ging zur Beifahrerseite. Grace Lawson machte keinerlei Anstalten, wegzulaufen. Ihr Gesicht war kaum zu erkennen, doch sie wirkte kaum wie jemand, der unter Zwang handelte.

Die Schulglocke schrillte.

Alle Mütter wandten sich dem Schultor zu, ein Pawlowscher Reflex, und warteten darauf, dass ihre Kinder herauskamen.

»Hier, Charlaine.«

Eine der Mütter reichte Charlaine, den Blick auf die Schultür gerichtet, ihr Handy. Charlaine zwang sich, es ihr nicht aus der Hand zu reißen. Sie hob es ans Ohr, während sie noch einmal zu Grace und Wu hinübersah. Sie erstarrte.

Wu hatte den Blick auf sie gerichtet.

Als Wu diese Frau wieder sah, fuhr seine Hand instinktiv zur Waffe.

Er würde sie erschießen. Hier und jetzt. Vor allen anderen.

Wu war nicht abergläubisch. Ihm war klar, dass es kein abwegiger Zufall war, dass sie wieder hier war. Sie hatte Kinder. Sie wohnte in der Gegend. Das traf auf mindestens zwei- bis dreihundert Mütter zu. Dass sie eine von ihnen war, machte Sinn.

Und trotzdem wollte er nur eines: sie umbringen.

Abergläubisch gedacht, wollte er sich eines Dämons entledigen.

Praktisch gedacht, hinderte er sie damit daran, die Polizei zu verständigen. Davon abgesehen konnte er die darauf folgende Panik zur Flucht nutzen. Wenn er sie erschoss, würden alle zu der getroffenen Frau laufen. Es war das ideale Ablenkungsmanöver.

Die Sache hatte nur einen Haken.

Erstens war sein Ziel gut dreißig Meter entfernt. Und er kannte seine Stärken wie seine Schwächen. Im Kampf mit den bloßen Händen war er einsame Spitz. Mit einer Pistole war er eher Mittelmaß. Möglicherweise verletzte er sie nur, oder schlimmer noch, verfehlte sie. Natürlich würde auch dann Panik ausbrechen, aber falls niemand getroffen wurde, erbrachte die Aktion nicht das von ihm beabsichtigte Ablenkungsmanöver

Seine Zielperson - der Grund, weshalb er hier war - war Grace Lawson. Sie hatte er in seiner Gewalt. Sie gehorchte ihm. Sie war Wachs in seinen Händen, denn sie hoffte noch immer, dass ihre Familie alles überleben würde. Falls sie merkte, dass er abgelenkt war, bestand die Gefahr, dass sie in Panik geriet und floh.

»Steigen Sie ein«, sagte er.

Grace Lawson öffnete die Wagentür. Eric Wu starrte auf die Frau auf der anderen Seite des Schulhofs. Als sich ihre Blicke trafen, schüttelte er nur bedächtig den Kopf und deutete auf seinen Gürtel. Sie würde verstehen. Sie war ihm schon einmal in die Quere gekommen, und er hatte geschossen. Er würde es wieder tun.

Er wartete, bis die Frau das Handy sinken ließ. Ohne den Blick von ihr abzuwenden, glitt Wu in den Wagen. Sie fuhren aus der Parklücke und verschwanden den Morningside Drive hinunter.

Perlmutter saß Scott Duncan gegenüber. Sie befanden sich im Büro des Captains auf dem Polizeirevier. Die Klimaanlage war im Eimer. Dutzende von Cops, den ganzen Tag über in Uniform, und keine funktionstüchtige Klimaanlage - in der Bude begann es allmählich zu stinken.

»Sie sind von Ihrem Amt bei der Staatsanwaltschaft beurlaubt«, sagte Perlmutter.

»Das ist richtig«, erwiderte Duncan. »Im Augenblick arbeite ich als freier Anwalt.«

»Verstehe. Und Ihr Mandant hat Indira Khariwalla engagiert - halt, ich korrigiere mich, Sie haben Mrs. Khariwalla im Auftrag Ihres Mandanten engagiert.«

»Das werde ich weder bestätigen noch leugnen.«

»Und Sie wollen mir auch nicht sagen, ob Ihr Mandant die Überwachung von Jack Lawson angeordnet hat. Oder weshalb.«

»Korrekt.«

Perlmutter spreizte die Finger. »Was genau wollen Sie eigentlich, Mr. Duncan?«

»Ich möchte wissen, was Sie über den verschwundenen Jack Lawsons in Erfahrung gebracht haben.«

Perlmutter lächelte. »Okay. Also wenn ich Sie richtig verstanden habe, soll ich Ihnen alles sagen, was ich über einen Mord und die Ermittlungen im Fall Lawson weiß, obwohl Ihr Mandant mit großer Wahrscheinlichkeit in die Sache verwickelt ist. Ich dagegen erfahre von Ihnen nichts. Null. Trifft das so ungefähr den Kern?«

»Nein, tut es nicht.«

»Gut, dann belehren Sie mich eines Besseren.«

»Es geht nicht um einen Mandanten.« Duncan legte den Fuß auf sein Knie. »Ich bin in den Lawson Fall persönlich involviert.«

»Wie bitte?«

»Mrs. Lawson hat Ihnen das Foto gezeigt.«

»Richtig. Ich erinnere mich.«

»Das Mädchen, dessen Gesicht mit einem X durchgestrichen ist«, sagte er, »war meine Schwester.«

Perlmutter lehnte sich zurück und pfiff leise durch die Zähne.

»Vielleicht erzählen Sie mir die Geschichte mal von Anfang an.«

»Ist eine lange Geschichte.«

»Wenn ich jetzt behaupte, ich hätte alle Zeit der Welt, wäre das eine Lüge.«

Wie zur Bestätigung flog die Tür auf. Daley steckte den Kopf herein.

»Telefon für dich. Auf Leitung 2.«

»Was gibt's?«

»Charlaine Swain. Sie sagt, sie hat gerade Eric Wu vor dem Schulhof gesehen.«

Carl Vespa starrte auf das Gemälde.

Es stammte von Grace. Er besaß acht ihrer Bilder Dennoch war es dieses, das ihn am stärksten berührte. Es war, so vermutete er, ein Portrait von Ryan in den letzten Minuten seines Lebens. Graces Erinnerungen an jenen Abend waren undeutlich und verschwommen. Wichtigstes war ihr fremd, aber diese Vision - dieses scheinbar alltägliche Bild eines jungen Mannes am Rande eines Albtraums - hatte ihr angeblich ihr Unterbewusstsein eingegeben. Grace Lawson behauptete, von dieser Nacht nur aus Träumen zu wissen. Diese, so sagte sie, wären die einzige Ebene, auf der ihre Erinnerungen existierten.

Vespa hing seinen Gedanken nach.

Sein Zuhause lag in Englewood, New Jersey. Die Gegend war einst fest in der Hand der alten, reichen Familien gewesen. Jetzt wohnte Eddie Murphy am Ende der Straße. Vespas Anwesen,

einst im Besitz eines Vanderbilt, war weitläufig und nach außen hin abgeschottet. 1988 hatte Sharon, seine damalige Frau, das Gebäude im Stil der Jahrhundertwende abreißen und ein Haus bauen lassen, das damals als modern galt. Der Zahn der Zeit war ihm nicht bekommen. Es sah aus wie eine wahllose Aneinanderreihung gläserner Würfel. Es gab viel zu viele Fenster. Und im Sommer wurde es im Inneren unerträglich heiß. Es sah nicht nur aus wie ein Gewächshaus, man fühlte sich darin auch wie in einem verdamten Gewächshaus.

Sharon war längst nicht mehr da. Bei der Scheidung hatte sie keinen Wert auf das Haus gelegt. Sie hatte überhaupt kaum Forderungen gestellt. Vespa hatte nicht versucht, sie aufzuhalten. Ryan war die Klammer gewesen, die sie zusammengehalten hatte. Im Tod mehr noch als im Leben. Eine ungesunde Konstellation.

Vespa warf einen Blick auf den Monitor der Überwachungsanlage, auf dem die Einfahrt zu sehen war. Die Limousine bog gerade um die Ecke.

Er und Sharon hatten sich mehr Kinder gewünscht, doch es war bei dem einen geblieben. Die Schuld lag bei Vespa. Natürlich hatte er das nie erzählt, sondern stattdessen unterschwellig angedeutet, der Fehler sei bei Sharon zu suchen. Es war ein unschöner Gedanke, aber Vespa glaubte, hätten sie mehr Kinder gehabt, wäre Ryan nicht der Einzige gewesen, hätte das die Tragödie, wenn auch nicht leichter, so doch zumindest erträglicher gemacht. Das Problem bei Tragödien ist jedoch, dass das Leben weitergeht. Man hat keine Wahl. Man kann sich nicht einfach ausklinken und es abwetttern. Hat man noch mehr Kinder, begreift man das automatisch. Das eigene Leben mag zu Ende sein, aber für andere steigt man dennoch jeden Morgen aus dem Bett.

Kurz gesagt, gab es für ihn keinen Grund mehr, morgens überhaupt noch aufzustehen.

Vespa ging hinaus und beobachtete, wie die Limousine anhielt. Cram stieg als Erster aus, das Handy ans Ohr gepresst. Wade La-

rue folgte. Larue war rein äußerlich keine Angst anzumerken. Er wirkte seltsam gelassen, betrachtete die luxuriöse Umgebung. Cram sagte leise etwas zu Larue - Vespa konnte nicht hören, was es war - und kam dann die Treppe herauf. Wade Larue schlenderte davon wie ein zufälliger Feriengast.

»Wir haben eine Problem«, sagte Cram.

Vespa wartete. Sein Blick folgte Wade Larue.

»Richie meldet sich nicht. Sein Funkgerät ist tot.«

»Wo war er stationiert?«

»In einem Van bei der Schule der Kinder.«

»Wo ist Grace?«

»Das wissen wir nicht.«

Vespa sah Cram an.

»Es war drei Uhr. Wir wussten, dass sie weggefahren ist, um Emma und Max von der Schule abzuholen. Richie sollte ihr von dort aus folgen. Bei der Schule ist sie angekommen. Soviel wissen wir. Richie hat uns das rüber gefunkt. Seitdem ist Funkstille.«

»Hast du jemanden hingeschickt?«

»Simon hat nach dem Van gesehen.«

»Und?«

»Er steht noch da. Parkt an der gleichen Stelle. Aber die Gegend wimmelt vor Polizei.«

»Was ist mit den Kindern?«

»Wissen wir noch nicht. Simon glaubt, sie auf dem Schulhof gesehen zu haben. Aber er wagt sich wegen der Cops nicht zu nahe ran.«

Vespa ballte die Hände zu Fäusten. »Wir müssen Grace finden.«

Cram schwieg.

»Was ist?«

Cram zuckte die Schultern. »Ich glaube, du bist auf dem falschen Dampfer. Das ist alles.«

Danach sagte keiner von beiden mehr einen Ton. Sie standen nur da und beobachteten Wade Larue. Er schlenderte, Zigarette

in der Hand, übers Gelände. Vom höchsten Punkt des Anwesens aus hatte man einen herrlichen Blick auf die George Washington Bridge und dahinter die ferne Skyline von Manhattan. Von hier aus hatten Vespa und Cram die sich wie aus dem Hades aufblähenden Staubwolken gesehen, als die Twin Towers einstürzten. Vespa hatte Cram zu diesem Zeitpunkt seit achtunddreißig Jahren gekannt. Vespa hatte nie jemanden gesehen, der besser mit einem Messer oder einer Pistole umgehen konnte. Er verschaffte sich Respekt mit nicht mehr und nicht weniger als einem Blick. Die gemeinsten Kerle, die brutalsten Psychotiker winselten um Gnade, bevor Cram sie auch nur berührte. Doch an jenem Tag, während sie stumm auf dem Grundstück gestanden und zugesehen hatten, wie sich dicker Staub und dichter Qualm einfach nicht verflüchtigen wollten, hatte Vespa erlebt, dass selbst Cram hemmungslos weinen konnte.

Sie sahen gleichzeitig zu Wade Larue hinüber.

»Hast du überhaupt ein Wort mit ihm gesprochen?«, wollte Vespa wissen.

Cram schüttelte den Kopf. »Keine Silbe.«

»Er wirkt verdammt ruhig.«

Cram sagte nichts. Vespa entfernte sich in Richtung Larue. Cram blieb, wo er war. Larue drehte sich nicht um. Drei Meter vor Larue blieb Vespa stehen und sagte: »Sie wollten mich sprechen?«

Larue starre weiterhin zur Brücke hinüber. »Wunderschöne Aussicht«, bemerkte er.

»Die zu bewundern, sind Sie nicht hier.«

Er zuckte die Schultern. »Bedeutet nicht, dass ich es nicht trotzdem genießen kann.«

Vespa wartete. Wade Larue drehte sich noch immer nicht um. »Sie haben gestanden.«

»Ja.«

»Aus ehrlicher Überzeugung?«, fragte Vespa.

»Zu dem Zeitpunkt? Nein.«

»Was heißt >zu dem Zeitpunkt<?«

»Sie wollen wissen, ob ich die beiden Schüsse damals abgefeuert habe.« Wade Larue wandte sich endlich Vespa zu und sah ihm direkt in die Augen. »Warum?«

»Ich will wissen, ob Sie meinen Jungen umgebracht haben.«

»Wie auch immer, ich habe ihn nicht erschossen.«

»Sie wissen, wie das gemeint war.«

»Darf ich Sie was fragen?«

Vespa wartete.

»Tun Sie das für sich? Oder für Ihren Sohn?«

Vespa dachte nach. »Nicht für mich.«

»Also für Ihren Sohn?«

»Er ist tot. Es nützt ihm nichts mehr.«

»Wem dann?«

»Das spielt keine Rolle.«

»Für mich schon. Wenn es hier nicht um Sie oder um Ihren Sohn geht, warum dann dieser Wunsch nach Rache?«

»Es muss vollendet werden.«

Larue nickte.

»Die Welt muss im Gleichgewicht bleiben«, fuhr Vespa fort.

»Yin und Yang?«

»So was Ähnliches. Achtzehn Menschen sind gestorben. Jemand muss dafür bezahlen.«

»Sonst gerät die Welt aus den Fugen?«

»Ja.«

Larue zog ein Päckchen Zigaretten aus der Tasche. Er bot Vespa eine Zigarette an. Vespa schüttelte den Kopf.

»Haben Sie an jenem Abend die beiden Schüsse abgefeuert?«, fragte Vespa.

»Ja.«

In diesem Augenblick fuhr Vespa aus der Haut. Es war sein Temperament. Er konnte in Sekundenbruchteilen von 0 auf 180 schalten. Adrenalin schoss durch seine Adern wie die; nach oben

schnellende Quecksilbersäule eines Thermometers in einem Comicfilm. Er ballte die Faust und schlug sie Larue ins Gesicht. Larue knallte brutal auf den Rücken. Er setzte sich auf. Die Hand fuhr an seine Nase. Sie war blutig. Larue sah lächelnd zu Vespa auf. »Bringt sie das wieder ins Gleichgewicht?«

Vespa atmete schwer. »Ist ein Anfang.«

»Yin und Yang«, sagte Larue. »Die Theorie gefällt mir.« Er wischte sich mit dem Unterarm übers Gesicht. »Die Frage ist, ist dieser weltumspannende Balanceakt - generationenübergreifend?«

»Was zum Teufel soll das heißen?«

Larue lächelte. Blut klebte an seinen Zähnen. »Schätze, das wissen Sie.«

»Ich bringe Sie um. Das wissen *Sie*.«

»Weil ich was Schlimmes getan habe? Wofür ich bezahlen muss?«

»Ja.«

Larue kam auf die Beine. »Und was ist mit Ihnen, Mr. Vespa?«

Vespa ballte die Fäuste, doch der Adrenalinschub verebbte.

»Sie haben Schlimmes getan. Haben Sie dafür bezahlt?« Larue neigte den Kopf leicht zur Seite. »Oder hat das Ihr Sohn für Sie besorgt?«

Vespa landete einen mächtigen Schwinger in Larues Magen-grube. Larue sackte in die Knie. Vespas Faust traf als Nächstes den Kopf. Larue ging erneut zu Boden. Vespa trat ihm ins Gesicht. Larue lag jetzt flach auf dem Rücken. Vespa machte einen Schritt vorwärts. Blut tropfte aus Larues Mund, aber der Mann lachte noch immer. Tränen rannen nur bei Vespa, nicht bei Larue.

»Was gibt's da zu lachen?«

»Ich war wie Sie. Ich wollte Rache.«

»Wofür?«

»Dafür, dass ich in dieser Zelle saß.«

»Das war nicht meine Schuld.«

Larue setzte sich auf. »Ja und nein.«

Vespa tat einen Schritt zurück. Er sah sich um. Cram beobachtete die Szene regungslos. »Sie sagten, Sie wollten reden.«

»Damit warte ich lieber, bis Sie sich an mir ausgetobt haben.«

»Sagen Sie mir jetzt, warum Sie angerufen haben.«

Wade Larue tastete mit der Hand über seinen Mund. Er wirkte beinahe glücklich, als er das Blut an seinen Fingern sah. »Ich wollte Rache. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr. Aber jetzt, heute, als ich rausgekommen bin, als ich plötzlich frei war ... Da war's vorbei. Ich habe fünfzehn Jahre im Gefängnis geschmort. Ich habe meine Strafe abgesessen. Ihre Strafe - reden wir nicht lang drum rum - die endet nie. Stimmt's, Mr. Vespa?«

»Was wollen Sie?«

Larue stand auf. »Es tut Ihnen so verdammt weh.« Seine Stimme war plötzlich sanft, einfühlsam wie eine Liebkosung. »Sie sollen alles erfahren, Mr. Vespa. Ich möchte, dass Sie die Wahrheit wissen. Es muss endlich ein Ende haben. Heute. Auf die eine oder andere Art. Ich will mein Leben leben. Ich möchte nicht immer über die Schulter sehen müssen. Deshalb erzähle ich Ihnen, was ich weiß. Ich werde Ihnen alles sagen. Und danach können Sie entscheiden, was Sie tun müssen.«

»Hatten Sie nicht gesagt, dass Sie die Schüsse abgefeuert haben?«

Larue ging nicht weiter darauf ein. »Erinnern Sie sich an Lieutenant Gordon MacKenzie?«

Die Frage traf Vespa unerwartet. »Den Sicherheitsbeamten? Natürlich.«

»Er hat mich im Gefängnis besucht.«

»Wann?«

»Vor drei Monaten.«

»Warum?«

Larue lächelte. »Ging wieder mal um die Geschichte mit dem

Gleichgewicht. Die Dinge sollten zurechtgerückt werden. Sie nennen es Yin und Yang. MacKenzie hat von Gott gesprochen.«

»Verstehe ich nicht.«

»Gordon MacKenzie hatte den Tod vor Augen.« Larue legte die Hand auf Vespas Schulter. »Und bevor er starb, hatte er das dringende Bedürfnis, seine Sünden zu beichten.«

44

Die Pistole steckte in Graces Knöchelhalfter.

Sie ließ den Motor an. Der Asiate saß neben ihr. »Die Straße runter und dann nach links.«

Grace hatte Angst, das war nur natürlich. Und dennoch war in ihr eine seltsame Ruhe. Sie fühlte sich, überlegte sie, wie im Auge des Orkans. Es geschah etwas. Und das gab ihr die Möglichkeit, Antworten zu finden. Sie versuchte, Prioritäten zu setzen.

Erstens: Bring ihn weit weg von den Kindern.

Das war ihr oberstes Gebot. Emma und Max waren gut aufgehoben. Die Lehrer blieben immer auf dem Schulgelände, bis alle Kinder abgeholt waren. Wenn sie nicht erschien, würden sie entnervt aufseufzen und die beiden ins Sekretariat bringen. Der alte Drachen, die Sekretärin Mrs. Dinsmont, würde angesichts der pflichtvergessenen Mutter genussvoll mit der Zunge schnalzen und die Kinder barsch anweisen, zu warten. Drei Monate zuvor hatte es schon einmal eine Unregelmäßigkeit gegeben. Grace war in einen Stau vor einer Baustelle geraten und hatte sich erheblich verspätet. Voller Schuldgefühle und mit der Vorstellung, fast wie bei einer Szene aus Oliver Twist, einen verzweifelten Max vorzufinden, war sie in die Schule gestürmt. Max jedoch hatte im Schulbüro gesessen und friedlich das Bild eines Dinosauriers ausgemalt. Er wäre am liebsten noch geblieben.

Mittlerweile war die Schule außer Sichtweite. »Biegen Sie nach rechts ab.«

Grace gehorchte.

Ihr Entführer, falls man ihn so nennen konnte, hatte gesagt, er würde sie zu Jack bringen. Sie wusste nicht, ob das stimmte, aber irgendwie hatte sie das Gefühl, dass er die Wahrheit sagte. Aber natürlich tat er das nicht aus purer Menschenliebe. Sie war gewarnt. Sie war ihm zu nahe gekommen. Er war gefährlich - und davon hatte sie nicht nur die Pistole in seinem Gürtel überzeugt. In seiner Nähe herrschte ein atmosphärisches Knistern, war die Luft wie elektrisch aufgeladen, so dass man ahnte, einfach spüren musste, dass dieser Mann überall nur verbrannte Erde zurückließ.

Dennoch war Grace verzweifelt entschlossen, abzuwarten, wohin das führte. Sie hatte ihre Waffe im Knöchelhalfter. Wenn sie es schlau anstellte, wenn sie vorsichtig war, konnte sie das Überraschungsmoment ausnutzen. Das immerhin war etwas. Vorerst würde sie alles mitmachen. Aber hatte sie überhaupt eine andere Wahl?

Was ihr Sorgen machte, war, wie sie die Waffe ziehen und handhaben sollte. Ließ sich die Pistole schnell und problemlos aus dem Halfter nehmen? Löste sich wirklich ein Schuss, sobald sie den Abzug bediente? Zielte man einfach und drückte ab? Und selbst wenn es ihr gelang, die Waffe rechtzeitig aus dem Halfter zu ziehen - was ihr angesichts der Aufmerksamkeit, mit der der Mann sie beobachtete, zweifelhaft erschien -, was sollte sie dann tun? Sie auf ihn richten und verlangen, dass er sie zu Jack brachte?

Sie konnte sich nicht vorstellen, dass das funktionierte.

Erschießen konnte sie ihn auch nicht. Fragen über Gut und Böse oder ob sie den Mut aufbringen würde abzudrücken, waren müßig. Dieser Mann war möglicherweise ihre einzige Verbindung zu Jack. Tötete sie ihn, was dann? Dann hatte sie die einzige konkrete Spur zu Jack vernichtet, und damit vielleicht auch die einzige Chance vertan, ihn zu finden.

Abwarten und gute Miene zum bösen Spiel machen, war das Beste. Es blieb ihr auch gar nichts anderes übrig.

»Wer sind Sie?«, fragte Grace.

Seine Miene blieb steinern. Er griff nach ihrer Handtasche und kippte den Inhalt in seinen Schoß. Er prüfte jeden Gegenstand, warf einige Teile auf den Rücksitz. Dann entdeckte er ihr Handy, nahm den Akku heraus und warf ihn ebenfalls in den Fond des Wagens.

Grace bombardierte ihn weiterhin mit Fragen - wo ist mein Mann, was wollen Sie von uns -, doch er ignorierte sie. Als sie vor einer roten Ampel anhielten, tat der Mann etwas völlig Unerwartetes.

Er legte seine Hand auf ihr lädiertes Knie.

»Sie haben ein krankes Bein«, sagte er.

Grace wusste nicht, wie sie darauf reagieren sollte. Seine Berührung war leicht, fast wie das Streicheln einer Feder. Dann schlossen sich seine Finger jäh und ohne jede Vorwarnung wie eine Stahlkralle um ihr Gelenk. Seine Fingerspitzen gruben sich tief unterhalb der Kniescheibe in die Vertiefung über dem Schienbein. Grace zuckte wie elektrisiert zusammen. Der Schmerz überwältigte sie so plötzlich, war so übermächtig, dass sie nicht einmal aufschreien konnte. Ihre Hand fuhr zu der Stelle. Sie packte seine Finger, versuchte sie vergeblich zu lösen. Sein Griff war hart wie Beton.

Seine Stimme war nur ein Flüstern. »Wenn ich noch ein bisschen mehr zudrücke und dann ziehe ...«

Schwindel erfasste sie. Sie war nahe daran, das Bewusstsein zu verlieren.

»... könnte ich Ihnen die Kniescheibe herausreißen.«

Als die Ampel auf Grün schaltete, ließ er los. Grace wäre vor Erleichterung beinahe in Ohnmacht gefallen. Der Zwischenfall hatte nicht einmal fünf Sekunden gedauert. Der Mann sah sie an. Ein Anflug eines Lächelns umspielte seine Lippen.

»Ich möchte, dass Sie jetzt mit dem Gequatsche aufhören, kapiert?«

Grace nickte.

Er deutete nach vorn. »Fahren Sie weiter.«

*

Perlmutter hatte sämtliche Einheiten in Alarmbereitschaft versetzt. Charlaine Swain war so geistesgegenwärtig gewesen, sich sowohl die Automarke als auch das Kennzeichen zu merken. Der Wagen war auf Grace Lawson zugelassen. Das war nicht überraschend. Perlmutter war mittlerweile in einem nicht gekennzeichneten Wagen auf dem Weg zur Schule. Scott Duncan begleitete ihn.

»Also wer ist dieser Eric Wu?«, fragte Duncan.

Perlmutter war im Zwiespalt. Er war unsicher, wie viel er gegenüber Duncan preisgeben durfte, sah jedoch keinen triftigen Grund, ihm etwas zu verschweigen. »Bis jetzt wissen wir, dass er in ein Haus eingebrochen ist, den Besitzer überfallen und so schwer verletzt hat, dass dieser zeitweise gelähmt war. Außerdem hat er auf einen anderen Mann geschossen und vermutlich Rocky Conwell umgebracht - den Mann, der Lawson beschattet hat.«

Darauf wusste Duncan nichts zu erwidern.

Zwei Streifenwagen waren bereits am Schauplatz. Perlmutter gefiel das nicht - Polizei vor einer Schule! Die Beamten waren wenigstens so schlau gewesen, die Sirenen auszustellen. Das war ein Fortschritt. Die Eltern, die ihre Kinder abholten, reagierten auf zwei Arten. Einige trieben ihre Kinder hastig in die Autos, als müssten sie sie vor einer Schießerei in Sicherheit bringen. Andere befriedigten ihre Neugier. Sie umringten die Streifenwagen, dachten einfach nicht daran oder missachteten den Umstand, dass dieses Szenario Gefahr verheißen konnte.

Charlaine Swain war da. Perlmutter und Duncan gingen auf

sie zu. Ein junger Streifenpolizist namens Dempsey stellte ihr Fragen und machte sich Notizen. Perlmutter schob ihn beiseite und fragte: »Was ist passiert?«

Charlaine berichtete, wie sie zur Schule gekommen war und auf Grund von Perlmutters Hinweisen nach Grace Lawson Ausschau gehalten hatte. Dabei hatte sie Eric Wu in Begleitung von Grace entdeckt.

»Und Sie konnten nicht erkennen, ob sie von ihm bedroht wurde?«

Charlaine sagte: »Nein.«

»Sie könnte also auch freiwillig mit ihm gegangen sein?«

Charlaine warf einen flüchtigen Blick auf Scott Duncan und sah dann wieder Perlmutter an. »Nein. Sie ist nicht freiwillig mitgegangen.«

»Woher wollen Sie das wissen?«

»Weil Grace hergekommen ist, um ihre Kinder abzuholen«, antwortete Charlaine.

»Und?«

»Sie würde sie doch nicht freiwillig einfach hier zurücklassen. Außerdem konnte selbst ich euch Jungs nicht sofort anrufen. Auch auf die Entfernung - ich war wie gelähmt.«

»Das kapier ich jetzt nicht«, sagte Perlmutter.

»Wenn Wu auf die Entfernung schon eine solche Wirkung auf mich hatte, wie muss es dann erst Grace Lawson ergangen sein? Er stand dicht hinter ihr und hat ihr was ins Ohr geflüstert.«

Ein anderer Streifenpolizist namens Jackson sprintete auf Perlmutter zu. Seine Augen waren weit aufgerissen. Perlmutter kannte die Anzeichen. Der junge Mann versuchte, seine Panik zu unterdrücken. Auch die Eltern sahen es. Sie wichen einen Schritt zurück.

»Wir haben was gefunden«, sagte Jackson.

»Was?«

Jackson beugte sich näher zu Perlmutter, damit die anderen

ihn nicht hören konnten. »Einen Van. Er parkt zwei Querstraßen weiter. Ich glaube, Sie sollten sich das mal ansehen.«

Sie sollte die Waffe ziehen. Jetzt.

Graces Knie pochte. Es tickte wie eine Bombe unmittelbar vor der Detonation. Ihre Augen brannten vor Anstrengung, die Tränen zurückzuhalten. Sie war nicht sicher, ob sie mit dem Bein überhaupt noch gehen konnte.

Immer wieder warf sie ihrem Peiniger heimlich Seitenblicke zu. Er ließ sie keinen Moment aus den Augen, beobachtete sie mit leicht amüsiertem Gesichtsausdruck. Sie versuchte nachzudenken, versuchte Ordnung in ihre Gedanken zu bringen, die immer nur um die Hand auf ihrem Knie kreisten.

Die Gelassenheit, mit der er ihr Schmerzen zugefügt hatte! Hätte er Emotionen, Freude oder Verachtung dabei gezeigt, wäre das etwas anderes gewesen. Nichts dergleichen hatte er erkennen lassen. Es war beinah ein bürokratischer Akt gewesen. Ohne Anstrengung, ohne Schweiß. Gefolgt von einer lakonischen Ankündigung. Hätte er es gewollt, hätte er ihr die Kniescheibe mit einer Leichtigkeit herausgerissen, mit der andere Flaschen entkorkten.

Inzwischen hatten sie die Grenze zum Bundesstaat: New York passiert. Sie fuhren auf der Interstate 287 in Richtung Tappan Zee Bridge. Grace wagte kein Wort zu sagen. Ihre Gedanken schweiften immer wieder zu ihren Kindern. Cora hatte Grace vor dem Schulhof gesehen. Dasselbe galt für andere Mütter. Würden sie etwas unternehmen?

Doch das war jetzt nicht von Bedeutung, eine Verschwendungen geistiger Energie. Sie musste sich auf die unmittelbar vor ihr liegenden Aufgaben konzentrieren.

Denk an die Pistole.

Grace versuchte sich in Gedanken den Ablauf einzuprägen. Sie wollte mit beiden Händen nach der Waffe greifen. Mit der

Linken das Hosenbein hochschieben, mit der Rechten die Pistole fassen. Wie war die Pistole im Halfter befestigt? Grace versuchte, sich zu erinnern. Ein Riemen hielt sie im Halfter. Sie hatte ihn selbst geschlossen. Er musste zuerst geöffnet werden. Andernfalls blieb die Waffe einfach stecken.

Okay, gut. Zuerst den Riemen öffnen. Dann ziehen!

Sie dachte an das Timing. Der Mann hatte unglaubliche Kräfte. Und er war äußerst gewaltbereit. Sie würde auf eine günstige Gelegenheit warten müssen. Am Steuer konnte sie logischerweise nichts ausrichten. Sie musste also einen Stopp vor einer Ampel abpassen ... oder warten, bis sie den Wagen verließen. Das konnte funktionieren.

Vorausgesetzt es gelang ihr, den Asiaten irgendwie abzulenken. Er ließ sie nicht aus den Augen. Und er war bewaffnet. In seinem Hosenbund steckte eine Pistole. Vielleicht war er schneller als sie. Sie musste sich also vergewissern, dass er sie gerade nicht anschaute, dass er abgelenkt war.

»Nehmen Sie die nächste Ausfahrt.«

Auf dem Hinweisschild stand ARMONK. Sie waren lediglich drei oder vier Meilen auf der 287 gefahren. Er hatte demnach nicht vor, die Tappan Zee Bridge zu überqueren. Sie hatte darauf spekuliert, dass sich auf der Brücke eine günstige Gelegenheit bieten würde. An der Brücke gab es Mautstellen. Hier wäre es vielleicht möglich gewesen, einen Fluchtversuch zu wagen oder die Aufmerksamkeit eines Kassierers zu erregen, auch wenn sie nicht so recht daran glauben konnte. Ihr Entführer hätte sich gerade an einer Mautstelle bestimmt keine Blöße gegeben. Und sie hätte wetten können, dass er seine Hand auf ihr Knie gelegt hätte.

Sie lenkte den Wagen nach rechts in die Ausfahrt und fuhr die Rampe hinauf. Wieder legte sie sich einen Plan zurecht. Vernünftig betrachtet bot sich ihre beste Chance, wenn sie ihr Ziel erreicht hatten. Falls er sie tatsächlich zu Jack brachte, nun, dann waren sie schon zu zweit. Das klang logisch.

Und mehr noch. Sobald der Wagen anhielt, mussten sie beide aussteigen. Das war günstig. Er stieg auf seiner Seite aus, sie auf der anderen.

Damit war sie für einige Sekunden unbeobachtet.

Erneut begann sie die Situation wieder und wieder im Geiste durchzuspielen. Sie würde die Wagentür öffnen. Während sie die Beine hinaus schwang, konnte sie das Hosenbein hochschieben. Sobald ihre Füße den Boden berührten, war ihm die Sicht durch das Chassis des Wagens versperrt. Wenn sie es geschickt anstellte, stieg er zur gleichen Zeit auf seiner Seite aus. Er würde ihr den Rücken zuwenden. Und sie bekäme Gelegenheit, die Waffe zu ziehen.

»Die nächste rechts«, befahl er. »Und die zweite links.«

Sie fuhren durch eine ihr unbekannte Stadt. Hier gab es mehr Bäume als in Kasselton. Die Häuser waren älter, abgewohnter, vereinzelter.

»Fahren Sie in die Auffahrt dort drüber. Die dritte links.«

Grace hielt das Lenkrad fest umklammert. Sie bog in die Auffahrt ein. Er befahl ihr, vor dem Haus anzuhalten.

Perlmutter hatte so etwas noch nie gesehen.

Der Mann im Van, ein übergewichtiger Hüne im Standard-Trainingsanzug der Mafiosi, war tot. Seine letzten Minuten dürften kaum angenehm gewesen sein. Der Hals des massigen Mannes war flach, vollkommen platt gedrückt, als habe ihn eine Dampfwalze überrollt, ohne dabei Kopf und Torso zu berühren.

Daley, der nie um ein Wort verlegen war, sagte: »Himmelschreiende Sauerei.« Und dann fügte er hinzu: »Kommt mir bekannt vor.«

»Richie Jovan«, sagte Perlmutter. »Macht die Drecksarbeit für Carl Vespa.«

»Vespa?«, wiederholte Daley. »Ist er in die Sache verwickelt?«

Perlmutter zuckte die Achseln. »Das hier jedenfalls ist Wus Handschrift.«

Scott Duncan wurde leichenblass. »Was zum Teufel geht hier vor?«

»Ist doch ganz einfach, Mr. Duncan.« Perlmutter wandte sich direkt an ihn. »Rocky Conwell hat für Indira Khariwalla gearbeitet, die Privatdetektivin, die Sie engagiert haben. Dieser Eric Wu hat Conwell, den bedauernswerten kleinen Gauner, umgebracht und wurde zuletzt gesehen, wie er vor der Schule mit Grace Lawson in ein Auto gestiegen und mit ihr davongefahren ist.« Perlmutter ging auf ihn zu. »Möchten Sie uns nicht endlich erklären, was hier wirklich los ist?«

Ein weiterer Streifenwagen hielt mit quietschenden Bremsen. Veronique Baltrus sprang heraus. »Ich hab's.«

»Was?«

»Eric Wu bei *yenta'match.com*. Er hat den Namen Stephen Fleisher benutzt.« Sie lief auf sie zu, das rabenschwarze Haar streng im Nacken aufgesteckt. »*Yenta-match* ist eine Kontaktbörs für jüdische Witwen und Witwer. Wu hatte dort drei Online-Flirts gleichzeitig laufen. Die eine Frau ist aus Washington, D.C. Eine andere lebt in Wheeling, West Virginia. Und die dritte und letzte, eine Beatrice Smith, wohnt in Armonk, New York.«

Perlmutter startete durch. Kein Zweifel, dachte er. Dahin musste Wu gefahren sein. Scott Duncan folgte ihm. Die Fahrt nach Armonk würde kaum länger als zwanzig Minuten dauern.

»Ruf die Kollegen in Armonk an«, brüllte er Baltrus zu. »Sag ihnen, sie sollen sofort alle verfügbaren Einheiten rüberschicken.«

Grace wartete darauf, dass der Mann ausstieg.

Das Grundstück war dicht mit Bäumen bewachsen, so dass das Haus von der Straße aus kaum zu sehen war. Das Haus besaß zahlreiche neugotische Türmchen und große Terrassenflächen. Grace erkannte einen altersschwachen Grill. Es gab eine Reihe von Gartenleuchten im Stil alter Straßenlaternen, doch sie waren verwittert und schadhaft. Im Hintergrund standen verrostete Kinderschaukeln wie Überbleibsel aus einer längst vergangenen Zeit. Offenbar hatte man hier einst Partys gefeiert. Eine Familie hatte hier gelebt. Menschen, die sich gern Gäste eingeladen hatten. Das Haus hatte etwas von der Geisterhaftigkeit einer alten Westernstadt. Fehlte nur noch, dass der Wind Steppenhexen über den Weg blies.

»Stellen Sie den Motor ab.«

Grace ging alles noch einmal durch. Tür öffnen. Beine hinaus schwingen. Die Waffe ziehen. Zielen ...

Und was dann? Ihm befehlen, die Hände hoch zu heben? Ihm in die Brust schießen? Oder was?

Sie schaltete die Zündung aus und wartete, dass er zuerst ausstieg. Er streckte die Hand nach dem Türgriff aus. Sie machte sich bereit. Sein Blick war auf die Vordertür des Hauses gerichtet. Sie ließ ihre Hand nur millimeterweit sinken.

Sollte sie es jetzt versuchen?

Nein. Warte lieber, bis er aussteigt. Und dann ja nicht zögern. Jedes Zaudern würde das Überraschungsmoment zunichte machen.

Der Mann hielt inne, die Hand am Türgriff. Dann drehte er sich um, ballte die Faust und schlug Grace mit solcher Wucht in den unteren Rippenbereich, dass sie für einen Moment glaubte, ihr Brustkorb müsse einknicken wie eine Streichholzkonstruktion. Es gab einen dumpfen Schlag und ein Knacken.

Heißer, brennender Schmerz breitete sich über ihre rechte Körperhälfte aus.

Sie glaubte, sämtliche Körperfunktionen müssten aussetzen. Dann packte der Asiate sie mit einer Hand am Kopf. Die andere glitt seitlich über ihren Brustkasten. Sein Zeigefinger verharrte auf dem Punkt an der Unterseite, den er kurz zuvor getroffen hatte.

Seine Stimme war sanft. »Sagen Sie mir bitte, wie Sie an das Foto gekommen sind.«

Sie machte den Mund auf, brachte jedoch kein Wort heraus. Er nickte, als habe er nichts anderes erwartet. Seine Hand fiel von ihr ab. Er öffnete die Autotür und stieg aus. Grace war schwindelig vor Schmerzen.

Die Pistole, dachte sie. Zieh die verdammte Pistole!

Doch er war bereits auf ihrer Wagenseite. Er riss ihre Tür auf. Seine Hand packte sie im Nacken, Daumen auf der einen, Zeigefinger auf der anderen Seite. Er drückte auf die Akupressurpunkte und begann sie hochzuziehen. Grace versuchte, der Bewegung zu folgen, die sich wie eine Welle bis in die letzte Rippe fortsetzte. Es fühlte sich an, als hätte jemand einen Schraubenschlüssel zwischen zwei Knochen gesteckt und bewegte ihn jetzt hin und her.

Er zog sie beim Nacken aus dem Wagen. Jeder Schritt war ein neues Schmerzerlebnis. Sie versuchte nicht zu atmen. Als sie endlich vorsichtig Luft holte, war es, als würden ihre Sehnen bei der geringsten Dehnung der Rippen zerreißen. Er zerrte sie zum Haus. Die Haustür war nicht verschlossen. Er drehte den Knauf herum, stieß die Tür auf und schubste sie ins Innere. Sie schlug hart zu Boden und verlor beinahe das Bewusstsein.

»Bitte sagen Sie mir, wie Sie an das Foto gekommen sind.«

Er kam langsam auf sie zu. Die Angst brachte augenblicklich Klarheit in ihre Gedanken. Sie redete schnell.

»Ich habe die Abzüge von einem frisch entwickelten Film aus dem Fotolabor geholt«, begann sie.

Er nickte so, als höre er ihr gar nicht zu. Er kam immer näher.

Grace redete weiter und versuchte dabei vor ihm zurückzuweichen. Seine Miene verriet nichts. Er wirkte wie ein Mann, der eine ganz prosaische Aufgabe zu erledigen hatte, wie zum Beispiel Saatgut einpflanzen, einen Nagel einschlagen, Holz hauen.

Dann war er direkt über ihr. Sie versuchte, sich zu wehren. Angesichts seiner Kraft ein lächerliches Unterfangen. Er hob sie gerade so weit hoch, dass er sie auf den Bauch drehen konnte. Ihre Rippen wurden auf den harten Boden gepresst. Ein Schmerz anderer Art fuhr wie ein glühendes Messer durch ihren Körper. Vor ihren Augen lag ein Schleier. Sie befanden sich noch immer in der Diele. Er setzte sich rittlings auf ihren Rücken. Sie: versuchte nach ihm zu treten und trat ins Leere. Er drückte sie zu Boden.

Grace lag bewegungslos wie in einem Schraubstock.

»Bitte sagen Sie mir, wie Sie an das Foto gekommen sind.«

Sie fühlte die Tränen aufsteigen und gestattete sich nicht, zu weinen. Dumm. Machogehabe. Trotzdem würde sie nicht weinen. Sie wiederholte ihre Antwort mit dem Fotolabor. Noch immer rittlings auf ihr sitzend, ihre Rippen zwischen seinen Knien, legte er seinen Zeigefinger auf die wunde Unterseite ihres Brustkorbs. Grace versuchte sich der Berührung zu entwinden. Er fand den Punkt, wo es am meisten wehtat und verharrete mit seiner Fingerspitze genau dort. Für einen Moment rührte er sich nicht. Sie bockte wie ein junges Fohlen. Sie warf ihren Kopf vor und zurück. Sie schlug mit den Armen um sich. Er wartete nur eine Sekunde. Dann noch eine.

Und dann stieß er mit dem Finger zwischen die gebrochenen Rippen.

Grace schrie gellend auf.

»Bitte sagen Sie mir, wie Sie an das Foto gekommen sind., fragte die Stimme unverändert gleichmütig.

Jetzt flossen ihre Tränen. Er ließ sie weinen. Sie begann erneut zu erklären, wählte andere Worte, hoffte, dass es nun glaubhafter klingen würde, überzeugender. Er schwieg.

Dann legte er den Zeigefinger erneut auf die gebrochene Rippe.

In diesem Augenblick klingelte sein Handy.

Der Asiate seufzte. Er stützte die Hände auf ihren Rücken und stemmte sich hoch. Ihre Rippen knirschten. Grace hörte ein Wimmern und merkte, dass es von ihr kam. Sie hielt sofort inne. Es gelang ihr, einen Blick über die Schulter zu werfen. Ohne sie aus den Augen zu lassen, nahm er sein Handy aus der Tasche und klappte es auf.

»Ja.«

Sie hatte nur einen Gedanken: Hol dir die Pistole.

Er starnte auf sie herab. Es war ihr schon fast egal. Jetzt nach der Waffe zu greifen, wäre Selbstmord gewesen, aber sie wollte nur eines - dem Schmerz entfliehen. Um jeden Preis. Egal welches Risiko sie dabei einging. Nur weg von dieser Folter.

Der Asiate hielt noch immer das Handy ans Ohr.

Emma und Max. Ihre Gesichter schwebten in einer Art Nebelschwade auf sie zu. Grace versenkte sich in dieses Bild. Und dann geschah etwas Seltsames.

Wie sie dort lag, noch immer auf dem Bauch, eine Wange auf den Fußboden gepresst, lächelte Grace. Tatsache, sie lächelte. Nicht aus warmer mütterlicher Zuneigung, obwohl diese Gefühle eine Rolle spielen mochten, sondern weil sie sich an einen besonderen Umstand erinnerte.

Sie erinnerte sich an die Atemtechnik, die sie in ihrem Geburtsvorbereitungskurs gelernt hatte. Die Wehenschmerzen bei Emmas Geburt waren schlimmer gewesen als das, was sie gerade erlebte. Und sie hatte sie dank dieser Technik und mit Jacks Hilfe durchgestanden. Für ihre Tochter. Und dann, wie durch ein Wunder, war sie willens gewesen, es erneut für Max zu riskieren.

Also, mach es wieder, sagte sie sich.

Vielleicht war sie schon nicht mehr ganz bei sich. Doch das spielte keine Rolle. Sie lächelte weiter. Grace sah Emmas entzü-

ckendes Gesicht vor sich. Und sie sah Max' vor sich. Sie blinzelte, und sie waren verschwunden. Aber auch das war nicht mehr wichtig. Sie starrte auf den grausamen Mann mit dem Telefon am Ohr.

Komm schon, du verdammtes Schwein. Mach schon!

Er beendete sein Telefongespräch. Er kam zu ihr. Sie lag noch immer auf dem Bauch. Er setzte sich erneut auf sie. Grace schloss die Augen. Tränen quollen unter den Lidern hervor. Sie wartete.

Der Mann packte ihre Hände und legte sie ihr auf den Rücken. Er fesselte sie an den Gelenken mit Isolierband und stand auf. Dann zog er sie auf die Knie, die Hände auf dem Rücken gebunden. Ihre Rippen brannten wie Feuer, doch vorerst hatte sie den Schmerz im Griff.

Sie sah zu ihm auf.

»Bleiben Sie, wo Sie sind«, sagte er.

Er wandte sich ab und ließ sie allein. Sie lauschte. Sie hörte, wie eine Tür geöffnet wurde und dann Schritte.

Er schien in den Keller hinunterzugehen.

Sie war allein.

Grace versuchte, die Handfesseln abzustreifen, doch sie saßen viel zu fest. Keine Chance, an die Waffe zu kommen. Sie spielte mit dem Gedanken, aufzustehen und wegzulaufen, doch das erschien ihr sinnlos. Die Lage ihrer Arme, die brennenden Schmerzen im Brustkorb und natürlich die Tatsache, dass sie schon unter normalen Umständen Schwierigkeiten beim Gehen hatte, ließen eine Flucht nicht als realistische Alternative erscheinen.

Aber war es vielleicht von Vorteil, wenn es ihr gelang, die auf dem Rücken gefesselten Hände nach vorn, vor den Bauch zu bringen?

Auf diese Weise kam sie möglicherweise an ihre Waffe.

Es war immerhin ein Plan.

Grace hatte keine Ahnung, wie lange er fortbleiben würde - viel Zeit gab sie sich nicht -, aber sie musste es wagen.

Sie presste die Schulterblätter zusammen. Sie streckte die

Arme so lang sie konnte. Jede Bewegung - jeder Atemzug - entfachte glühendes Feuer in ihrem Brustkorb. Sie kämpfte dagegen an. Sie stand auf. Sie beugte den Oberkörper nach vorn. Dehnte die Arme so lang wie möglich.

Sie gewann Zentimeter um Zentimeter.

Mit aufrechtem Oberkörper beugte sie die Knie und hätte beinahe aufgeschrien. Sie kam ihrem Ziel näher.

Verdamm! Er kam wieder die Treppe herauf.

Sie war wie gefangen in ihrem Bewegungsablauf, die gefesselten Hände schon unterhalb vom Gesäß.

Großer Gott! Beeil dich. Egal wie. Entweder die Hände wieder auf den Rücken oder weitermachen.

Sie beschloss, weiterzumachen.

Die Sache würde hier und jetzt enden.

Die Schritte waren langsam. Schwer. Es klang, als schleppe er eine Last hinter sich her.

Grace zog und drückte weiter. Ihre Hände blieben stecken. Sie beugte Oberkörper und Knie noch tiefer. Sie drohte vor Schmerz ohnmächtig zu werden. Sie schloss die Augen und schwankte. Sie zog die Arme noch weiter nach hinten, bereit, sich die Schultergelenke auszurenen, solange das nur half, ihr Ziel zu erreichen.

Die Schritte verstummten. Eine Tür wurde geschlossen. Er war wieder da.

Sie zwängte die Arme unter sich durch. Es funktionierte. Im nächsten Moment hatte sie sie vor dem Körper.

Doch es war zu spät. Der Mann war wieder da. Er stand im Raum, kaum eineinhalb Meter von ihr entfernt. Er sah, was sie getan hatte. Nur Grace registrierte das nicht. Sie sah ihren Peiniger nicht an. Sie starrte mit offenem Mund auf seine rechte Hand.

Der Mann löste seinen Griff. Und gleich neben ihm auf den Boden fiel Jack.

Grace war mit einem Satz bei ihm.

»Jack? Jack?«

Er hatte die Augen geschlossen. Sein Haar klebte an der Stirn. Trotz der Fesseln nahm sie sein Gesicht in beide Hände. Jacks Haut fühlte sich kalt und feucht an. Seine Lippen waren trocken und verkrustet. Seine Fußgelenke waren mit Isolierband zusammengebunden. An seinem rechten Handgelenk hing eine Handschelle. Sein linker Handknöchel war wund und blutverkrustet. Nach den Wunden zu urteilen, musste er auch an den Händen - und das längere Zeit - gefesselt gewesen sein.

Sie rief erneut seinen Namen. Keine Reaktion. Sie legte das Ohr an seinen Mund. Er atmete. Flach zwar, aber er atmete. Sie rutschte näher an seine Seite undbettete seinen Kopf in ihren Schoß. Ihre Rippen protestierten, doch das spielte jetzt keine Rolle. Er lag flach auf dem Rücken, ihr Schoß sein Kissen. Ihre Gedanken wanderten zurück zu den Lauben in den Weinbergen von Saint-Emilion. Sie waren ungefähr drei Monate zusammengewesen und verliebt über beide Ohren, als sie Pastete, Käse und natürlich Wein eingepackt hatte. Der Tag war von der Sonne geküsst, der Himmel von einem nahezu unwirklichen Blau. Sie lagen auf einer Wolldecke, sein Kopf in ihrem Schoß - so wie jetzt. Sie hatte mehr Zeit damit verbracht, ihn anzusehen als die Wunder der Natur, die sie umgaben. Sie folgte mit ihren Fingern den Linien seines Gesichts.

Sie versuchte, ihrer Stimme einen sanften Klang zu geben, um ihre wahnsinnige Angst nicht zu zeigen.

»Jack?«

Seine Lider zuckten. Dann schlug er die Augen auf. Seine Pupillen erschienen ihr unnatürlich groß. Es dauerte einen Moment, bis er den Blick auf sie richtete und sie erkannte. Im ersten

Augenblick verzogen sich seine verkrusteten Lippen zu einem Lächeln. Grace fragte sich, ob auch er an dieses besondere Picknick in den Weinbergen zurückdachte. Es brach ihr das Herz, doch sie brachte ein Lächeln zustande. Die Heiterkeit währte nur wenige Sekunden, dann gewann die Wirklichkeit die Oberhand. Jacks Augen wurden noch größer. Diesmal vor Angst. Sein Lächeln verschwand. Sein Gesicht verzerrte sich. Vor Verzweiflung.

»Großer Gott!«

»Ist ja gut«, sagte sie hastig, obwohl ihr das unter den gegebenen Umständen selbst mehr als dämmlich vorkam.

Er versuchte, die Tränen zurückzuhalten. »Es tut mir so Leid, Grace.«

»Pssst... Ist schon in Ordnung.«

Jacks Augen bewegten sich wie Suchscheinwerfer, bis sie den Entführer gefunden hatten. »Sie weiß nichts«, sagte er zu ihm. »Lassen Sie sie gehen.«

Der Mann trat einen Schritt näher. Er kauerte nieder. »Wenn Sie noch ein Wort sagen«, drohte er Jack, »tu ich ihr was an. Nicht Ihnen. Ihr. Und das nicht zu knapp. Kapiert?«

Jack schloss die Augen und nickte.

Ihr Peiniger erhob sich. Er beförderte Jack mit einem Fußtritt aus ihrem Schoß, packte Grace beim Haar und zerrte sie auf die Beine. Mit der anderen Hand packte er Jack im Nacken.

»Wir müssen noch mal los.«

47

Perlmutter und Duncan waren gerade vom Garden State Parkway zur Interstate 284 abgebogen, kaum fünf Meilen vom Haus in Armonk entfernt, als der Anruf über Funk kam:

»Sie waren hier - Lawsons Saab steht noch in der Auffahrt -, aber jetzt sind sie verschwunden.«

»Was ist mit Beatrice Smith?«

»Nirgends zu sehen. Bis jetzt nicht. Wir sind gerade erst angekommen. Wir suchen im Haus weiter.«

Perlmutter überlegte. »Wu muss geahnt haben, dass Charlaine Swain uns alarmiert hat. Deshalb ist er erst mal den Saab losgeworden. Wissen Sie, ob Beatrice Smith einen Wagen hat?«

»Noch nicht. Nein.«

»Kein anderes Auto in der Auffahrt oder der Garage?«

»Bleiben Sie dran.« Perlmutter wartete. Duncan sah ihn an. Zehn Minuten später: »Kein anderer Wagen.«

»Dann muss er ihr Auto genommen haben. Stellen Sie fest, welche Marke und welches Kennzeichen. Und geben Sie sofort eine Fahndung raus.«

»In Ordnung. Warten Sie! Sekunde noch, Captain.« Am anderen Ende war es wieder still.

»Ihre Computerexpertin«, sagte Scott Duncan unvermittelt.

»Sie hält Wu für einen Serienmörder.«

»Sie hält es jedenfalls für eine Möglichkeit.«

»Aber Sie glauben nicht daran?«

Perlmutter schüttelte den Kopf. »Er ist ein Profi. Er pickt sich seine Opfer nicht zum Spaß raus. Sykes hat allein gelebt. Beatrice Smith ist Witwe. Wu wechselt ständig den Standort, um ungestört agieren zu können. Deshalb hat er sich dieses Anwesen ausgesucht. Er braucht immer einen neuen Unterschlupf.«

»Er ist also ein Auftragskiller?«

»So was in der Richtung.«

»Irgendeine Idee, für wen er arbeitet?«

Perlmutter hatte die Hände am Steuer. Er nahm die Ausfahrt Armonk. Sie hatten nur noch eine Meile bis zum Ziel. »Ich hatte gehofft, Sie oder Ihr Mandant hätten da eine Idee.«

Das Funkgerät begann zu knacken. »Captain? Sind Sie noch da?«

»Bin ich.«

»Auf Mrs. Beatrice Smith ist ein Wagen zugelassen. Handelt sich um einen braunen Landrover. Kennzeichen 472-JXY.«

»Geben Sie die entsprechende Fahndung raus. Weit können Sie noch nicht gekommen sein.«

48

Der braune Landrover blieb auf Nebenstraßen. Grace hatte keinen Schimmer, wohin die Reise gehen sollte. Jack lag vor der Rückbank auf dem Fahrzeugboden. Er war bewusstlos. Seine Knöchel waren mit Isolierband zusammengebunden. Seine Hände waren mit Handschellen auf dem Rücken gefesselt. Graces Hände waren noch immer vor ihrem Körper und gefesselt. Ihr Entführer, so vermutete sie, hatte keine Veranlassung gesehen, das zu ändern.

Jack stöhnte im Fond wie ein verwundetes Tier. Grace sah ihren Peiniger an, seine selbstgefällige Miene, eine Hand am Steuerrad wie ein Familienvater, der seine Lieben zu einem Sonntagsausflug kutschiert. Alles tat ihr weh. Jeder Atemzug war eine Erinnerung daran, was er mit ihren Rippen angestellt hatte. Ihr Knie fühlte sich an, als steckte ein spitzer Gegenstand in der Kniescheibe.

»Was haben Sie mit ihm gemacht?«, fragte sie.

Sie spannte sämtliche Muskeln an, wappnete sich gegen den Schlag, der kommen musste. Schmerzen interessierten sie nicht mehr wirklich. Der Mann schlug nicht zu. Er blieb stumm. Er deutete mit dem Daumen auf Jack.

»Nichts so Schlimmes wie das,« begann er, »was er Ihnen angeht hat.«

Sie erstarrte. »Was zum Teufel wollen Sie damit sagen?«

In diesem Moment und zum allerersten Mal verzog er das Gesicht zu einem aufrichtigen Lächeln. »Schätze, das wissen Sie genau.«

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung«, widersprach sie. Angesichts dieses Lächelns begannen irgendwo tief in ihrem Inneren die nagenden Zweifel zu wachsen. Sie versuchte, sie zu verdrängen, versuchte, sich auf eine Chance zu konzentrieren, all dem Unglück zu entkommen und Jack zu retten. »Wohin bringen Sie uns?«, fragte sie.

Keine Antwort.

»Ich habe gefragt...«

»Sie haben verdammt viel Mut«, unterbrach er sie.

Sie sagte nichts.

»Ihr Mann liebt Sie. Sie lieben ihn. Das macht es leichter.«

»Macht was leichter?«

Er warf ihr einen Blick zu. »Sie mögen beide bereit sein, Schmerzen zu riskieren. Aber werden Sie es zulassen, dass ich Ihrem Mann etwas antue?«

Sie antwortete nicht.

»Ihm habe ich dasselbe gesagt: Wenn Sie noch mal den Mund aufmachen, werde ich Ihrer Frau sehr wehtun.«

Der Mann hatte Recht. Es funktionierte. Sie schwieg. Sie blickte aus dem Fenster. Die Baumkulisse verschwamm vor ihren Augen. Sie bogten auf einen zweispurigen Highway ein. Grace hatte keine Vorstellung, wo sie sich befanden. Die Gegend war ländlich. So viel war zu erkennen. Nach zwei weiteren Landstraßen erkannte Grace plötzlich, dass sie auf dem Palisades Parkway waren und in Richtung Süden, zurück nach New Jersey fuhren.

Die Glock steckte noch immer in ihrem Knöchelhalfter.

Sie spürte den leichten Druck der Waffe an ihrer Haut. Sie schien sich in Erinnerung bringen zu wollen, sich über sie lustig zu machen, weil sie gleichzeitig so nah und doch so unerreichbar war.

Grace musste eine Möglichkeit finden, an die Waffe zu kommen. Sie hatte keine andere Wahl. Dieser Mann würde sie beide umbringen. Das war sicher. Er wollte Informationen - über die Herkunft dieses Fotos zum Beispiel -, aber sobald er diese bekam-

men hatte, sobald ihm klar wurde, dass sie von Anfang an die Wahrheit gesagt hatte, würde er sie beide töten.

Sie musste irgendwie die Glock erreichen.

Der Mann beobachtete sie unaufhörlich aus dem Augenwinkel. Es bot sich einfach keine Gelegenheit. Sie überlegte. Sollte sie warten, bis der Wagen anhielt? Das hatte sie schon einmal versucht, und es hatte nicht funktioniert. Einfach handeln? Die Waffe ziehen und es darauf ankommen lassen? Eine Möglichkeit sicher, aber sie glaubte kaum, schnell genug sein zu können. Das Hosenbein hochziehen, den Sicherheitsriemen öffnen, den Griff der Pistole fassen, sie aus dem Halfter ziehen ... und das alles, bevor er reagieren konnte ?

Ausgeschlossen.

Sie ging im Geiste eine langsamere Version durch. Dazu musste sie die Hände seitlich allmählich tiefer nehmen, versuchen, das Hosenbein Stück für Stück hochzuziehen, so tun, als würde es sie am Bein jucken.

Grace verlagerte ihr Gewicht auf dem Autositz und sah auf ihr Bein hinunter. Das Herz klopfte ihr bis zum Hals ...

Ihr Hosenbein hatte sich hochgeschoben.

Das Knöchelhalfter. Es lugte hervor.

Panik erfasste sie. Sie warf einen hastigen Blick auf ihren Peiniger, hoffte, dass ihm das entgangen war. Vergeblich. Er hatte es gesehen. Seine Augen weiteten sich. Er starzte auf ihr rechtes Bein.

Jetzt oder nie.

Doch noch als ihre Hand zum Fußgelenk schnellte, erkannte Grace, dass sie keine Chance hatte. Sie war nicht schnell genug. Ihr Peiniger legte seine Hand wieder auf ihr Knie und drückte zu. Der Schmerz pulsierte mit gnadenloser Schärfe durch ihren Körper, raubte ihr beinahe das Bewusstsein. Sie schrie. Ihr Oberkörper erstarrte. Ihre Hände fielen kraftlos herab.

Er hatte sie im Griff.

Sie wandte sich ihm zu, blickte ihm in die Augen und sah nur

Leere. Dann, ohne Vorwarnung, nahm sie hinter ihm im Augenwinkel eine Bewegung wahr. Grace hielt den Atem an.

Es war Jack.

Irgendwie war es ihm gelungen, sich einer Fata Morgana gleich über den Rücksitz aufzurichten. Der Mann drehte sich um, mehr aus Neugier als aus Sorge. Schließlich war Jack an Händen und Füßen gefesselt. Jack war ausgepumpt, am Ende. Was hätte er schon ausrichten können?

Mit wildem Blick und geradezu animalischem Willen warf Jack seinen Kopf zurück und stieß vor. Dieser Überraschungsangriff traf ihren Peiniger völlig unvorbereitet. Jacks Stirn schlug gegen den rechten Backenknochen des Mannes. Es gab ein dunkles, hohles Knacken. Der Wagen kam mit quietschenden Bremsen zum Stehen. Der Mann ließ Graces Knie los.

»Lauf, Grace!«

Das war Jacks Stimme. Grace tastete nach der Pistole. Sie öffnete den Sicherheitsriemen. Doch ihr Peiniger hatte sich schon wieder erholt. Mit einer Hand packte er Jack im Nacken. Mit der anderen griff er erneut nach ihrem Knie. Sie rutschte zur Seite. Er versuchte es wieder.

Grace wusste, dass ihr keine Zeit mehr blieb, an die Waffe zu kommen. Jack konnte ihr nicht helfen. Er hatte all seine Energie aufgebraucht und sich für diesen einen Angriff geopfert.

Und es war alles vergebens gewesen.

Der Mann rammte seine Finger erneut in Graces Rippen. Glühende Pfeile schossen durch ihren Körper. Übelkeit stieg aus ihrem Magen auf. Schwindel erfasste sie. Sie fühlte, wie ihr die Sinne zu schwinden drohten.

Sie konnte sich nicht mehr halten ...

Jack versuchte weiter, um sich zu schlagen, doch für ihren Peiniger war er nicht mehr als ein lästiges Insekt. Der Mann drückte die Finger in Jacks Nacken zu. Jack gab keinen Laut mehr von sich und hörte auf, sich zu bewegen.

Der Mann streckte seine Hand nach Grace aus. Sie packte die Türklinke.

Seine Hand umfasste ihren Arm.

Sie konnte sich nicht rühren.

Jacks lebloser Kopf rutschte über die Schulter des Mannes und blieb auf seinem Unterarm liegen. Mit geschlossenen Augen öffnete Jack plötzlich den Mund und biss kräftig zu.

Der Mann jaulte auf und ließ Grace los. Er schüttelte heftig seinen Arm und versuchte Jack abzuschütteln. Jack biss die Zähne zusammen und ließ nicht los, wie eine Bulldogge. Mit seiner freien Hand schlug der Mann Jack auf den Kopf. Jack sackte kraftlos zur Seite.

Grace drückte den Griff hinunter und warf sich gegen die Tür.

Sie fiel aus dem Wagen und landete auf dem Asphalt. Dort rollte sie sich weiter, um Abstand zwischen sich und ihren Peiniger zu bringen. Sie schaffte es tatsächlich bis zur gegenüberliegenden Bankette des Highways. Ein Wagen wich ihr schleudernd aus.

Hol dir die Waffe!

Ihre Hand fuhr an ihren Knöchel. Der Sicherheitsriemen war gelöst. Sie wandte sich dem Landrover zu. Der Mann stieg aus. Er hob sein Hemd hoch. Grace sah seine Pistole. Sie sah, wie er danach griff. Graces Pistole glitt aus dem Halfter.

Sie hatte keine Zweifel mehr, keine moralischen Vorbehalte mehr. Sie verschwendete keinen Gedanken daran, ihn zu ermahnen, die Hände über den Kopf zu nehmen. Ihr fehlte jede moralische Entrüstung. Kultur, Menschlichkeit, Erziehung, das alles hatte sie längst hinter sich gelassen.

Grace drückte ab. Ein Schuss löste sich. Sie drückte noch einmal ab. Und wieder. Der Mann taumelte. Ihr Finger zog erneut den Abzug. Sirenengeheul kam näher. Grace feuerte noch einmal.

Zwei Krankenwagen trafen ein. Der eine raste mit Jack davon, bevor Grace auch nur einen Blick auf ihn werfen konnte. Zwei Sanitäter verarzteten sie, stellten Fragen, während sie sich um sie bemühten, doch die Worte drangen nicht bis zu ihr durch. Man schnallte sie auf eine fahrbare Trage und rollte sie zum Krankenwagen. Inzwischen war auch Perlmutter eingetroffen.

»Wo sind Emma und Max?«, fragte Grace.

»Auf dem Revier. In Sicherheit.«

Eine Stunde später lag Jack im OP. Mehr wollte man ihr nicht sagen. Er wurde operiert.

Ein junger Arzt schleuste Grace durch eine Untersuchung nach der anderen. Sie hatte mehrere gebrochene Rippen. Der Arzt legte ihr einen elastischen Verband an und gab ihr eine Spritze. Allmählich ließen die Schmerzen nach. Ein Orthopäde untersuchte ihr Knie und schüttelte einfach nur den Kopf.

Perlmutter kam ins Zimmer und stellte eine Menge Fragen. Grace beantwortete die meisten. Bei einigen Themen blieb sie absichtlich vage. Sie wollte der Polizei eigentlich nichts vorenthalten, doch andererseits - wollte sie es eben doch.

Perlmutter blieb ebenfalls reichlich ungenau. Der Name ihres Peinigers jedenfalls lautete Eric Wu. Er war vorbestraft, hatte im Gefängnis gesessen. In Waiden. Das überraschte Grace kaum. Auch Wade Larue hatte in Waiden gesessen. Es fügte sich alles zusammen. Das alte Foto. Jacks Band *Allaw*. Die *Jimmy-X-Band*. Wade Larue. Und ja, sogar Eric Wu.

Perlmutter beantwortete die meisten ihrer Fragen ausweichend. Sie drang nicht weiter in ihn. Scott Duncan war ebenfalls anwesend. Er hielt sich jedoch im Hintergrund und sagte kein Wort.

»Woher haben Sie gewusst, dass Eric Wu mich entführt hat?«, fragte Grace.

Diese Frage schien Perlmutter kaum in Verlegenheit zu bringen. »Kennen Sie Charlaine Swain?«

»Nein.«

»Ihr Sohn Clay geht auch auf die Willard-Schule.«

»Okay, richtig. Bin ihr schon begegnet.«

Perlmutter berichtete ihr von Charlaine Swains eigener leidvoller Begegnung mit Eric Wu. Und zwar ausführlich. Und mit Absicht, dachte Grace, damit er auf den Rest nicht näher eingehen muss. Perlmutters Handy klingelte. Er entschuldigte sich und trat in den Korridor hinaus. Grace war mit Scott Duncan allein.

»Was denken die?«, fragte sie.

Scott kam näher. »Man nimmt an, dass Eric Wu für Wade Larue gearbeitet hat.«

»Wie kommen die denn darauf?«

»Sie wissen, dass Sie heute Morgen auf Larues Pressekonferenz gewesen sind. Das ist Anhaltspunkt Nummer eins. Wu und Larue haben nicht nur zur gleichen Zeit in Waiden eingesessen, sondern waren sogar drei Monate lang Zellengenossen.«

»Anhaltspunkt zwei«, schloss Grace messerscharf. »Und worauf, glauben sie, war Larue aus?«

»Auf Rache.«

»An wem?«

»Einmal an Ihnen. Sie haben gegen ihn ausgesagt.«

»Ich habe in *seinem Prozess* ausgesagt, nicht *gegen* ihn. Ich kann mich an nichts, was damals geschehen ist, erinnern.«

»Trotzdem. Es gibt eindeutig eine Verbindung zwischen Eric Wu und Wade Larue - wir haben die Telefonlisten des Gefängnisses überprüft. Die beiden haben ständig miteinander telefoniert - und was Sie mit Larue verbindet, ist auch klar.«

»Aber selbst wenn Larue sich an mir rächen wollte, warum sollte er dann Jack entführen? Warum nicht mich?«

»Die Polizei meint, Larue wollte Sie treffen, indem er Ihrer Familie Schaden zufügte. Er wollte Sie leiden sehen.«

Sie schüttelte den Kopf. »Und das groteske Foto? Wie glauben Sie, passt das in diesen komischen Mix? Ganz zu schweigen von dem Mord an Ihrer Schwester? Oder der Sache mit Shane Alworth oder Sheila Lambert? Oder Bob Dodd, der in New Hampshire erschossen wurde?«

»Klar, die Theorie hat viele Löcher«, sagte Duncan. »Aber die sehen das alles nicht mit unseren Augen. Meine Schwester ist vor fünfzehn Jahren ermordet worden. Was soll das mit der Gegenwart zu tun haben, fragen die sich. Dasselbe gilt für die anderen. Und Bob Dodd ist für die von irgendwelchen Gangs aus dem Verkehr gezogen worden. Die halten sich vorerst an das einfache Strickmuster: Wu kommt aus dem Knast. Er entführt Ihren Mann. Vielleicht hätte er sich noch andere geschnappt, wer weiß?«

»Und weshalb hat er Jack nicht umgebracht?«

»Wu hat ihn gefangen gehalten, bis Wade Larue entlassen wurde.«

»Was heute geschehen ist.«

»Richtig. Heute. Dann greift sich Wu die Ehefrau. Er war mit Ihnen auf dem Weg zu Larue, als Sie ihm entkommen sind.«

»Damit Larue ... uns selbst töten konnte?«

Duncan zuckte mit den Achseln.

»Das ergibt doch keinen Sinn, Scott. Eric Wu hat mir die Rippen gebrochen, weil er wissen wollte, woher ich dieses Foto habe. Er hat das Verhör unterbrochen, weil er einen unerwarteten Anruf gekriegt hat. Danach hat er uns ohne zu zögern in den Wagen verfrachtet. Nichts davon war geplant.«

»Perlmutter hat das gerade erst erfahren. Kann sein, dass sie jetzt ihre Meinung ändern.«

»Und überhaupt! Wo ist eigentlich Larue?«

»Scheint niemand zu wissen. Sie suchen ihn.«

Grace sank in ihre Kissen zurück. Ihre Glieder waren schwer wie Blei. Tränen traten in ihre Augen. »Wie schlimm steht es um Jack?«

»Schlimm.«

»Kommt er durch?«

»Können sie noch nicht sagen.«

»Lassen Sie nicht zu, dass die mich anlügen.«

»Keine Angst, Grace. Aber versuchen Sie erst mal zu schlafen, okay?«

*

Draußen im Korridor telefonierte Perlmutter mit dem Captain der Polizei von Armonk, Anthony Dellapelle. Seine Leute durchkämmten noch immer das Heim von Beatrice Smith.

»Wir haben gerade den Keller untersucht«, sagte Dellapelle.

»Da unten wurde jemand gefangen gehalten.«

»Jack Lawson. Soviel wissen wir schon.«

Dellapelle sagte einen Moment lang nichts. »Vielleicht.«

»Was soll das heißen?«

»Hängen noch immer Handschellen an einem Abflussrohr.«

»Wu hat Lawson rausgeholt. Und die Handschellen vermutlich zurückgelassen.«

»Könnte sein. Außerdem sind da Blutspuren - nicht viel, aber sie sind ziemlich frisch.«

»Lawson hat etliche Schnittwunden.«

Am anderen Ende war es wieder still.

»Was ist los?«, fragte Perlmutter.

»Wo sind Sie gerade, Stu?«

»Valley Hospital.«

»Wie lange brauchen Sie, um her zu kommen?«

»Fünfzehn Minuten. Mit Sirene«, antwortete Perlmutter.

»Warum?«

»Wir sind da drunten auf was gestoßen«, antwortete Dellapelle. »Etwas, das Sie sich vielleicht selbst ansehen sollten.«

Gegen Mitternacht quälte sich Grace aus dem Bett und ging den Korridor entlang. Die Kinder waren kurz zu Besuch gewesen. Grace hatte darauf bestanden, sie nicht im Bett liegend zu empfangen. Scott Duncan hatte ihr Kleidung besorgt - einen Adidas-Trainingsanzug. Sie wollte die Kinder nicht unnötig erschrecken und ließ sich eine Spritze gegen die unerträglichen Schmerzen geben. Sie wahrte tapfer die Fassung bis zu dem Augenblick, als Emma ihr Gedichtheft herauszog. Da begannen plötzlich die Tränen zu fließen.

Alles hatte seine Grenzen.

Die Kinder verbrachten die Nacht in ihren eigenen Betten. Cora war bei ihnen, übernachtete in Jacks und Graces Schlafzimmer. Coras Tochter, Vickie, schlief im Zimmer neben Emma. Perlmutter hatte ihnen über Nacht eine Polizistin zugeteilt, die im Haus blieb. Grace war dankbar dafür.

Im Krankenhaus war es jetzt dunkel. Grace hielt sich nur mit Mühe auf den Beinen. Der Weg schien kein Ende zu nehmen. Die unmenschlichen Schmerzen meldeten sich zurück. Ihr Knie fühlte sich an wie Pudding mit Glasscherben.

Im Korridor war alles ruhig. Grace wusste, wohin sie wollte. Man würde versuchen, sie aufzuhalten, da war sie sicher, doch das würde sie nicht zulassen. Ihr Entschluss stand fest.

»Grace?«

Sie wandte sich zu der Frauenstimme um, auf alles gefasst. Doch Kampfbereitschaft war nicht gefragt. Grace erkannte die Frau vom Spielplatz. »Sie müssen Charlaine Swain sein.«

Die Frau nickte. Sie gingen aufeinander zu, eine vom Blick der anderen gefangen. Sie teilten etwas, das keine von beiden so recht in Worte fassen konnte.

»Ich glaube, ich muss mich bei Ihnen bedanken«, begann Grace.

»Beruht auf Gegenseitigkeit«, erwiderte Charlaine. »Sie haben ihn getötet. Der Albtraum ist vorbei.«

»Wie geht es Ihrem Mann?«, fragte Grace.

»Er wird wieder gesund.«

Grace nickte.

»Wie ich höre, ist Ihrer noch nicht über den Berg«, sagte Charlaine. Über Pläritüden waren beide Frauen längst hinweg. Grace war für die Offenheit dankbar.

»Er liegt im Koma.«

»Sind Sie schon bei ihm gewesen?«

»Ich bin gerade auf dem Weg.«

»Heimlich?«

»Ja.«

Charlaine nickte. »Kommen Sie, ich helfe Ihnen.«

Grace stützte sich auf Charlaine Swain. Die Frau war kräftig. Der Korridor war leer. Von fern hörten sie das Klappern von Absätzen auf dem Fliesenboden. Es brannte nur eine Notbeleuchtung. Sie kamen an einer verwaisten Schwesternstation vorbei und stiegen in den Aufzug. Jack lag im dritten Stock auf der Intensivstation. Dass Charlaine Swain an ihrer Seite war, kam Grace seltsamerweise normal, ja logisch vor.

Die Intensivstation bestand aus vier, durch Glaswände getrennten Räumen. Eine Schwester saß in der Mitte. Sie überwachte alle vier Einheiten. In dieser Nacht war nur eine belegt.

Grace und Charlaine blieben stehen. Jack lag in seinem Bett. Als Erstes registrierte Grace, dass ihr großer, kräftiger Mann, der ihr allein schon durch seine Statur stets das Gefühl von Sicherheit gegeben hatte, hier erschreckend klein und zerbrechlich aussah. Sie wusste, es war Einbildung. Es waren nur zwei Tage gewesen. Er war vollkommen dehydriert gewesen. Er hatte Gewicht verloren. Doch das war nicht der Grund.

Jack hatte die Augen geschlossen. Ein Schlauch führte in seinen Hals. Ein weiterer führte in seinen Mund. Beide waren mit weißem Heftpflaster befestigt. Und ein dritter Schlauch schlängelte sich aus seiner Nase. Der vierte führte in die Armbeuge.

Neben dem Bett stand ein Infusionsständer. Jack war von zahllosen medizinischen Geräten umgeben. Er bot einen Anblick wie aus einem futuristischen Albtraum.

Grace fühlte, wie sie zu schwanken begann. Charlaine fing sie auf. Grace erlangte ihr Gleichgewicht wieder und ging zur Tür.

»Sie können da nicht rein«, sagte die Schwester.

»Sie möchte nur an seinem Bett sitzen«, erklärte Charlaine.
»Bitte.«

Die Schwester sah sich um. Dann wandte sie sich an Grace:
»Zwei Minuten.«

Grace ließ Charlaine los. Charlaine stieß die Tür für sie auf. Grace ging allein hinein. Ein Konzert aus Pieptönen, dunklen Tropflauten und einem Gurgeln, als würde Wasser durch einen Strohhalm gesaugt, empfing sie. Grace setzte sich neben das Bett. Sie griff nicht nach Jacks Hand. Sie gab ihm keinen Kuss auf die Wange.

»Die letzte Strophe wird dir gefallen«, sagte Grace.

Sie schlug Emmas Gedichtheft auf und begann zu lesen:

»*Baseball, Baseball,
Wer ist dein bester Freund?
Ist es der Schläger,
Der dir das Hinterteil verbläut?*«

Grace lachte und blätterte weiter, doch die nächste Seite - wie auch der Rest des Heftes - war leer.

Wenige Minuten bevor Wade Larue starb, glaubte er endlich, den wahren Frieden gefunden zu haben.

Er hatte auf Rache verzichtet. Es dürstete ihn nicht mehr nach

der ganzen Wahrheit. Er wusste genug. Er wusste, wo ihn Schuld traf und wo nicht. Es war Zeit, das alles hinter sich zu lassen.

Carl Vespa hatte keine Wahl. Er würde sich nie davon erholen. Das Gleiche galt für diesen schrecklichen Flickenteppich aus Gesichtern - dieses verschwommene Bild der Trauer -, dem er sich damals im Gerichtssaal und erneut heute bei der Pressekonferenz gezwungenermaßen gegenübergesehen hatte. Wade hatte Zeit verloren. Aber Zeit ist relativ. Der Tod ist es nicht.

Er hatte Vespa alles gesagt, was er wusste. Vespa war ein böser Mann, kein Zweifel. Der Mensch war zu unaussprechlicher Grausamkeit fähig. In den vergangenen fünfzehn Jahren war Wade Larue einer ganzen Reihe ähnlicher Charaktere begegnet, aber nur wenige waren so einfach gestrickt gewesen. Mit Ausnahme von durchgeknallten Psychopathen sind die meisten Menschen, selbst die gemeinsten unter ihnen, in der Lage, andere zu lieben, sich um sie zu sorgen, in Verbindung mit ihnen zu treten. Das war kein Widerspruch. Das war schlicht menschlich.

Larue redete. Vespa hörte zu. Irgendwann während seiner Aufführungen erschien Cram mit einem Handtuch und Eiswürfeln. Er gab beides Larue. Larue bedankte sich. Er nahm das Handtuch - die Eiswürfel wären zu klobig gewesen - und tupfte sich damit das Blut ab. Vespas Schläge taten schon nicht mehr weh. Larue hatte im Lauf der Jahre Schlimmeres überstanden. Wenn man erst einmal ausreichend Prügel eingesteckt hat, fürchtet man sie entweder so sehr, dass man in Zukunft alles dafür tut, um sie zu vermeiden, oder man hält sie aus und verlässt sich darauf, dass alles im Leben irgendwann vorübergeht. Irgendwann während der Haft hatte sich Larue Letzteres zu Eigen gemacht.

Carl Vespa sprach kein Wort. Er unterbrach ihn nicht, er forderte keine weitere Aufklärung. Als Larue geendet hatte, stand Vespa nur mit ungerührter Miene da und wartete auf mehr. Doch da kam nichts mehr. Da drehte sich Vespa wortlos um und ging.

Er machte Cram ein Zeichen. Cram trat näher. Larue hob den Kopf. Er hatte nicht vor, davonzulaufen. Damit war er durch.

»Kommen Sie. Gehen wir«, sagte Cram.

Cram setzte ihn mitten in Manhattan ab. Larue spielte mit dem Gedanken, Eric Wu anzurufen, doch er wusste, dass das beim augenblicklichen Stand der Dinge zwecklos war. Er machte sich auf zum Port-Authority-Busterminal. Er war bereit für den Rest seines Lebens. Sein Ziel war Portland, Oregon. Warum, wusste er selbst nicht genau. Er hatte im Gefängnis über Portland gelesen und irgendwie schien es zu passen. Er sehnte sich nach einer großen Stadt mit einer freigeistigen Atmosphäre. Nach allem, was er gelesen hatte, schien Portland eine Hippie-Kommune zu sein, die sich zu einer wichtigen Metropole ausgewachsen hatte. Vielleicht bekam er dort eine faire Chance.

Allerdings würde er seinen Namen ändern, sich einen Bart zulegen und sein Haar färben müssen. Mehr äußere Veränderungen waren seiner Ansicht nach nicht nötig, um die vergangenen fünfzehn Jahre hinter sich zu lassen. Es mochte vielleicht naiv sein, aber Wade Larue glaubte noch immer, dass für ihn eine Karriere als Schauspieler im Bereich des Möglichen lag. Er hatte noch immer Talent, Er hatte noch immer dieses außergewöhnliche Charisma. Warum sollte er's nicht auf einen Versuch ankommen lassen? Wenn nichts daraus wurde, konnte er sich noch immer um einen ganz normalen Job bemühen. Er scheute keine harte Arbeit. Er würde wieder in einer Großstadt leben. Er würde frei sein.

Doch Wade Larue ging nicht zum Port-Authority-Busterminal.

Die Vergangenheit ließ ihn noch nicht los. Er brachte es nicht über sich, sang- und klanglos zu verschwinden. Eine Querstraße vor dem Bahnhof blieb er stehen. Er sah die Busse aus der Zufahrt und zum Viadukt hinüberdonnern. Er beobachtete die Szene einen Moment, dann wandte er sich der Reihe öffentlicher Telefone zu.

Einen letzten Anruf wollte er tätigen. Eine letzte Wahrheit wollte er erfahren.

Jetzt, eine Stunde danach, drückte ihm jemand einen Pistolenlauf in die weiche Vertiefung unterhalb seines Ohrs. Es war komisch, an was man angesichts des Todes dachte. Diese weiche Vertiefung war eine von Eric Wus bevorzugten Pressurpunkten. Wu hatte ihm erklärt, dass es nichts nützte, nur diese Stelle zu kennen. Man konnte nicht einfach den Finger dort hinein stecken und zudrücken. Das mochte vielleicht Schmerzen verursachen, aber außer Gefecht setzen würde es den Gegner nicht.

Das war es. Dieser läppische Gedanke, jenseits jeden Mitgefühls, war Wade Larues letzter, bevor die Kugel in sein Gehirn drang und seinem Leben ein Ende setzte.

51

Dellapelle führte Perlmutter in den Keller. Er war ausreichend beleuchtet, und dennoch benutzte Dellapelle eine Taschenlampe. Er richtete den Lichtkegel auf den Fußboden.

»Hier.«

Perlmutter starnte auf die Betonfläche und spürte einen kalten Hauch.

»Denken Sie, was ich denke?«, fragte Dellapelle.

»Dass vielleicht ...« Perlmutter hielt inne und versuchte, die Sache einzuordnen. »... dass Jack Lawson nicht der Einzige war, der hier unten gefangen gehalten wurde.«

Dellapelle nickte. »Aber wo ist der andere?«

Perlmutter sagte nichts. Er starnte nur auf den Fußboden. Hier war offensichtlich jemand gefangen gehalten worden. Jemand, der einen Kieselstein gefunden und zwei Worte in Großbuchstaben in den Fußboden geritzt hatte. Es war ein Name, der Name

einer weiteren Person auf diesem seltsamen Foto, ein Name, den er gerade von Grace Lawson erfahren hatte:

»SHANE ALWORTH.«

Charlaine Swain blieb, um Grace in ihr Zimmer zurückzubegleiten. Ihr Schweigen war tröstlich. Grace dachte darüber nach. Sie dachte über viele Dinge nach. Sie fragte sich, wovor Jack vor all den Jahren davongelaufen war. Sie fragte sich, warum er nie diesen Treuhandfond angerührt hatte, weshalb er seiner Schwester und seinem Vater die Kontrolle über seinen Anteil überlassen hatte. Sie fragte sich, warum er so kurz nach dem Massaker aus Boston geflüchtet war. Sie fragte sich, warum Geri Duncan zwei Monate später hatte sterben müssen. Und sie fragte sich, und das erschien ihr das Rätselhafteste, ob ihre Begegnung mit Jack an jenem Tag in Frankreich, die Tatsache, dass sie sich in ihn verliebt hatte, mehr als nur ein Zufall gewesen war.

Sie fragte sich längst nicht mehr, ob all das in einem Zusammenhang stand. Sie wusste, dass es so war. Als sie Graces Zimmer erreicht hatten, half Charlaine ihr zurück ins Bett. Sie wandte sich zum Gehen.

»Würden Sie noch ein paar Minuten bleiben?«, bat Grace.
Charlaine nickte. »Gern.«

Sie redeten. Sie begannen mit dem, was sie gemeinsam hatten - Kinder -, doch es war klar, dass keine von beiden lange dabei verweilen wollte. Eine Stunde verging wie im Flug. Grace wusste nicht einmal mehr genau, worüber sie gesprochen hatten. Nur, dass sie dankbar dafür war.

Gegen zwei Uhr morgens klingelte das Krankenhaustelefon auf Graces Nachttisch. Einen Moment starren beide Frauen verdutzt auf den Apparat. Dann hob Grace den Hörer ab.

»Hallo?«

»Ich habe Ihre Nachricht erhalten. Über *Allaw* und *Still Night*.«

Sie erkannte die Stimme. Es war Jimmy X.

»Wo sind Sie?«

»Im Krankenhaus. Unten in der Eingangshalle. Sie wollen mich nicht reinlassen.«

»Ich bin in einer Minute bei Ihnen.«

*

In der Eingangshalle war alles ruhig.

Grace wusste nicht recht, wie sie sich verhalten sollte. Jimmy X saß, die Unterarme auf die Oberschenkel gestützt, auf einem Stuhl. Er sah nicht auf, als sie auf ihn zuhinkte. Die Frau am Empfang las in einer Illustrierten. Der Wachmann pfiff leise vor sich hin. Grace fragte sich, ob der Wachmann sie beschützen würde. Mit einem Mal vermisste sie diese Pistole.

Vor Jimmy X blieb sie stehen, sah auf ihn herab und wartete. Er hob den Kopf. Ihre Blicke trafen sich, und Grace wusste Bescheid. Sie kannte keine Einzelheiten. Sie kannte kaum die groben Umrisse. Aber sie wusste Bescheid.

Seine Stimme klang beinahe flehentlich. »Wie sind Sie hinter die Sache mit *Allaw* gekommen?«

»Durch meinen Mann.«

Jimmy wirkte verwirrt.

»Mein Mann ist Jack Lawson.«

Seine Kinnlade klappte herunter. »John?«

»So hat er sich damals genannt, schätze ich. Im Augenblick liegt er oben, im dritten Stock. Kann sein, dass er stirbt.«

»Großer Gott!« Jimmy verbarg das Gesicht in den Händen.

»Wissen Sie, was mich immer beschäftigt hat?«, fragte Grace. Er antwortete nicht.

»Dass Sie wegelaufen sind. Kommt nicht gerade oft vor - ein Rockstar, der einfach alles hinschmeißt. Es gibt Gerüchte über Elvis und Jim Morrison, aber nur weil sie tot sind. Es gab auch einen Film *Eddie and the Cruisers*, aber das war eben ein Film. Im ech-

ten Leben - also *The Who* sind nach Cincinnati auch nicht einfach untergetaucht. Und die Stones nicht nach Altamont Speedway. Also warum, Jimmy? Warum sind Sie davongelaufen?«

Er hielt seinen Kopf wieder gesenkt.

»Ich weiß über die Verbindung zu *Allaw* Bescheid. Ist nur eine Frage der Zeit, bis jemand zwei und zwei zusammenzählt.«

Sie wartete. Er ließ die Hände sinken und rieb die Handflächen aneinander. Sein Blick schweifte zum Wachmann. Grace wäre fast einen Schritt zurückgewichen, hielt dann aber doch die Stellung.

»Wissen Sie, weshalb Rockkonzerte immer erst so spät angefangen haben?«, fragte Jimmy.

Die Frage verblüffte sie. »Wie bitte?«

»Ich sagte ...«

»Ich habe schon gehört. Nein, ich weiß nicht, weshalb.«

»Weil wir so fertig waren - besoffen, bekifft, stoned - suchen Sie sich was aus -, dass unsere Helfer eine ganze Zeil: brauchten, um uns so weit wieder auszunüchtern, dass wir überhaupt auftreten konnten.«

»Worauf wollen Sie hinaus?«

»An jenem Abend war ich fast bewusstlos von Koks und Alkohol.« Sein Blick schweifte ab, seine Augen waren gerötet. »Daher die endlose Verspätung. Deshalb ist die Menge so ungeduldig geworden. Wäre ich nüchtern gewesen, wäre ich rechtzeitig auf der Bühne erschienen ...« Er verstummte mit einem Achselzucken.

Sie hatte seine Ausflüchte satt. »Erzählen Sie mir von *Allaw*.«

»Ich kann's nicht fassen.« Er schüttelte den Kopf »Jack Lawson ist Ihr Mann? Wie zum Teufel ist denn das passiert?«

Darauf wusste sie keine Antwort. Sie fragte sich, ob sie diese Frage je würde beantworten können. Das Herz war ein seltsames Organ. Konnte das ein Teil der Faszination gewesen sein, etwas Unterbewusstes, das Wissen, dass sie beide diese schreckliche Nacht überlebt hatten? In Gedanken war sie plötzlich wieder mit Jack an diesem Strand. War es Schicksal gewesen, vorherbe-

stimmt - oder geplant? Hatte Jack die Frau kennen lernen wollen, die zur Symbolfigur für das Massaker von Boston geworden war?

»Ist mein Mann an jenem Abend im Konzert gewesen?«, fragte sie.

»Was? Das wissen Sie nicht?«

»Wir können dieses Spielchen auf zwei Arten spielen, Jimmy. Erstens kann ich so tun, als wüsste ich alles und wollte nur noch Ihre Bestätigung. Aber so ist es nicht. Ich werde die Wahrheit vielleicht nie erfahren, wenn Sie sie mir nicht sagen. Sie könnten also Ihr Geheimnis durchaus für sich behalten. Aber ich bleibe Ihnen auf den Fersen. Genau wie Carl Vespa und die Garribsons und die Reeds und die Weiders.«

Er sah auf. Sein Ausdruck hatte etwas Kindliches.

»Zweitens - und ich glaube, das ist wichtiger - kommen Sie mit sich selbst nicht mehr klar. Sie sind bei mir gewesen, weil Sie Absolution wollten. Sie wissen, es ist Zeit.«

Er senkte den Kopf. Grace hörte das Schluchzen. Sein Körper wurde davon geschüttelt. Grace sagte kein Wort. Sie legte ihm keine Hand auf die Schulter. Der Wachmann sah herüber. Die Empfangsdame blickte von ihrer Illustrierten auf. Mehr passierte nicht. Sie befanden sich in einem Krankenhaus. Weinende Erwachsene waren hier kaum etwas Ungewöhnliches. Eine Minute später beruhigte sich Jimmy X. Seine Schultern zuckten nicht mehr.

»Wir sind uns in einem Laden in Manchester begegnet«, sagte Jimmy und wischte sich mit dem Ärmel die Nase. »Ich war damals mit einer Gruppe zusammen, die sich Still Night nannte. Es standen vier Bands auf dem Programm. Eine davon war Allaw. So habe ich Ihren Mann kennen gelernt. Wir haben hinter der Bühne rumgelungert und uns voll gedröhnt. Er war charmant und so, aber Sie müssen verstehen - Musik war alles für mich. Mir schwebte so was vor wie *Born to Run*, wissen Sie. Ich wollte die Musikwelt verändern. Ich habe Musik gegessen, geschlafen,

geträumt und geschissen. Lawson hat's nicht so verbissen gese-
hen. Die Band hatte Spaß, das war's. Sie hatten ein paar ganz
gute Songs drauf, aber Stimmen und Arrangements waren ama-
teurhaft. Lawson hatte keine großen Rosinen im Kopf ... ich
meine, er hat nicht damit gerechnet, dass sie mal groß rauskom-
men würden oder so.«

Der Wachmann hatte wieder zu pfeifen begonnen. Die Frau
am Empfang war wieder in die Lektüre ihrer Illustrierten vertieft.
Ein Wagen fuhr vor dem Eingang vor. Der Wachmann lief hinaus
und deutete in Richtung Notaufnahme.

»Ein paar Monate später, glaube ich, hat sich *Allaw* aufgelöst.
Aber Lawson und ich sind in Verbindung geblieben. Als ich die
Jimmy-X-Band gegründet habe, hätte ich ihn beinahe gebeten,
mitzumachen.«

»Und was hat Sie davon abgehalten?«

»Er war im Endeffekt einfach nicht gut genug.«

Jimmy stand so abrupt auf, dass Grace erschrak. Sie trat einen
Schritt zurück. Sie behielt ihn im Blick, suchte noch immer den
Blickkontakt mit ihm, als könne allein das sein Bleiben sichern.

»Ja, Ihr Mann ist damals beim Konzert gewesen. Hatte ihm
fünf Karten direkt vor der Tribüne besorgt. Er hat ein paar seiner
alten Bandmitglieder mitgebracht. Zwei hat er sogar hinter die
Bühne geschleust.«

Er hielt inne. Sie standen sich gegenüber. Er sah fertig aus, und
Grace fürchtete für einen Moment, dass er ihr entgleiten könnte.

»Erinnern Sie sich noch, wer das gewesen ist?«

»Sie meinen, wer von den ehemaligen Bandmitgliedern?«

»Ja.«

»Zwei Frauen. Eine hatte tizianrotes Haar.«

Sheila Lambert. »Und die andere? War es Geri Duncan?«

»Kannte keine mit Namen.«

»Was war mit Shane Alworth? War er auch dabei⁷?«

»War er der Typ am Keyboard?«

»Ja.«

»Nicht hinter der Bühne. Da habe ich nur Lawson und die beiden Mädels gesehen.«

Er schloss die Augen.

»Was ist passiert, Jimmy?«

Seine Züge wirkten plötzlich eingefallen, er sah um Jahre gealtert aus. »Ich war ziemlich zu. Ich konnte die Menge draußen hören. Zwanzigtausend sind's gewesen. Sie haben meinen Namen skandiert. Sie haben geklatscht. Alles, damit endlich das Konzert losgehen sollte. Aber ich konnte mich kaum rühren. Mein Manager ist reingekommen. Ich brauche Zeit, habe ich gesagt. Er ist wieder gegangen. Ich war allein. Und dann ist Lawson mit den beiden Tussis aufgetaucht.«

Jimmy blinzelte und sah Grace an. »Gibt's hier irgendwo eine Cafeteria?«

»Ist geschlossen.«

»Ich könnte eine Tasse Kaffee brauchen.«

»Pech für Sie.«

Jimmy begann auf und ab zu gehen.

»Was ist passiert, nachdem die drei in Ihre Garderobe gekommen waren?«

»Keine Ahnung, wie die's überhaupt hinter die Bühne geschafft haben. Ich hatte ihnen keinen entsprechenden Passierschein verschafft. Lawson ist plötzlich wie aus dem Nichts vor mir aufgetaucht und hat den alten Kumpel markiert. Glaube, ich hab mich sogar gefreut. Aber dann, keine Ahnung, wie, aber auf einmal ist alles aus dem Ruder gelaufen.«

»Inwiefern?«

»Es war Lawson. Er ist ausgeflippt. Er muss noch besoffener gewesen sein als ich. Hat angefangen, mich herumzuschubsen, mich zu bedrohen. Hat rumgebrüllt, ich sei ein Dieb.«

»Ein Dieb?«

Jimmy nickte. »Blanker Unsinn, natürlich. Er hat behaup-

tet...« Er verstummte jetzt und sah ihr endlich in die Augen. »Er hat behauptet, ich hätte seinen Song geklaut.«

»Welchen Song?«

»Pale Ink.«

Grace war wie gelähmt. Dann lief ein Zittern durch ihre linke Körperhälfte. Sie bekam Herzflimmern.

»Lawson und der andere, dieser Alworth, haben einen Song für *Allaw* geschrieben >Invisible Ink<. Aber der Titel ist auch schon die einzige Gemeinsamkeit. Sie kennen den Text von >Pale Ink<, oder?«

Sie nickte. Sie versuchte erst gar nicht, etwas zu sagen.

»>Invisible Ink< hatte eine ähnliche Thematik, schätze ich. Ging auch darum, wie zweifelhaft Erinnerungen sein können. Aber das war auch schon alles. Und das habe ich John gesagt. Er war wie von Sinnen. Wie ich auch argumentiert habe, es hat ihn nur noch wütender gemacht. Er hat mich ständig geschubst. Eines der Mädels, die mit dem rabenschwarzen Haar, hat ihn auch noch dauernd aufgehetzt. Sie hat gedroht, sie würden, mir sämtliche Knochen brechen oder so was. Ich hab um Hilfe geschrien. Lawson hat mir einen Fausthieb verpasst. Erinnern Sie sich noch an die Meldung, ich wäre bei den Tumulten verletzt worden?«

Grace nickte erneut.

»In Wirklichkeit war's Ihr Mann. Er hat mir einen Kinnhaken verpasst und sich dann auf mich gestürzt. Ich habe versucht, ihn abzuschütteln. Er hat gebrüllt, er bringt mich um. Es war, keine Ahnung, aber die Szene war bizarr. Er wollte Hackfleisch aus mir machen.«

Das Zittern breitete sich wellenartig aus. Sie fröstelte. Sie hielt den Atem an. Das konnte nicht sein! Bitte, lieber Gott, lass es nicht wahr sein!

»Mittlerweile war die Sache derart eskaliert, dass die Rothaarige versucht hat, Lawson zu beruhigen. Hat gesagt, es wäre die Sache nicht wert. Hat ihn angefleht, er soll es vergessen. Aber er

hat nicht auf sie gehört. Er hat mich nur angegrinst und dann ... dann hat er ein Messer gezogen.«

Grace schüttelte den Kopf.

»Er wollte mich erstechen. Hat er selbst gesagt. Mitten ins Herz. Ich war total zu. Aber das hat mich schlagartig ernüchtert. Wenn du jemand nüchtern kriegen willst, dann brauchst du ihn nur ernsthaft mit einem Messer zu bedrohen.« Er verstummte erneut.

»Und wie haben Sie reagiert?«

Hatte sie das gesagt? Grace wusste es selbst nicht. Es hatte wie ihre Stimme geklungen. Allerdings schien die irgendwoher aus dem Weltraum zu kommen.

Aus Jimmys Zügen wich jede Spannung, als er sich erinnerte. »Ich wollte mich nicht einfach so abstechen lassen. Also habe ich mich auf ihn gestürzt. Er hat das Messer fallen gelassen. Wir haben miteinander gerungen. Die Mädchen haben gekreischt. Sie haben versucht, uns auseinander zu bringen. Und dann, als wir auf dem Boden lagen, habe ich den Schuss gehört.«

Grace schüttelte noch immer den Kopf. Nicht Jack. Jack war in dieser Nacht nicht dort gewesen, unmöglich, völlig ausgeschlossen ...

»Es war so verdammt laut, wissen Sie. Als wäre die Waffe direkt an meinem Ohr losgegangen. Und dann brach die Hölle los. Schreie. Und dann zwei, vielleicht drei weitere Schüsse. Nicht im Zimmer. Die kamen von weiter her. Wieder Schreie. Lawson rührte sich nicht mehr. Es war Blut auf dem Boden. Er war im Rücken getroffen. Ich hab ihn von mir weggestoßen. Dann habe ich den Sicherheitsbeamten gesehen. Gordon MacKenzie. Er hatte die Pistole noch in der Hand.«

Grace schloss die Augen. »Augenblick mal. Wollen Sie damit sagen, dass Gordon MacKenzie den ersten Schuss abgegeben hat?«

Jimmy nickte. »Er hat den Krach gehört, meine Hilfeschreie und ...« Seine Stimme erstarb. »Wir haben uns nur sekundenlang angestarrt. Die Weiber kreischten, aber das ging mittler-

weile im Getöse der Massen draußen unter. Dieses Geräusch, ich weiß nicht, manche sagen, es wäre wie der Schrei eines verwundeten Tiers. Jedenfalls ich habe nie wieder was gehört, das mit Angst und Panik einer Menschenmenge zu vergleichen wäre. Aber wem sage ich das.«

Sie hatte überhaupt keine Ahnung, wovon er sprach. Das Schädeltrauma hatte sämtliche Erinnerungen gelöscht. Dennoch nickte sie, um ihn bei der Stange zu halten.

»Jedenfalls stand MacKenzie sekundenlang wie vom Donner gerührt da. Und dann ist er einfach davongelaufen. Die beiden Mädchen haben sich Lawson gepackt und ihn rausgeschleppt.« Er zuckte die Achseln. »Den Rest kennen Sie ja, Grace.«

Sie versuchte, das alles zu begreifen. Sie versuchte, die Bedeutung von Jimmys Bericht zu verstehen, versuchte, ihn mit ihrer eigenen Wirklichkeit in Einklang zu bringen. Sie hatte nur wenige Meter vom Geschehen entfernt gestanden, auf der anderen Seite der Bühne. Jack, ihr Mann, war mittendrin gewesen. Wie konnte das sein?

»Nein«, sagte sie.

»Was nein?«

»Nein, ich kenne den Rest nicht, Jimmy.«

Er sagte nichts.

»Die Geschichte war an dieser Stelle noch nicht zu Ende. Allaw hatte vier Mitglieder. Ich habe den Zeitablauf überprüft. Zwei Monate nach der Massenpanik hat jemand einen Auftragskiller beauftragt, eines der Bandmitglieder, nämlich Geri Duncan, zu ermorden. Mein Mann, derjenige, der Sie, wie Sie behaupten, tatsächlich angegriffen hat, hat sich nach Europa abgesetzt, hat sich den Bart abgenommen und sich von da an Jack genannt. Nach Aussage von Shane Alworth' Mutter lebt Shane seitdem auch auf einem anderen Kontinent, aber ich glaube ihr nicht. Sheila Lambert, die Rothaarige, hat ebenfalls ihren Namen geändert. Ihr Mann ist vor kurzem erschossen worden, und sie ist seither unauffindbar.«

Jimmy schüttelte den Kopf. »Von alledem weiß ich nichts.«

»Halten Sie das alles für Zufall?«

»Wohl kaum«, antwortete Jimmy. »Vielleicht haben die Angst vor dem, was passiert, wenn die Wahrheit rauskommt. Sie wissen, wie es war ... in jenen ersten Monaten - alle wollten Blut sehen. Sie hätten vielleicht ins Gefängnis gemusst, vielleicht schlimmer noch ...«

Grace schüttelte den Kopf. »Und was ist mit Ihnen, Jimmy?«

»Was soll mit mir sein?«

»Warum haben Sie das all die Jahre für sich behalten?«

Er schwieg.

»Wenn es stimmt, was Sie mir gerade erzählt haben, dann haben Sie sich nichts zuschulden kommen lassen. Sie waren derjenige, der angegriffen wurde. Warum haben Sie der Polizei nicht die Wahrheit gesagt?«

Er machte den Mund auf und gleich wieder zu. Dann versuchte er es noch einmal: »Es ging nicht nur um mich. Da war schließlich auch noch Gordon MacKenzie. Er ist danach zum Helden geworden. Wenn rausgekommen wäre, dass er den ersten Schuss abgegeben hat, was glauben Sie, wäre mit ihm geschehen?«

»Soll das heißen, Sie haben all die Jahre gelogen, um MacKenzie zu schützen?«

Keine Antwort.

»Warum, Jimmy? Warum haben Sie geschwiegen? Warum sind Sie davongelaufen?«

Sein Blick wurde unstet. »Hören Sie, ich hab Ihnen gesagt, was ich weiß. Ich gehe jetzt nach Hause.«

Grace trat näher zu ihm. »Sie haben den Song geklaut, stimmt's?«

»Wie? Nein.«

Doch jetzt war ihr alles klar. »Das war Ihr Teil der Schuld. Sie haben den Song gestohlen. Hätten Sie das nicht getan, wäre das alles nicht passiert.«

Er schüttelte nur unaufhörlich den Kopf. »Nein, das ist es nicht.«

»Deshalb sind Sie untergetaucht. Nicht weil Sie im Drogenrausch gewesen sind. Der Song, der Sie zum Star gemacht hat, war geklaut. Damit hat alles angefangen. Sie haben *Allaw* in Manchester auf der Bühne gehört. Ihr Song hat Ihnen gefallen. Sie haben ihn gestohlen.«

Er schüttelte reflexhaft den Kopf. »Es gab Ähnlichkeiten ...«

Und dann traf sie wie aus heiterem Himmel ein anderer Gedanke. »Wie weit würden Sie gehen, um Ihr Geheimnis zu hüten, Jimmy?«

Er sah sie an.

»>Pale Ink< lief nach der Katastrophe noch besser. Das Album hat Millionen eingespielt. Wer hat das Geld?«

Er schüttelte den Kopf. »Sie irren sich, Grace.«

»Haben Sie vielleicht doch gewusst, dass ich mit Jack Lawson verheiratet bin?«

»Wie bitte? Natürlich nicht.«

»Sind Sie deshalb kürzlich spätabends bei mir zu Hause aufgekreuzt? Wollten Sie herausfinden, wie viel ich weiß?«

Er schüttelte immer nur den Kopf. Tränen rannen ihm übers Gesicht. »Das ist nicht wahr. Ich wollte nie, dass jemand zu Schaden kommt.«

»Wer hat Geri Duncan umgebracht?«

»Darüber weiß ich nichts.«

»Wollte sie reden? Ist es das? Und dann, fünfzehn Jahre später wird jemand auf Sheila Lambert alias Jillian Dodd angesetzt, aber ihr Mann kommt dem Mörder in die Quere. Wollte *sie* endlich reden, Jimmy? Hat *sie* gewusst, dass Sie ein Comeback geplant haben?«

»Ich muss jetzt gehen.«

Sie vertrat ihm den Weg. »Davonlaufen ist nicht mehr. Nicht noch einmal. Dazu ist zu viel passiert.«

»Ich weiß«, sagte er beinahe flehentlich. »Das weiß ich besser als alle anderen.«

Er drängte sich an ihr vorbei und lief hinaus. Grace war versucht zu schreien »Haltet ihn!«, doch sie bezweifelte, dass der fröhlich pfeifende Wachmann viel ausrichten konnte. Jimmy war schon fast außer Sichtweite. Sie hinkte hinter ihm her.

Schüsse - drei an der Zahl - zerrissen die Stille der Nacht. Reifen quietschten. Die Frau am Empfang ließ ihre Illustrierte fallen und griff zum Telefonhörer. Der Wachmann hörte auf zu pfeifen und sprintete zur Tür. Grace eilte hinter ihm her.

Als Grace ins Freie kam, sah sie einen Wagen wie ein Geschoss die Ausfahrtsrampe hinunterrasen. Im nächsten Moment hatte die Dunkelheit ihn verschlungen. Die Insassen hatte Grace nicht erkannt. Doch sie glaubte zu wissen, wer den Wagen gefahren hatte. Der Wachmann beugte sich über den leblosen Körper. Zwei Ärzte kamen im Laufschritt heraus und hätten Grace beinahe umgerannt. Aber es war zu spät.

Fünfzehn Jahre nach den tragischen Ereignissen forderte das Massaker von Boston sein undurchschaubarstes Opfer.

52

Vielleicht, so überlegte Grace, wird die ganze Wahrheit niemals ans Licht kommen. Vielleicht ist sie auch gar nicht wichtig.

Am Ende blieben viele Fragen offen. Zu viele der Figuren in diesem Spiel waren mittlerweile tot.

Jimmy X, mit bürgerlichem Namen James Xavier Farmington, war durch drei Kugeln gestorben. Sie hatten ihn mitten in die Brust getroffen.

Wade Larues Leiche wurde in der Nähe des Port-Authority-Busterminals in New York gefunden. Keine vierundzwanzig Stunden nach seiner Freilassung. Jemand hatte ihm aus nächster

Nähe in den Kopf geschossen. Es gab nur eine konkrete Spur: Einem Reporter der New York *Daily News* war es gelungen, Wade Larue nach der Pressekonferenz im Crowne Plaza zu folgen. Nach seiner Aussage war Larue in eine schwarze Limousine eingestiegen. Die Beschreibung des Mannes, der den Wagen gefahren hatte, passte auf Cram. Danach hatte man Larue nicht mehr lebend gesehen.

Niemand wurde verhaftet. Dennoch lag die Lösung auf der Hand.

Grace versuchte zu verstehen, was Carl Vespa getan hatte. Fünfzehn Jahre waren vergangen. Sein Sohn war nicht wieder lebendig geworden. Eine bizarre Vorstellung, aber möglicherweise passte es. Für Vespa hatte sich nichts verändert. Zeit war nicht alles.

Captain Perlmutter hatte nichts gegen ihn in der Hand. Doch Vespa war ein Profi, wenn es darum ging, Spuren zu verwischen.

Sowohl Perlmutter als auch Duncan kamen nach dem Mord an Jimmy ins Krankenhaus. Grace erzählte ihnen alles. Sie hatte nichts mehr zu verbergen. Perlmutter bemerkte beinahe nebenbei, dass die Worte SHANE ALWORTH in den Betonboden von Beatrice Smith' Keller geritzt worden waren.

»Und was hat das zu bedeuten?«, erkundigte sich Grace.

»Wir suchen noch nach Spuren, aber möglicherweise war Ihr Mann nicht der einzige Gefangene in diesem Keller.«

Das erschien Grace plausibel. Nach fünfzehn Jahren tauchten alle auf die eine oder andere Art wieder auf. Alle Personen auf diesem Foto.

Um vier Uhr morgens lag Grace wieder in ihrem Krankenhausbett. Es war dunkel im Zimmer, als die Tür aufging. Lautlos glitt ein Schatten herein. Er glaubte, sie schliefe. Einen Moment sagte Grace kein Wort. Sie wartete, bis er wieder auf dem Stuhl Platz genommen hatte, genau wie damals vor fünfzehn Jahren, bevor sie ihn ansprach: »Hallo, Carl.«

»Wie geht es Ihnen?«, fragte Vespa.

»Haben Sie Jimmy X umgebracht?«

Danach war es lange still. Der Schatten bewegte sich nicht.

»Was in jener Nacht geschehen ist«, kam es schließlich, »war seine Schuld.«

»Schwer zu sagen.«

Vespas Gesicht lag im Dunkeln. »Sie sehen zu viele Grautöne.«

Grace versuchte sich aufzurichten, aber ihr wunder Oberkörper versagte ihr den Dienst. »Woher wissen Sie das mit Jimmy?«

»Von Wade Larue«, antwortete er.

»Sie haben ihn auch getötet.«

»Wollen Sie Anschuldigungen loswerden oder die Wahrheit wissen?«

Sie war versucht, zu fragen, ob das alles wäre, was ihm wichtig sei, nämlich die Wahrheit, doch sie kannte die Antwort bereits. Die Wahrheit würde niemals genug sein. Rache und Gerechtigkeit würden niemals genug sein.

»Wade Larue hat am Tag vor seiner Entlassung Kontakt zu mir aufgenommen«, sagte Vespa. »Er hat um ein Gespräch gebeten.«

»Ein Gespräch? Worüber?«

»Wollte er nicht sagen. Ich habe Cram geschickt, ihn in der Stadt abzuholen. Er ist in mein Haus gekommen. Angefangen hat er mit der Mitleidsmasche. So nach dem Motto, er könne meinen Schmerz verstehen. Er sagte, er sei mit sich im Reinen, dass er keine Rachegefühle mehr hege. Das Gequatsche hat mich nicht interessiert. Ich wollte, dass er auf den Punkt kommt.«

»Und, ist er?«

»Ja.« Der Schatten verstummte erneut. Grace spielte kurz mit dem Gedanken, nach dem Lichtschalter zu greifen, ließ es dann jedoch bleiben. »Er hat mir erzählt, dass Gordon MacKenzie ihn vor drei Monaten im Gefängnis besucht hat. Wissen Sie, warum?«

Grace nickte. Sie begann zu begreifen. »MacKenzie hatte Krebs im Endstadium.«

»Richtig. Er hoffte noch immer, eine Einfachfahrkarte ins Gelobte Land zu ergattern. Und plötzlich konnte er nicht mehr mit dem leben, was er getan hatte.« Vespa neigte den Kopf leicht zur Seite und lächelte. »Erstaunlich, wenn man sowieso' das Zeitliche segnet, was? Das Timing entbehrt nicht einer gewissen Ironie, wenn man's überlegt. Er gesteht, sobald kein persönliches Risiko mehr damit verbunden ist. Und wenn du an diesen Schwachsinn von >beichte-und-es-wird-dir-vergeben< glaubst, dann erwartet dich auch noch eine fette Prämie.«

Grace wusste darauf nichts zu sagen. Sie schwieg.

»Jedenfalls hat Gordon MacKenzie die Schuld auf sich genommen. Er war für den hinteren Bühneneingang verantwortlich. Er hat sich von einem hübschen jungen Ding ablenken lassen. Auf diese Weise konnte sich Lawson mit zwei Mädels an ihm vorbei mogeln. Aber das ist nichts Neues für Sie, oder?«

»Nicht ganz, nein.«

»Sie wissen, dass MacKenzie auf Ihren Mann geschossen hat?«

»Ja.«

»Und damit brach die Hölle los. MacKenzie hat sich mit Jimmy X getroffen, nachdem sich die erste Aufregung gelegt hatte. Sie haben Stillschweigen vereinbart. Jacks Verletzung oder die Möglichkeit, dass die Mädchen reden könnten, machte ihnen zwar Sorgen, aber die drei hatten selbst 'ne Menge zu verlieren.«

»Also haben alle die Klappe gehalten.«

»So ungefähr. MacKenzie wurde zum Helden erklärt. Danach bekam er einen Job bei der Bostoner Polizei. Hat es bis zum Captain gebracht. Alles nur wegen seiner Heldentaten in jener Nacht.«

»Und was hat Larue getan, nachdem MacKenzie ihm alles gestanden hatte?«

»Was glauben Sie denn? Er wollte, dass die Wahrheit bekannt

wird. Er wollte Rache. Und er wollte endlich freigesprochen werden. «

»Und warum hat Larue es niemandem erzählt?«

»Oh, das hat er.« Vespa lächelte. »Dreimal dürfen Sie raten, wem.«

Grace wusste sofort Bescheid. »Seiner Anwältin?«

Vespa spreizte die Finger. »Ein gefundenes Fressen für die Dame.«

»Aber wie konnte Sandra Koval ihn überreden, den Mund zu halten?«

»Oh, der Teil ist brillant. In gewisser Weise - und dafür muss man der Dame gratulieren - hat sie das getan, was für ihren Mandanten *und* ihren Bruder das Beste ist.«

»Wie denn das?«

»Sie hat Larue überzeugt, dass er eine bessere Chance hat, auf Bewährung freizukommen, wenn er nicht die Wahrheit sagt.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Sie kennen sich mit den Bewährungsregeln nicht aus, was?«

Sie zuckte mit den Schultern.

»Also die Kommission, die über den Straferlass entscheidet, will keine Unschuldsbeteuerungen hören. Die wollen ihre *mea culpas* hören. Willst du raus, musst du das Büßergewand anziehen. Du hast gefehlt, erzählst du denen. Du nimmst alle Schuld auf dich - das ist der erste Schritt zu einer Rehabilitierung. Wenn du auf deiner Unschuld beharrst, kannst du im Knast verschimmeln.«

»Hätte MacKenzie nicht aussagen können?«

»Dazu war er schon viel zu krank. Larues Unschuld juckte die Kommission nicht. Hätte Larue diesen Weg einschlagen wollen, hätte er eine Wiederaufnahme des Verfahrens beantragen müssen. Das hätte Monate, wenn nicht gar Jahre gedauert. Nach Sandra Kovals Meinung - und in diesem Punkt hat sie die Wahrheit gesagt - bestand Larues größte Chance, rauszukommen, in einem Schuldbekenntnis.«

»Und sie hatte Recht.«

»Ja.«

»Und Larue wusste nicht, dass Sandra Jacks Schwester ist?« Vespa spreizte erneut die Finger. »Woher sollte er?« Grace schüttelte den Kopf.

»Trotzdem war es für Wade Larue noch nicht vorbei. Er wollte noch immer Rache. Und er wollte von jeder Schuld freigesprochen werden. Er wusste, er muss nur warten, bis er aus dem Gefängnis ist. Die Frage war allerdings, wie er es anstellen sollte. Er kannte die Wahrheit. Aber wie sollte er sie beweisen? Wer sollte, verzeihen Sie den Ausdruck, seinen biblischen Zorn zu spüren kriegen? Wer war wirklich an dem schuld, was in jener Nacht passiert ist?«

Grace nickte. Wieder ein Stein, der ins Puzzle passte. »Also hat er sich Jack geschnappt.«

»Der, der das Messer gezogen hat, jawohl. Larue hat seinen alten Gefängniskumpel Eric Wu geschickt, um Ihren Mann zu entführen. Larues Plan war, sich nach seiner Entlassung umgehend mit Eric Wu zusammenzutun. Er wollte Jack zwingen, die Wahrheit zu sagen, das auf Video aufnehmen und ihn dann umbringen. Letzteres war allerdings noch nicht beschlossene Sache.«

»Er hätte einen Mord begangen, sobald er den Beweis seiner Unschuld hatte?«

Vespa zuckte die Achseln. »Er war wütend, Grace. Vielleicht hätte er ihm auch einfach nur eine Tracht Prügel verabreicht oder ihm sämtliche Knochen gebrochen. Wer weiß?«

»Was ist also passiert?«

»Wade Larue hat seine Meinung von Grund auf geändert.«

Grace runzelte die Stirn.

»Sie hätten ihn reden hören sollen. Seine Augen waren vollkommen klar. Ich hatte ihm gerade einen Kinnhaken verpasst. Ich habe ihn getreten, sein Leben bedroht. Aber dieser Friede in

seinen Zügen ... er war nicht zu erschüttern. In dem Augenblick, als Wade frei war, muss er erkannt haben, dass er die Sache überwunden hatte.«

»Was meinen Sie mit >überwunden<?«

»Genau das, was es heißt. Seine Strafe gehörte der Vergangenheit an. Eine völlige Entlastung konnte es nicht geben, weil er keine weiße Weste hatte. Er hatte wahllos in eine Menschenmenge geschossen. Er hatte die Hysterie und Panik erst richtig angeheizt. Aber es war mehr. Er war wirklich frei. Nichts konnte ihn mehr an die Vergangenheit fesseln. Er war nicht mehr im Gefängnis, aber mein Sohn ist nicht von den Toten auferstanden. Verstehen Sie?«

»Ich glaube schon.«

»Larue wollte sein Leben leben. Und er hatte Angst davor, was ich ihm antun konnte. Also wollte er verhandeln. Er hat mir die Wahrheit gesagt. Er hat mir Wus Nummer gegeben. Und als Gegenleistung sollte ich ihn in Ruhe lassen.«

»Dann haben Sie Wu angerufen?«

»Das hat Larue übernommen. Aber ja, ich habe mit ihm gesprochen.«

»Und Sie haben Wu angewiesen, uns zu Ihnen zu bringen?«

»Ich hatte keine Ahnung, dass Sie bei ihm waren. Ich dachte, nur Jack sei da.«

»Was hatten Sie vor, Carl?«

Er schwieg.

»Hätten Sie auch Jack umgebracht?«

»Spielt das noch eine Rolle?«

»Und was hätten Sie mit mir gemacht?«

Er nahm sich Zeit. »Es gab Dinge, die haben mir Rätsel aufgegeben«, sagte er schließlich.

»Rätsel worüber?«

»Über Sie.«

Sekunden vergingen. Im Korridor ertönten Schritte. Eine

Krankentrage mit quietschendem Fahrgestell wurde an der Tür vorbeigerollt. Grace horchte auf die leiser werdenden Geräusche. Sie versuchte, ruhiger zu atmen.

»Einerseits sind Sie beim Massaker von Boston fast zu Tode getrampelt worden - andererseits haben Sie den Mann geheiratet, der für alles verantwortlich ist. Außerdem weiß ich, dass Jimmy X nach dieser Bühnenprobe bei Ihnen gewesen ist. Davon haben Sie mir nie ein Wort erzählt. Und dann die Tatsache, dass Sie sich so wenig an die Ereignisse erinnern können. Und ich meine jetzt nicht nur an die Nacht des Konzerts. Sie wissen ja nicht einmal mehr, was in der Woche davor geschehen ist.«

Sie versuchte, ruhig zu atmen. »Sie dachten ...«

»Ich wusste nicht, was ich denken sollte. Aber jetzt vielleicht Ich glaube, Ihr Mann ist ein guter Mensch, der einen fatalen Fehler gemacht hat. Ich denke, nach der Katastrophe ist er einfach davongelaufen. Ich glaube, er fühlte sich schuldig. Deshalb wollte er Sie kennen lernen. Er hatte die Zeitungsberichte gelesen und wollte sich vergewissern, dass mit Ihnen alles in Ordnung ist. Vielleicht hatte er sogar vor, sich zu entschuldigen. Also hat er Sie an diesem Strand in Frankreich aufgesucht. Und dann hat er sich in Sie verliebt.«

Sie schloss die Augen und lehnte sich zurück.

»Es ist jetzt vorbei, Grace.«

Sie schwiegen beide. Es gab nichts mehr zu sagen. Wenige Minuten später schlich sich Vespa aus dem Zimmer, lautlos wie die Nacht.

53

Doch es war noch nicht vorbei.

Vier Tage vergingen. Grace erholte sich. An jenem ersten Nachmittag fuhr sie nach Hause. Cora und Vickie blieben bei ih-

nen. Am ersten Tag kam auch Cram vorbei, doch Grace bat ihn, wieder zu gehen. Er nickte und gehorchte.

Die Medien stürzten sich wie die Aasgeier auf die Geschichte. Sie wussten nur Bruchstücke von dem, was geschehen war, doch die Tatsache, dass der berühmt-berüchtigte Jimmy X endlich aus der Versenkung aufgetaucht war, nur um ermordet zu werden, versetzte die Meute in Aufruhr. Perlmutter postierte einen Streifenwagen vor Graces Haus. Emma und Max gingen weiter zur Schule. Grace verbrachte den größten Teil des Tages bei Jack im Krankenhaus. Charlaine Swain leistete ihr häufig Gesellschaft.

Grace dachte über das Foto nach, das alles ins Rollen gebracht hatte. Sie vermutete mittlerweile, dass einer der vier Mitglieder von *Allaw* es auf irgendeine Weise in ihren Fotoumschlag geschmuggelt haben musste. Warum? Eine schwierige Frage. Vielleicht war einem von ihnen klar geworden, dass die achtzehn toten Seelen niemals Ruhe geben würden.

Dann war da noch die Frage nach dem Timing: Warum gerade jetzt? Warum nach fünfzehn Jahren?

Mögliche Antworten gab es genug. Vielleicht wegen der Freilassung von Wade Larue. Vielleicht wegen des Todes von Gordon MacKenzie. Vielleicht wegen des Presserummels zum Jahrestag des Massakers. Die wahrscheinlichste, weil logischste Erklärung, war Jimmy X' Rückkehr ins Musikgeschäft.

Und wer war wirklich verantwortlich für die Ereignisse jener Nacht? War es Jimmy, weil er geistigen Diebstahl begangen hatte? Jack, weil er ihn angegriffen hatte? Gordon MacKenzie, weil er diesen verhängnisvollen Schuss aus seiner Waffe abgegeben hatte? Wade Larue, der eine illegale Waffe bei sich gehabt hatte, in Panik geraten war und einfach in eine bereits hysterische Menschenmenge geschossen hatte? Grace wusste es nicht. Kleine Ursache, große Wirkung. Hinter der Katastrophe steckte keine Verschwörung. Alles hatte mit zwei Amateur-Bands angefangen, die am selben Tag in einer Kneipe in Manchester gespielt hatten.

Natürlich gab es noch Ungereimtheiten in der Geschichte. Viele sogar. Doch die Auflösung musste warten.

Es gibt wichtigere Dinge als die Wahrheit.

Jetzt, in diesem Moment, sah Grace auf Jack herab. Er lag still in seinem Krankenhausbett. Der behandelnde Arzt, ein Mann namens Stan Walker, saß neben ihr. Dr. Walker faltete die Hände und sprach mit Grabesstimme. Grace hörte zu. Emma und Max warteten draußen im Korridor. Sie wollten dabei sein. Grace wusste nicht, was sie tun sollte. Wie sollte sie entscheiden?

Sie wünschte, sie hätte Jack fragen können.

Sie wollte ihn nicht fragen, weshalb er sie all die Jahre belogen hatte. Sie wollte keine Erklärung dafür, was er in jener schrecklichen Nacht getan hatte. Ihn nicht fragen, ob er an jenem Strand aufgetaucht war, weil er sie gesucht hatte, ob sie sich deshalb ineinander verliebt hatten. All das wollte sie nicht von Jack hören.

Sie wollte ihm nur eine Frage stellen: Wollte er seine Kinder bei sich haben, wenn er starb?

Schließlich beschloss Grace, dass die Kinder blieben sollten. Zu dritt versammelten sie sich zum letzten Mal als Familie um Jacks Bett. Emma weinte. Max hatte den Blick auf den Fliesenboden gerichtet. Und dann fühlte Grace mit einem sanften Ziehen in der Herzgegend, wie Jack für immer von ihr ging.

54

Die Beerdigung stand ihr noch bevor. Grace trug normalerweise Kontaktlinsen. Doch an jenem Tag nahm sie sie heraus und setzte auch keine Brille auf. Alles schien leichter zu ertragen, wenn man die Umgebung nur durch einen Schleier wahrnahm. Sie saß in der ersten Kirchenbank und dachte an Jack. Sie stellte sich nicht mehr vor, wie er in den Weinbergen oder am Strand gewesen war. Der Anblick, an den sie sich am intensivsten erin-

nerte, das Bild, das sie für immer bewahren würde, war Jack, der Emma nach der Geburt im Arm hielt - wie diese großen Hände das Baby gehalten hatten, voller Angst, das kleine Wunder zu zerbrechen, zu verletzen. Und wie er sich ihr zugewandt hatte mit einem Ausdruck schierer Ehrfurcht auf dem Gesicht. So war es, wie sie ihn in Erinnerung behalten würde.

Der Rest, alles, was sie von seiner Vergangenheit wusste, war nur noch weißes Rauschen.

Sandra Koval tauchte zur Beerdigung auf. Sie hielt sich im Hintergrund. Sie entschuldigte den Vater, der aus Altersgründen nicht kommen könne. Grace zeigte Verständnis. Die beiden Frauen umarmten sich nicht. Scott Duncan war ebenfalls da. Wie auch Stu Perlmutter und Cora. Grace hatte keine Ahnung, wie viele Leute sich versammelt hatten. Es war ihr auch gleichgültig. Sie hielt ihre beiden Kinder fest an der Hand und stand es eisern durch.

Zwei Wochen später gingen die Kinder wieder zur Schule. Und natürlich gab es Probleme. Emma und Max wurden von Trennungsängsten geplagt. Das war normal. Sie wusste es. Grace brachte sie zur Schule. Sie war da, bevor die Schulglocke klingelte, um sie abzuholen. Sie litten. Das, darüber war Grace sich im Klaren, war der Preis, den man dafür bezahlte, einen liebevollen und fürsorglichen Vater gehabt zu haben. Dieser Schmerz würde bleiben.

Doch jetzt war es an der Zeit, die Sache zu Ende zu bringen.
Jacks Autopsie.

Einige würden sagen, dass der Autopsiebericht, nachdem sie ihn gelesen und verstanden hatte, Graces Welt erneut in Stücke reißen musste. Doch so war es nicht. Der Autopsiebericht war lediglich die objektive Bestätigung dessen, was sie bereits wusste. Jack war ihr Ehemann gewesen. Sie hatte ihn geliebt. Sie hatten dreizehn Jahre zusammengelebt. Sie hatten zwei Kinder. Und

während er ganz zweifellos Geheimnisse vor ihr gehabt hatte, gibt es Dinge, die ein Mann vor seiner Frau nicht verbergen kann.

Manche Dinge lassen sich nicht verstecken.

Also hatte Grace Bescheid gewusst.

Sie kannte seinen Körper. Sie kannte seine Haut. Sie kannte jeden Muskel an seinem Rücken. Daher brauchte sie den Autopsiebericht nicht wirklich. Die Ergebnisse der äußereren pathologischen Untersuchung brauchte sie nicht. Sie stellten, lediglich fest, was sie längst wusste.

Jack hatte keine größeren Narben am Körper gehabt.

Und das bedeutete, dass - im Gegensatz zu dem, was Jimmy gesagt hatte, im Gegensatz zu dem, was Gordon MacKenzie Wade Larue erzählt hatte - Jack niemals eine Schusswunde erlitten hatte.

*

Zuerst suchte Grace das Fotolabor auf und stellte Sauerkrautbart Josh zur Rede. Dann fuhr sie zurück nach Bedminster, zu der Wohnanlage, in der Shane Alworth' Mutter lebte. Danach arbeitete sie sich durch die Rechtsbestimmungen des Treuhandfonds von Jacks Familie. Grace kannte einen Anwalt aus Livingston, der inzwischen als Sportagent in Manhattan arbeitete. Er errichtete ständig Treuhandfonds für seine wohlhabenden Athleten. Er überprüfte die Bestimmungen und erklärte Grace so viel, dass sie alles verstand.

Und dann, als sie alle Fakten hübsch beieinander hatte, statteite sie Sandra Koval, ihrer Schwägerin, in der Kanzlei von Burton und Crimstein in New York einen Besuch ab.

Diesmal holte Sandra Koval Grace nicht persönlich an der Empfangstheke der Kanzlei ab. Grace betrachtete gerade die Fotoseerie an der Wand, als eine Frau in einer Country Bluse sie bat, ihr

zu folgen. Sie führte Grace einen Korridor entlang und in genau das Konferenzzimmer, in dem sie und Sandra sich vor einem halben Leben zum ersten Mal gesprochen hatten.

»Mrs. Koval ist gleich bei Ihnen.«

»Prima.«

Grace blieb allein. Das Zimmer hatte sich seit jenem ersten Mal nicht verändert. Allerdings lag diesmal ein gelber Schreibblock mit Stift vor jedem Stuhl auf dem Tisch. Grace wollte sich nicht setzen. Sie lief, oder vielmehr hinkte, auf und ab und ging im Kopf noch einmal alles durch. Ihr Handy zirpte. Sie telefonierte kurz und schaltete es dann aus. Dennoch behielt sie es in Reichweite. Für alle Fälle.

»Hi, Grace.«

Sandra Koval rauschte in den Raum wie eine Schlechtwetterfront. Sie ging geradewegs zu dem kleinen Kühlschrank, öffnete ihn und spähte hinein.

»Kann ich dir etwas zu trinken anbieten?«

»Nein.«

Den Kopf noch im Mini-Kühlschrank fragte sie: »Wie geht's den Kindern?«

Grace antwortete nicht. Sandra Koval förderte eine Flasche Perrier zutage. Sie schraubte den Verschluss auf und setzte sich.

»Also, was gibt's?«

Sollte sie erst mal mit dem Zeh die Temperatur fühlen oder gleich ins kalte Wasser springen, überlegte Grace. Sie entschied sich für Letzteres. »Ich war nicht der Grund, aus dem du Wade Larue als Mandanten angenommen hast«, begann sie unvermittelt. »Du hast das Mandat übernommen, weil du an ihm dranbleiben wolltest.«

Sandra Koval goss sich Perrier in ein Glas. »Das mag - hypothetisch gesehen - richtig sein.«

»Hypothetisch gesehen?«

»Ja. Rein hypothetisch habe ich Wade Larue vielleicht vertre-

ten, um ein gewisses Familienmitglied zu schützen. Aber falls dem so gewesen sein sollte, hätte ich immer dafür gesorgt, meinem Mandanten mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln den effektivsten Rechtsbeistand zu gewährleisten.«

»Zwei Fliegen mit einer Klappe?«

»Vielleicht.«

»Und das gewisse Familienmitglied. Das wäre danin dein Bruder gewesen?«

»Durchaus möglich.«

»Möglich«, wiederholte Grace. »Aber so ist es in diesem Fall nicht gewesen. Du hattest nicht im Sinn, deinen Bruder zu schützen.«

Ihre Blicke trafen sich.

»Ich weiß Bescheid«, sagte Grace.

»Ach ja?« Sandra trank einen Schluck. »Dann klär mich auf.«

»Du bist - wie alt? - siebenundzwanzig gewesen? Frisch von der Uni und hast als Strafverteidigerin gearbeitet?«

»Ja.«

»Du warst verheiratet. Deine Tochter war zwei Jahre alt. Du hattest eine viel versprechende Karriere vor dir. Und dann hat dein Bruder alles vermasselt. Du bist in jener Nacht (dabei gewesen, Sandra. Im Boston Garden. Du bist die zweite Frau hinter der Bühne gewesen. Nicht Geri Duncan.«

»Verstehe«, sagte sie unbeeindruckt. »Und woher willst du das wissen?«

»Jimmy X hat die eine Frau als rothaarig bezeichnet - das war Sheila Lambert - und über die andere, die Jack angeblich noch mehr aufgehetzt hat, hat er gesagt, sie hätte schwarzes Haar gehabt. Geri Duncan war eine Blondine. Schwarzhaarig bist du, Sandra.«

Sie lachte. »Und was soll das beweisen?«

»Es soll gar nichts beweisen. Nicht automatisch. Ich bin nicht mal sicher, ob es wichtig ist. Geri Duncan war vermutlich eben-

falls dort. Sie könnte diejenige gewesen sein, die Gordon MacKenzie abgelenkt hat, damit ihr drei euch hinter die Bühne schleichen konntet.«

Sandra Koval machte eine vage Handbewegung. »Weiter. Das ist interessant.«

»Soll ich einfach zum Kern der Sache kommen?«

»Ich bitte darum.«

»Nach Aussagen von Jimmy X und Gordon MacKenzie ist an dem Abend auf deinen Bruder geschossen worden.«

»Richtig«, sagte Sandra. »Er lag drei Wochen im Krankenhaus.«

»In welchem Krankenhaus?«

Es gab kein Zögern, kein Zucken des Auges, kein verräterisches Zeichen. »Mass General.«

Grace schüttelte den Kopf.

Sandra zog eine Grimasse. »Willst du behaupten, du hättest jedes Krankenhaus in Boston und Umgebung überprüft?«

»Musste ich gar nicht«, sagte Grace. »Es gab keine Narbe.«

Stille.

»Weißt du, Sandra, eine Schusswunde hätte eine Narbe hinterlassen. Die Logik ist simpel. Man hatte auf deinen Bruder geschossen. Mein Mann hatte keine Narbe. Dafür gibt es nur eine Erklärung.« Grace legte die Hände auf den Tisch. Sie zitterten.

»Ich bin niemals mit deinem Bruder verheiratet gewesen.«

Sandra Koval sagte kein Wort.

»Dein Bruder, John Lawson, wurde an jenem Abend erschossen. Du und Sheila Lambert, ihr beide habt ihn während des heillosen Durcheinanders rausgeschleppt. Seine Verletzung war tödlich. Jedenfalls hoffe ich das, denn die einzige Alternative dazu wäre, dass du ihn umgebracht hast.«

»Und weshalb hätte ich das tun sollen?«

»Ganz einfach. Hättest du ihn in ein Krankenhaus gebracht, hätten die Ärzte die Schussverletzung melden müssen. Wärst du

mit einer Leiche aufgetaucht - oder hättest ihn irgendwo auf der Straße liegen gelassen -, hätte die Polizei Ermittlungen ange stellt und herausbekommen, wo und wie er erschossen worden ist. Du, die viel versprechende junge Anwältin, bist in Panik ge raten. Und ich wette, dasselbe traf auf Sheila Lambert zu. Alle Welt spielte verrückt nach dem Massaker. Der Generalstaatsan walt - ja sogar Carl Vespa - sie alle sind im Fernsehen aufgetre ten und haben nach Vergeltung geschrien. Wie die Familien der Opfer. Wärst du in die Sache verwickelt gewesen, hätten sie dich verhaftet ... oder noch schlimmer.«

Sandra Koval blieb stumm.

»Hast du deinen Vater angerufen? Hast du ihn um Rat gebe ten? Hast du dich an einen deiner ehemaligen Mandanten aus dem Verbrechermilieu gewandt und um Hilfe gebeten? Oder hast du die Leiche einfach selbst verschwinden lassen?«

Sie kicherte. »Du hast vielleicht eine blühende Phantasie, Grace. Darf ich dich was fragen?«

»Klar doch.«

»Wenn John Lawson vor fünfzehn Jahren gestorben ist, wen hast du dann geheiratet?«

»Ich habe *Jack* Lawson geheiratet«, entgegnete Grace. »Früher besser bekannt als Shane Alworth.«

Eric Wu hatte im Keller nicht zwei Männer gefangen gehal ten, so viel war Grace inzwischen klar. Nur einen. Denjenigen, der sich geopfert hatte, um *sie* zu retten. Denjenigen, der vermut lich gewusst hatte, dass er sterben würde, und der noch eine letzte Wahrheit in der ihm einzigen möglichen Weise in den Stein ge ritzt hatte.

Sandra Koval deutete ein Lächeln an. »Das ist ja eine großar tige Theorie.«

»Jedenfalls eine, die sich leicht beweisen lässt.«

Sie lehnte sich zurück und verschränkte die Arme vor der Brust. »Etwas an deinem Szenario verstehе ich nicht. Warum

habe ich die Leiche meines Bruders nicht einfach versteckt und behauptet, er sei untergetaucht?«

»Weil dann zu viele Leute zu viele Fragen gestellt hätten«, antwortete Grace.

»Aber genau das ist mit Shane Alworth und Sheila Lambert passiert. Sie sind einfach verschwunden.«

»Das stimmt schon«, gab Grace zu. »Aber vielleicht ist die Antwort in eurem Familien-Trust zu suchen.«

Sandras Miene erstarrte. »Im Trust?«

»Ich habe die Unterlagen über das Treuhandvermögen in Jacks Schublade gefunden. Ich habe sie von einem befreundeten Anwalt prüfen lassen. Demnach hat dein Großvater sechs Treuhandfonds errichtet. Er hatte zwei Kinder und vier Enkel. Aber reden wir erst mal nicht vom Geld. Reden wir über Stimmrechte. Jeder von euch hat die gleiche Anzahl stimmberechtigter Aktien erhalten, wobei dein Vater die überzähligen vier Prozent für die Stimmenmehrheit zugeschlagen bekam. Auf diese Weise behielt deine Seite der Familie mit zweihundfünfzig zu achtundvierzig Prozent die Kontrolle über das Vermögen. Großvater wollte jedoch, dass alles in der Familie bleibt. Sollte einer von euch vor der Vollendung des fünfundzwanzigsten Lebensjahres sterben, mussten dessen Stimmrechtsaktien zu gleichen Teilen unter den Überlebenden aufgeteilt werden. Als dein Bruder in jener Nacht des Massakers gestorben ist, bedeutete dies, dass deine Seite der Familie, du und dein Vater, in Zukunft nicht mehr die Majorität an Aktien halten konnten.«

»Du bist ja völlig durchgeknallt.«

»Vielleicht«, sagte Grace. »Aber jetzt im Ernst, Sandra. Was hat dich dazu getrieben? War es die Angst, erwischt zu werden - oder die Angst, die Kontrolle über das Familienunternehmen zu verlieren? Vermutlich war es eine Kombination aus beidem. In jedem Fall weiß ich, dass du Shane Alworth dazu gebracht hast, den Platz deines Bruders einzunehmen. Das ist leicht zu bewei-

sen. Wir graben alte Fotos aus. Wir lassen einen DNA-Test machen. Ich meine - es ist vorbei.«

Sandras Finger entfachten einen Trommelwirbel auf der Tischplatte. »Wenn das stimmt«, sagte sie, »dann hat dich der Mann, den du geliebt hast, all die Jahre belogen.«

»Das ist richtig. Daran gibt's nichts zu deuteln«, erwiderte Grace. »Wie hast du ihn nur dazu gebracht?«

»Die Frage kann doch wohl nur rein rhetorisch gemeint sein, oder?«

Grace zuckte mit den Schultern. »Mrs. Alworth hat mir erzählt, dass sie arm wie die Kirchenmäuse gewesen sind. Shanes Bruder Paul konnten sie nicht mal das College bezahlen. Sie haben in einer Bruchbude gewohnt. Aber ich schätze, dass du ihm gedroht hast. Wenn erst mal ein Mitglied von *Allaw* für das Massaker verantwortlich gemacht werde, dann konnte den anderen dasselbe blühen. Vermutlich dachte er, er hätte keine andere Wahl.«

»Komm schon, Grace. Glaubst du wirklich, ein Arme-Leute-Kind wie Shane Alworth hätte sich all die Jahre erfolgreich als mein Bruder ausgeben können?«

»Was sollte daran schon schwierig gewesen sein? Du und dein Vater haben geholfen, da bin ich sicher. Einen Ausweis zu kriegen, war kein Problem. Du hattest die Geburtsurkunde und alle einschlägigen Unterlagen. Ihr brauchtet nur zu behaupten, seine Brieftasche wäre gestohlen worden. Die Kontrollen waren damals noch nicht so streng. Ihr habt einen neuen Führerschein, Pass und sämtliche Papiere neu ausstellen lassen. Du hast einen neuen Anwalt für den Trust in Boston aufgetan. Meinem Freund ist aufgefallen, dass der Trust plötzlich nicht mehr von einer Kanzlei in Los Angeles, sondern von einem Anwalt in Boston betreut wurde. Der hatte keine Ahnung, wie John Lawson ausgesehen hatte. Du, dein Vater und Shane, ihr seid alle mit gültigen Ausweispapieren bei ihm erschienen. Dein Bruder hatte sein Examen

an der Vermont University bereits in der Tasche, also musste er dort nicht wieder mit einem neuen Gesicht auftauchen. Shane konnte nach Europa gehen. Falls ihm dort jemand über den Weg lief, brauchte er sich nur Jack zu nennen und behaupten, er sei ein anderer Lawson. Ist schließlich kein seltener Name.«

Grace wartete.

Sandra verschränkte erneut die Arme. »Ist das jetzt die Stelle, wo ich zusammenbrechen und ein Geständnis ablegen soll?«

»Du? Nein, ich denke nicht. Aber komm schon, du weißt, dass es vorbei ist. Es ist kein Problem zu beweisen, dass mein Mann nicht dein Bruder war.«

Sandra Koval ließ sich Zeit. »Das mag ja sein«, begann sie schließlich nachdenklicher. »Aber ich kann kein Verbrechen darin erkennen.«

»Wie denn das?«

»Sagen wir - wieder rein hypothetisch -, du hättest Recht. Sagen wir, ich hätte deinen Mann dazu gekriegt, sich als mein Bruder auszugeben. Das ist fünfzehn Jahre her. Und verjährt. Meine Cousins und Cousinen könnten mich wegen der Sache mit dem Treuhandfonds verklagen, aber die sind nicht gerade scharf auf einen Skandal. Wir würden uns einigen. Und selbst wenn stimmte, was du behauptest, dann hätte ich kein Schwerverbrennen begangen. Wäre ich tatsächlich bei diesem Konzert gewesen - wäre es denn verwunderlich gewesen, wenn ich in den ersten Tagen nach der Katastrophe völlig verstört gewesen wäre. Wer sollte mir das übel nehmen?«

Graces Stimme klang sanft. »Ich würde es dir nicht übel nehmen.«

»Also bitte. Was soll das dann?«

»Zuerst hast du eigentlich nichts wirklich Schlimmes getan. Du bist zu diesem Konzert gegangen, um Gerechtigkeit für deinen Bruder zu fordern. Du hast einen Mann zur Rede gestellt, der einen Song gestohlen hatte, den dein Bruder und ein Freund ge-

schrieben hatten. Das ist kein Verbrechen. Aber die Dinge sind aus dem Ruder gelaufen. Dein Bruder ist gestorben. Nichts konnte ihn wieder lebendig machen. Also hast du das getan, was du für das Beste hieltest.«

Sandra Koval breitete die Arme aus. »Was willst du dann eigentlich noch von mir, Grace?«

»Antworten, schätze ich.«

»Sieht so aus, als hättest du einige schon bekommen.« Dann hob sie den Zeigefinger und fügte hinzu: »Hypothetisch gesprochen.«

»Vielleicht auch Gerechtigkeit.«

»Gerechtigkeit wofür? Du hast doch gerade selbst gesagt, dass verständlich ist, was passiert ist.«

»Der erste Teil, ja«, konterte Grace in unverändert sanftem Ton. »Wenn die Sache damit zu Ende gewesen wäre, ja, dann würde ich mich vermutlich damit zufrieden geben. Aber dem ist nicht so.«

Sandra Koval lehnte sich zurück und wartete.

»Als Shane einverstanden war, die Rolle von John Lawson zu übernehmen, musste er, als Jack, alle Brücken hinter sich abreißen und nach Europa gehen. Für Geri Duncan war er wie vom Erdboden verschluckt. Einen Monat später erfährt sie, dass sie schwanger ist. Sie versuchte verzweifelt, den Vater ihres Kindes zu finden. Deshalb kam sie zu dir. Vermutlich hatte sie vor, einen Neuanfang zu wagen. Sie wollte die Wahrheit sagen, einen sauberen Schnitt machen und ihr Kind zur Welt bringen. Du kannst meinen Mann. Er hätte Geri niemals mit einem Kind sitzen gelassen. Vielleicht hätte auch er reinen Tisch machen wollen. Und dann? Was wäre dann mit dir passiert, Sandra?«

Grace betrachtete ihre Hände. Sie zitterten noch immer.

»Du musstest Geri zum Schweigen bringen. Du bist Strafanwältin. Zu deinen Mandanten gehören Kriminelle. Und einer von denen hat dir einen Killer namens Monte Scanion vermittelt.«

»Nichts von alledem kannst du beweisen«, sagte Sandra.

»Die Jahre vergingen«, fuhr Grace fort. »Jack Lawson war inzwischen mein Ehemann geworden.« Grace verstummte. Carl Vespa fiel ihr ein und dass er gesagt hatte, Jack Lawson hätte gezielt nach ihr gesucht. Dieser Punkt war noch immer nicht geklärt. »Wir hatten Kinder. Ich wollte zurück in die Staaten. Jack war dagegen. Ich bin hartnäckig geblieben. Wegen der Kinder. Vermutlich ist das mein entscheidender Fehler gewesen. Ich wünschte, er hätte mir damals einfach die Wahrheit gesagt...«

»Und wie hättest du reagiert, Grace?«

Sie überlegte. »Ich weiß es nicht.«

Sandra Koval lächelte. »Er hat es vermutlich auch nicht gewusst.«

Das Argument war nicht von der Hand zu weisen. Aber für Be trachtungen dieser Art war jetzt nicht der richtige Zeitpunkt. »Schließlich sind wir nach New York gezogen. Was dann passiert ist, weiß ich nicht. Da musst du mir helfen, Sandra. Ich glaube, angesichts des Jahrestages des Massakers und Wade Larues Freilassung, haben Sheila Lambert - oder vielleicht auch Jack - beschlossen, dass es an der Zeit war, die Wahrheit zu sagen. Jack hat schon immer unter Schlafstörungen gelitten. Möglich, dass beide endlich ihr Gewissen erleichtern wollten. Was du natürlich nicht zulassen konntest. Den beiden hätte man vermutlich verziehen. Aber dir? Niemals! Du hast immerhin Geri Duncan ermorden lassen.«

»Darf ich mal fragen, wie du das, bitte schön, beweisen willst...?«

»Dazu kommen wir noch«, sagte Grace. »Du hast mich von Anfang an belogen. Aber in einem Punkt warst du aufrichtig.«

»Bin ich nicht ein Prachtstück?« Ihr Sarkasmus war nicht mehr zu überbieten. »Klar mich auf. Wobei war ich denn so ehrlich?«

»Als Jack das alte Foto in der Küche gesehen hat, hat er Geri

Duncan über die Suchmaschine im Computer ausfindig machen wollen. Dabei hat er erfahren, dass sie tot, bei einem Brand ums Leben gekommen ist. Er muss sofort vermutet haben, dass das kein Unfall war. Also hat er dich angerufen. Neun Minuten habt ihr telefoniert. Du musstest befürchten, er könnte dem Druck nicht mehr standhalten. Schnelles Handeln war angesagt. Du hast Jack damit vertröstet, alles erklären zu wollen, aber nicht am Telefon. Du hast ein Treffen am New York Thruway vorgeschlagen. Dann hast du Larue angerufen und ihm gesagt, dass die perfekte Gelegenheit, sich zu rächen, gekommen sei. Du hast gedacht, Larue würde Wu veranlassen, Jack umzubringen. Damit, dass er ihn nur entführen würde, hattest du nicht gerechnet.«

»Ich muss mir das nicht anhören!«

Doch Grace war nicht aufzuhalten. »Mein Fehler war, dir bei unserer ersten Begegnung das Foto zu zeigen. Jack hatte keine Ahnung, dass ich eine Kopie vom Original gemacht hatte. Da war es also. Ein Foto von deinem toten Bruder und dem Mann, der in seine Fußstapfen getreten war. Alle Welt konnte es sehen. Folglich musstest du mich ebenfalls zum Schweigen bringen. Du hast diesen Kerl geschickt, den mit der Frühstücksbox meiner Tochter. Er sollte mir Angst einjagen. Aber ich wollte nicht klein beigegeben. Also hast du Wu auf mich angesetzt. Er sollte rausfinden, was ich wusste, und mich dann umbringen.«

»Okay. Mir reicht's jetzt.« Sandra Koval stand auf. »Raus aus meinem Büro!«

»Du hast dem nichts hinzuzufügen?«

»Ich warte noch immer auf Beweise.«

»Habe ich eigentlich nicht so richtig«, gestand, Grace ein. »Aber vielleicht legst du ja ein Geständnis ab.«

Das fand sie lustig. Sie lachte herzlich. »Glaubst du wirklich, ich weiß nicht, dass du verdrahtet bist? Ich habe nichts gesagt oder getan, was mich belasten könnte.«

»Schau aus dem Fenster, Sandra.«

»Wie bitte?«

»Das Fenster. Schau auf den Bürgersteig runter. Komm schon! Ich zeig's dir.«

Grace hinkte zum großen Panoramafenster und deutete nach unten. Sandra Koval folgte zögernd, als erwarte sie, von Grace hinuntergestoßen zu werden. Doch da lag sie falsch. Vollkommen falsch.

Als Sandra Koval den Blick nach unten richtete, schnappte sie unwillkürlich kurz nach Luft. Auf dem Bürgersteig gingen Carl Vespa und Cram wie zwei Löwen auf der Pirsch auf und ab. Grace drehte sich um und ging zur Tür.

»Wohin willst du?«, fragte Sandra.

»Moment noch«, sagte Grace. Sie schrieb etwas auf ein Stück Papier. »Das ist Captain Perlmutters Telefonnummer. Du hast die Wahl. Du kannst anrufen und das Gebäude mit Perlmutter an deiner Seite verlassen. Oder du versuchst dein Glück auf dem Bürgersteig.«

Sie legte den Zettel auf den Konferenztisch. Und dann, ohne einen Blick zurück, verließ Grace den Raum.

Nachspiel

Sandra Koval entschied sich für den Anruf bei Captain Stuart Perlmutter. Dann nahm sie sich einen Anwalt. Hester Crimstein, die Legende persönlich, übernahm das Mandat. Es war schwierig, eine wasserdichte Anklage zusammenzimmern, doch der Bezirksstaatsanwalt war aufgrund gewisser Entwicklungen zuversichtlich.

Eine dieser Entwicklungen war die Rückkehr des rothaarigen Mitglieds der Band Allaw, Sheila Lambert. Nachdem Sheila von der Verhaftung erfahren hatte - sie war in den Medien aufgerufen worden, sich zu melden -, stellte sie sich. Die Beschreibung des Mannes, der ihren Mann erschossen hatte, passte auf den Kerl, der Grace im Supermarkt bedroht hatte. Sein Name war Martin Brayboy. Er wurde verhaftet. Er war bereit, als Zeuge der Anklage aufzutreten.

Sheila Lambert sagte gegenüber der Staatsanwaltschaft aus, Shane Alworth sei in der fraglichen Nacht ebenfalls bei dem Konzert gewesen, habe sich jedoch im letzten Augenblick entschlossen, nicht mit hinter die Bühne zu gehen, um Jimmy X zur Rede zu stellen. Sie konnte nicht mit Bestimmtheit sagen, was seinen Sinneswandel bewirkt hatte, aber sie vermutete, dass Shane erkannt hatte, dass John Lawson so betrunken war, so unter Strom stand, dass er jeden Moment auszuflippen drohte.

Grace hätte das eigentlich ein Trost sein müssen. Doch so ganz sicher war sie sich nicht.

Captain Perlmutter hatte sich mit Scott Duncans ehemaliger Chefin Linda Morgan, der Generalstaatsanwältin, zusammengetan. Gemeinsam gelang es ihnen, einen der Männer aus dem innersten Zirkel um Carl Vespa umzudrehen. Gerüchteweise hieß

es, seine Verhaftung stünde unmittelbar bevor, auch wenn es schwierig werden würde, ihm den Mord an Jimmy X nachzuweisen. Eines Nachmittags rief Cram Grace an. Er sagte ihr, Vespa zeige keinerlei Lebensgeist mehr. Er verbringe viel Zeit im Bett. »Ist, wie ihm beim Sterben zuzuschauen«, berichtete er. Grace wollte das nicht wirklich hören.

Charlaine Swain brachte Mike aus dem Krankenhaus nach Hause. Sie nahmen ihr gleichförmiges, wohlgeordnetes Leben wieder auf. Mike arbeitet wieder. Sie sehen jetzt gemeinsam fern, statt sich in zwei getrennte Zimmer zurückzuziehen. Mike wird noch immer früh müde. Ihr Liebesleben gestaltet sich etwas intensiver, aber es ist alles viel zu verkrampt. Charlaine und Grace sind enge Freundinnen geworden. Charlaine beklagt sich nie, aber Grace sieht ihre Verzweiflung. Irgendwann, das weiß Grace, wird die Last zu schwer werden.

Freddy Sykes ist noch immer in der Reha. Er hat sein Haus zum Verkauf ausgeschrieben und ist dabei, sich eine Eigentumswohnung in Fair Lawn, New Jersey, zu kaufen.

Cora blieb Cora. Mehr ist dazu nicht zu sagen.

Evelyn und Paul Alworth, Jacks - oder in diesem Fall sollte sie wohl sagen Shanes - Mutter und Bruder, haben sich ebenfalls gemeldet. Im Lauf der Jahre hatte Jack das Geld aus dem Treuhandfonds dazu benutzt, Paul eine Ausbildung zu finanzieren. Als er bei Pentocol Pharmaceuticals angefangen hatte, hatte er seiner Mutter die Eigentumswohnung in der Neubausiedlung gekauft, damit sie sich regelmäßig sehen konnten. Sie hatten zumindest einmal pro Woche zusammen zu Mittag gegessen. Beide, Evelyn und Paul, verspürten den aufrichtigen Wunsch, am Leben der Kinder teilzuhaben - immerhin waren sie Emmas und Max' Großmutter beziehungsweise Onkel, verstanden jedoch, dass dies erst allmählich wachsen musste.

Was Emma und Max betraf, so gingen sie mit ihrem tragischen Verlust ganz unterschiedlich um.

Max spricht häufig und gerne von seinem Vater. Er will wissen, wo Daddy ist, wie es im Himmel aussieht, ob Daddy sie auch wirklich von oben sehen kann. Er braucht die Gewissheit, dass sein Vater noch immer an den Schlüsselerlebnissen seines jungen Lebens teilhaben kann. Grace versucht seine Fragen zu beantworten, so gut sie kann - versucht sie ihm plausibel zu machen -, doch ihre Worte haben den hohlen Klang des Zweifels. Max verlangt von Grace, dass sie mit ihm Limericks in der Badewanne dichtet, wie Jack es getan hatte, und wenn Max darüber lacht, klingt das so sehr nach seinem Vater, dass Grace glaubt, es müsse ihr hier und jetzt das Herz zerreißen.

Emma, Vaters kleine Prinzessin, spricht nie von Jack. Sie stellt keine Fragen. Sie betrachtet keine Fotos und schwelgt nicht in Erinnerungen. Grace versucht die Not ihrer Tochter zu lindern, ist sich jedoch der Richtigkeit ihres Handelns niemals sicher. Psychiater propagieren stets, wie wichtig es ist, sich zu öffnen. Grace, die ihr eigenes Päckchen an tragischen Verlusten zu tragen hat, zweifelt. Auch ein gesunder Verdrängungsmechanismus, das hat sie gelernt, hat seine Vorteile.

Seltsamerweise macht Emma einen glücklichen Eindruck. Sie ist gut in der Schule. Sie hat viele Freunde. Doch Grace weiß es besser. Emma schreibt keine Gedichte mehr. Sie würdigt ihr Gedichtheft keines Blickes mehr. Sie besteht darauf, bei geschlossener Zimmertür zu schlafen. Grace steht oft noch spät nachts vor dem Zimmer ihrer Tochter und glaubt manchmal leises Schluchzen zu hören. Am Morgen, wenn Emma zur Schule gegangen ist, geht Grace in ihr Zimmer.

Ihr Kopfkissen ist immer nass.

Außenstehende nehmen automatisch an, dass Grace viele Fragen an Jack hätte, würde er noch leben. Das ist richtig. Dennoch beschäftigt es sie längst nicht mehr, was ein verängstigter, mit Drogen voll gepumpter Zwanzigjähriger angesichts von Zerstörung, Tod und den Auswirkungen all dessen getan hatte.

Rückblickend war sie allerdings der Meinung, dass er es ihr hätte sagen müssen. Aber was, wenn er es getan hätte? Angenommen Jack hätte ihr von Anfang an die Wahrheit gesagt? Oder zumindest einen Monat nachdem sie eine Beziehung angefangen hatten? Oder ein Jahr später? Wie hätte sie reagiert? Wäre sie bei ihm geblieben? Sie denkt dann an Emma und Max, an die einfache Tatsache ihrer Existenz, und der nicht eingeschlagene Weg lässt sie erschaudern.

Spät nachts also, wenn Grace allein in ihrem viel zu großen Bett liegt und mit Jack spricht, und sich komisch vorkommt, weil sie nicht wirklich glaubt, dass er ihr zuhört, sind ihre Fragen mehr praktischer Art: Max möchte der Turniermannschaft des Fußballclubs von Kasselton beitreten, aber ist er dafür nicht noch zu jung? Die Schule möchte, dass Emma an einem Englischprogramm für Begabte teilnimmt, aber setzt sie das nicht zu sehr unter Druck? Sollen wir auch ohne dich im Februar nach Disney World fahren oder weckt das nur schmerzliche Erinnerungen? Und was, Jack, soll ich gegen dieses verdammte immer nass geweinte Kissen in Emmas Bett unternehmen?

Fragen wie diese.

Scott Duncan kam eine Woche nach Sandras Verhaftung vorbei. Als sie die Tür öffnete, sagte er: »Ich habe was gefunden.«

»Was denn?«

»Das war bei Geris Sachen«, antwortete Duncan.

Er reichte ihr eine abgewetzte Kassette. Sie trug keinen Aufkleber. Jemand hatte mit schwarzer Tinte *ALLAW* darauf geschrieben.

Sie gingen wortlos ins Arbeitszimmer. Grace steckte die Kassette in den Recorder ihrer Anlage und drückte auf die Play-Taste.

»Invisible Ink« kam als dritter Song.

Es gab Ähnlichkeiten mit »Pale Ink«. Hätte ein Gericht aufgrund dieser Aufnahme Jimmy des geistigen Diebstahls für schuldig befunden? Es war eine Gratwanderung, doch Grace glaubte, dass nach all den Jahren die Antwort vermutlich *Nein* lauten

musste. Es gab so viele Musikstücke, die ähnlich klangen. Und wo lag die Grenze zwischen Einfluss und Plagiat? »Pale Ink«, so schien es ihr, war vermutlich irgendwo in der Mitte anzusiedeln.

So vieles, was schief ging, lag in schwer zu definierenden Grenzbereichen.

»Scott?«

Er sah sie nicht an.

»Findest du nicht, es ist an der Zeit, reinen Tisch zu machen?«

Er nickte bedächtig.

Sie wusste nicht recht, wie sie anfangen sollte. »Als du entdeckt hastest, dass deine Schwester ermordet worden ist, hast du dich wie besessen darangemacht, den Fall zu untersuchen. Du hast deinen Job aufgegeben. Du warst wie von Sinnen.«

»Stimmt.«

»Kann nicht so schwierig gewesen sein, herauszufinden, dass sie damals einen Freund gehabt hat.«

»Nein, überhaupt nicht«, stimmte Duncan zu.

»Du hastest herausbekommen, dass sein Name Shane Alworth gewesen ist.«

»Ich habe schon vor dieser Geschichte von Shane gewusst. Sie waren sechs Monate zusammen gewesen. Aber ich dachte, Geri sei bei einem Unfall ums Leben gekommen. Deshalb gab es keinen Grund, seine Spur zu verfolgen.«

»Richtig. Aber nachdem du mit Monte Scanion gesprochen hastest, hast du es getan.«

»Ja«, sagte er. »Das war das Erste, das ich getan habe.«

»Du hast rausgefunden, dass er ungefähr zum Zeitpunkt des Mordes an deiner Schwester von der Bildfläche verschwunden ist.«

»Stimmt.«

»Und das kam dir komisch vor.«

»Milde ausgedrückt.«

»Schätze, du hast seine alten Studienunterlagen überprüft,

vielleicht sogar seine Zeugnisse von der Highschool. Du hast mit seiner Mutter gesprochen. Kann nicht schwer gewesen sein. Nicht wenn man weiß, wonach man sucht.«

Scott Duncan nickte.

»Du hast also gewusst - noch bevor wir uns getroffen haben -, dass Jack Shane Alworth war.«

»Ja«, gab er zu. »Ich hab's gewusst.«

»Du hattest ihn im Verdacht, deine Schwester umgebracht zu haben?«

Duncan lächelte freudlos. »Ein Mann ist der Liebhaber deiner Schwester. Er macht Schluss mit ihr. Sie wird ermordet. Er nimmt einen anderen Namen an und verschwindet für fünfzehn Jahre von der Bildfläche.« Er zuckte die Achseln. »Was würdest du daraus schließen?«

Grace nickte. »Du hast mir mal gesagt, es würde dir Spaß machen, auf den Busch zu klopfen.«

»Ganz recht.«

»Und du hast gewusst, dass du Jack nicht einfach auf das Schicksal deiner Schwester ansprechen konntest. Du hattest nichts gegen ihn in der Hand.«

»Auch richtig.«

»Also«, sagte sie, »hast du auf den Busch geklopft.«

Schweigen.

»Ich habe mich mit Josh vom Fotolabor unterhalten«, fing Grace wieder an.

»Aha. Wie viel hast du ihm bezahlt?«

»Tausend Dollar.«

Duncan schnaubte. »Von mir hat er nur fünfhundert gekriegt.«

»Um das Foto in meinen Umschlag zu schmuggeln.«

»Ja.«

Die Melodie änderte sich. *Allaw* spielte jetzt einen Song über Stimmen und Wind. Ihr Sound war schlicht, aber er hatte Potenzial.

»Du hast den Verdacht auf Cora gelenkt, um mich daran zu hindern, Josh in die Zange zu nehmen.«

»Ja.«

»Du hast darauf bestanden, dass ich dich zu Mrs. Alworth begleite. Du wolltest herausfinden, wie sie reagiert, wenn sie die Kinder sieht.«

»Ich habe eben wieder mal auf den Busch geklopft«, stimmte er zu. »Hast du den Ausdruck in ihren Augen gesehen, als sie Emma und Max beobachtet hat?«

Grace hatte ihn gesehen. Sie hatte nur nicht gewusst, was er bedeutete und weshalb sie ausgerechnet in einer Wohnanlage gelandet war, die direkt an Jacks Weg zu seinem Arbeitsplatz lag. Jetzt natürlich war ihr alles klar. »Und weil man dich gezwungen hatte, deine Stelle aufzugeben, konntest du das FBI nicht benutzen, um uns zu beobachten. Also hast du eine Privatdetektivin engagiert, die Rocky Conwell beschäftigt hat. Du hast die Kamera bei uns im Haus installiert. Wenn du schon auf den Busch klopfen musstest, wolltest du zumindest sehen, wie deine Zielperson reagierte.«

»Wie wahr.«

Sie dachte an das Endergebnis. »Für das, was du getan hast, mussten mehrere Menschen sterben.«

»Ich wollte den Mörder meiner Schwester zur Strecke bringen. Du kannst nicht erwarten, dass ich mich dafür entschuldige.«

Schuld, dachte sie erneut. So viel, dass jeder etwas davon abbekam. »Du hättest mich einweihen können.«

»Nein. Nein, Grace, ich konnte dir nie trauen.«

»Du hast gesagt, wir seien Verbündete - wenn auch nur vorübergehend.«

Er sah sie an. Ein Schatten lag in seinem Blick. »Das«, sagte er, »war eine Lüge. Verbündete sind wir nie gewesen.«

Sie richtete sich auf und stellte die Musik leiser.

»Du erinnerst dich gar nicht an das Massaker, stimmt's?«

»Das ist nichts Ungewöhnliches«, entgegnete sie. »Es hat nichts mit Gedächtnisschwund oder Ähnlichem zu tun. Ich habe einen so kräftigen Schlag auf den Kopf bekommen, dass ich ins Koma gefallen bin.«

»Schädeltrauma«, sagte er mit einem Nicken. »Ich weiß alles darüber. Ich habe viele solcher Fälle erlebt. Zum Beispiel beim so genannten Central-Park-Jogger. Die meisten erinnern sich nicht einmal mehr an die Tage davor.«

»Und?«

»Wie bist du dann an jenem Abend auf die Tribüne direkt vor der Bühne gekommen?«

Diese Frage kam völlig unerwartet. Sie zuckte regelrecht zusammen. Sie suchte in seiner Miene nach einem Zeichen. Doch da war nichts. »Wie bitte?«

»Ryan Vespa, oder vielmehr sein Vater, hat ein Ticket für vierhundert Piepen auf dem Schwarzmarkt gekauft. Die Mitglieder von *Allaw* hatten ihre Eintrittskarten von Jimmy höchstpersönlich. Die einzige Möglichkeit, dort auf die Tribüne zu kommen, war, entweder eine Menge Schotter hinzublättern oder Beziehungen zu haben.« Er beugte sich vor. »Wie bist du auf die Tribüne direkt vor der Bühne gekommen, Grace?«

»Mein Freund hatte Karten.«

»Wer sollte das gewesen sein? Todd Woodcroft? Der Typ, der dich nie im Krankenhaus besucht hat?«

»Ja.«

»Bist du sicher? Früher hast du mal behauptet, du könntest dich nicht erinnern.«

Sie machte den Mund auf und wieder zu. Er rückte näher.

»Grace, ich habe mit Todd Woodcroft gesprochen. Er ist gar nicht bei diesem Konzert gewesen.«

Etwas in ihrer Brust geriet gefährlich ins Schlingern. Sie fröstelte unwillkürlich.

»Todd hat dich nicht besucht, weil du zwei Tage vor dem Kon-

zert mit ihm Schluss gemacht hattest. Er dachte, es würde einen komischen Eindruck machen. Und weißt du was, Grace? Am gleichen Tag hat Shane Alworth meiner Schwester den Laufpass gegeben. Geri ist nie bei diesem Konzert gewesen. Also wen, meinst du, hat Shane stattdessen mitgenommen?«

Grace fror. Das Zittern wurde stärker. »Ich verstehe nicht ganz.«

Er zog das Foto heraus. »Das ist das Original. Das Foto, das du gefunden hast, habe ich aus diesem hier heraus vergrößert. Meine Schwester hatte das Datum auf die Rückseite geschrieben. Die Aufnahme wurde einen Tag vor dem Konzert gemacht.«

Grace schüttelte den Kopf.

»Diese geheimnisvolle Frau rechts außen, die wir kaum erkennen können ... Du dachtest, es sei Sandra Koval. Nun vielleicht, Grace - und nur vielleicht - bist du es.«

»Nein ...«

»Und vielleicht, wenn wir schon dabei sind, die Schuld auf immer mehr Leute zu verteilen, sollten wir uns fragen, wer das hübsche Mädchen gewesen ist, das Gordon MacKenzie abgelenkt hat, damit die anderen zu Jimmy X hinter die Bühne gelangen konnten. Wir wissen, dass es weder meine Schwester noch Sandra Koval oder Sheila Lambert gewesen sein kann.«

Grace schüttelte unaufhörlich den Kopf. Dann schoss ihr wieder der Tag am Strand durch den Kopf, als sie Jack das erste Mal gesehen hatte, an das eiskalte Gefühl in der Magengrube. Wie war das zu deuten? Es war das Gefühl, das man hatte ...

... wenn einem jemand schon einmal begegnet war.

Ein Dejä-vu-Erlebnis der seltsamsten Art. Der Art:, wenn es bereits zwischen zwei Menschen »Klick« gemacht hatte, im ersten Rausch des Verliebtseins. Man hält Händchen, und sobald alles in einem in Aufruhr gerät, setzt dieses panische Gefühl in der Magengegend ein, als gleite seine Hand aus deiner Hand ...

»Nein«, wehrte Grace jetzt entschiedener ab. »Du irrst dich. Das kann nicht sein. Ich hätte mich daran erinnert.«

Scott Duncan nickte. »Du hast vermutlich Recht.«

Er stand auf und nahm die Kassette aus dem Recorder. Er gab sie ihr. »Sind alles nur verrückte Spekulationen. Ich meine, genauso gut könnte diese geheimnisvolle Frau der Grund gewesen sein, warum Shane nicht hinter die Bühne gegangen ist. Vielleicht hat sie's ihm ausgeredet. Vielleicht ist ihm auch klar geworden, dass dort auf der Tribüne etwas Wichtigeres auf ihn wartete - etwas, das wichtiger war als all das, was er in einem Song hätte finden können. Vielleicht hat er noch drei Jahre später dafür gesorgt, es wieder zu finden.«

Danach verabschiedete sich Scott Duncan. Grace stand auf und ging in ihr Atelier. Seit Jacks Tod hatte sie nicht mehr gemalt. Sie schob die Kassette in ihren tragbaren Recorder und drückte auf die Play-Taste.

Sie griff nach einem Pinsel und versuchte zu malen. Sie wollte ihn malen. Sie wollte Jack malen - nicht John, nicht Shane. Jack. Sie dachte, es würde dabei etwas Chaotisches und Wirres entstehen, doch nichts dergleichen geschah. Der Pinsel rauschte und tanzte über die Leinwand. Sie dachte erneut darüber nach, wie wenig wir eigentlich über unsere Lieben wissen. Und wenn man es sich recht überlegte, wussten wir ja nicht einmal alles über uns selbst.

Die Kassette war zu Ende. Sie spulte sie zurück und startete sie erneut. Sie arbeitete wie in einem herrlichen Rausch. Tränen rannen über ihre Wangen. Sie wischte sie nicht weg. Irgendwann sah sie auf die Uhr. Bald war es Zeit aufzuhören. Der Schulschluss nahte. Sie musste die Kinder abholen. Emma hatte heute Klavierunterricht. Max hatte Training mit der Turniermannschaft des Fußballclubs.

Grace nahm ihre Handtasche und schloss die Tür hinter sich ab.

Danksagung

Der Autor bedankt sich bei folgenden Personen für ihre Fachkenntnisse: Mitchell F. Reiter, MD, Chefarzt für Neurochirurgie; David A. Gold, MD; Christopher J. Christie, Staatsanwalt für New Jersey; Captain Keith Killion vom Ridgewood Police Department; Steven Miller, MD, Leiter der Kindernotfallmedizin, Children's Hospital des New York Presbyterian; John Elias, Anthony Dellapelle (nicht die fiktive Figur), Jennifer van Dam, Linda Fairstein und Craig Coben. Wie immer gilt auch diesmal: Sämtliche Fehler sind ihre Schuld. Ich habe es satt, immer den Kopf dafür hinzuhalten.

Des Weiteren gilt meine Anerkennung Carole Baron, Mitch Hoffman, Lisa Johnson und allen von der Dutton und Penguin Group USA; Jon Woods, Malcolm Edwards, Susan Lamb, Juliet Ewers, Nicky Jeanes, Emma Noble und der ganzen Truppe bei Orion; Aaron Priest, Lisa Erbach Vance, Bryant und Hil (für ihre Hilfe über die erste Hürde), Mike und Taylor (für ihre Hilfe über die zweite), und Maggie Griffin.

Die Figuren in diesem Buch mögen zwar die Namen mir bekannter Personen tragen, sind jedoch frei erfunden. Der ganze Roman ist erfunden. Das heißt, ich rühre dieses Süppchen höchstpersönlich an.

Mein besonderer Dank geht an Charlotte Coben für Emmas Gedichte. Alle Rechte vorbehalten, wie es so schön heißt.